Voss.

<36606902050010

Richard Voß.

Römische Dorfgeschichten.

Inhalt:

Vierte Auflage.

Stuttgart 1897.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Römische Dorfgeschichten.

Römische

Dorfgeschichten.

Von

Richard Voß.

Vierte Auflage.

Stuttgart 1897.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Seiner alten treuen Jugendfreundin

Moritz Mayer

zugeeignet.

Inhalt.

Maria Botti.

1.

Im Meer ging die Sonne unter. Ueber der lateinischen Küste war der ganze Horizont Glut und Glorie. Von unsrer Albergoterrasse aus blickten wir weit und frei über Land und Strand: vom Kap der Circe bis zur Tibermündung beim untergegangenen Ostia. Das lichte Meer umsäumten die dunkeln Macchien. Wir erspähten Porto d'Anzio und Nettuno — auch den Turm von Astura! Dann dehnte es sich aus: weite, grüne Campagnasteppe, darüber sich der tiefblaue Himmel spannte, ganz überstreut mit leichten, rosigen Wolkenflocken. Abglanz des Scheins fiel auf Genzano, das uns gerade gegenüber an schwarzer Tufffelswand hing, hoch über dem köstlichen See.

Wir, der Freund und ich, sahen schweigend zu, wie am Himmel die Gluten langsam, langsam verblaßten, wie es unter uns im durchfluteten Kratergrund dunkler und dunkler ward. Auf der Bergstraße, die nur eine Brüstung vom Abgrund trennt, ging es lebhaft zu. Nemis Weiber, die kupferne Conca auf dem Kopf, wandelten wasserschöpfend zum Brunnen; auf der kleinen, von den mächtigen Wänden des Orsinipalastes eingeengten Piazza stand dichtgedrängt Nemis braunes Volk. Mit Grün beladene Maultiere wurden vorbeigetrieben, Ziegen- und Schaf-

herden. In Scharen kehrten Männer, Weiber und Kinder aus den Erdbeerfeldern zur Stadt zurück, jede Familie von ihrem schwarzen, grunzenden Haustier begleitet. Auch die Söhne unsres Wirtes, einer immer stattlicher als der andre, kamen aus den Vignen und Oliveten nach Haus; in der Küche hörten wir das Feuer prasseln und den Alten schelten. Auf Straße und Platz aber war ein Geschrei, ein Gekreisch, ein Gejohle, als hätten sie einen erstochen. Größere Gegensätze, als wie sie hier beisammenlagen, waren nicht zu denken: die in Finsternis und erhabenes Schweigen sinkende Natur und das närrische Menschengeschlecht, das, von Arbeit ausruhend, sein Dasein vor der Ruhe der Nacht noch einmal in Tönen austoben wollte.

„Es bleibt also wirklich dabei, daß Sie mich morgen nicht auf den Monte Cavo und nach Rocca di Papa begleiten?"

Mein lieber Reisegefährte stand an einen der umrankten Loggiapfeiler gelehnt und blickte hinunter in den Abgrund, der sich dicht unter uns aufthat, den Nemisee in seiner Tiefe. Gerade zog ein Trupp singender, brüllender Bursche vorüber; der Freund mußte bei dem tollen Lärm meine Frage nicht gehört haben. Ich wiederholte sie und erhielt entgegnet: „Nein! Ich muß nach Rom zurück. Mein Bild muß fertig werden. Uebrigens sagte ich es Ihnen gleich, daß ich nur bis Nemi würde mitgehen können."

„Aber," versuchte ich ihn umzustimmen, „die Wanderung über den Berg ist kaum ein Umweg. Ueber Rocca di Papa und Frascati kommen Sie fast ebenso schnell wieder nach Rom, als wenn Sie über Albano und Ma-

rino gehen. Sie sollten sich den köstlichen Gang wirklich gönnen; wir bekommen morgen wieder einen strahlenden Tag."

„Ich gehe nicht auf den Monte Cavo und nach Rocca di Papa," ward ich auffallend herbe zurückgewiesen, so daß ich nichts mehr sagte.

Der Mann, den ich mir zum weiteren Begleiter auf meiner Latiumwanderung wünschte, war ein in Rom ansässiger deutscher Künstler, den ich seit längerem kannte, und der mich gleich bei unsrer ersten Begegnung ungemein angezogen hatte. Er war einer der vortrefflichsten römischen Figurenmaler, als Mensch, wie als Künstler gleich hoch geschätzt. Nicht mehr jung und unverheiratet, lebte er sehr zurückgezogen. Irgendwo hatte ich einmal von irgend einem wilden Ereignis gehört, das mit ihm in Zusammenhang stand. Die Sache regte mich damals sehr auf: sie war ganz novellistisch.

Er war ein ernster Mann von tiefem Wesen, ein Mensch, auf den man sich verlassen konnte, überaus zutrauenerweckend, sobald man eine gewisse Scheu überwunden, die seine zu Zeiten ganz verdüsterte Zurückhaltung unwillkürlich einflößte. Mir erschien er zuweilen etwas schwerfällig, trotz seines zwanzigjährigen römischen Aufenthalts noch immer etwas gar zu sehr deutsch. Dieses geistige, echte Germanentum war auch in seiner Erscheinung ausgedrückt: eine mächtige Gestalt, die sich mehr als gelassen bewegte; der Kopf sehr bedeutend, mit ruhigen, klaren, leuchtenden Augen; obgleich Haar und Bart bereits ergraut waren, blieb er noch immer ein auffallend stattlicher Mann. Trotzdem er über die schönsten Modelle verfügte und — wie man sich zuraunte — nicht bloß

über solche aus der Via Sistina, sollte er von einer geradezu philisterhaften Solidität sein.

Er hatte einige Eigenheiten; zum Beispiel: die Angewohnheit, wie in fortwährenden stillen Monologen die Lippen zu bewegen; dabei machte seine rechte Hand, wenn sie gerade unbeschäftigt war, auf dem Tisch oder gar in die Luft ruhelos Pinselstriche. Mit tiefer, volltönender Stimme sprach er langsam und überlegt; von einem Gegenstand hingerissen, konnte er darüber sehr warm werden. Dann war es, als verjünge er sich; dann war er Zoll für Zoll ein Künstler: ein Mensch, der lebhaft fühlt, sich leicht allen Eindrücken hingibt, wohl auch sich von ihnen überwältigen läßt. Mir, dem Schriftsteller, fiel auf, in welch merkwürdig novellistischer Weise er erzählte; das geschah freilich selten genug. Interessant war, wie man bei seinen Schilderungen den Maler merkte. Er sah alles als Gemälde. Was er erzählte, hätte er zugleich zeichnen können. Dabei war seine Darstellungsweise oft seltsam phantastisch, voll glühender Farben. Wer nur den Menschen kannte, diesen tiefernsten, gemessenen Mann, durfte dann wohl erstaunt sein. Erst wenn man vor seine Bilder trat und diese lebensvollen, leidenschaftlichen Gestalten sah, fand man darin jenen Erzähler wieder, der zuweilen neben nächtigen Schatten die grellsten Lichter setzte.

Mit diesem Mann war ich eines sonnigen Septembertags aus Rom fortgewandert, die Via Appia dahin und weiter, bis zum schönen Albano hinauf. Morgen wollte mich nun mein lieber Gefährte treulos verlassen.

Was hatte er nur gegen Rocca di Papa? Auf unsrer Wanderung hatte es immer vor uns gelegen, hoch über

uns, der eigentümlichste Menschenbau auf starrem Felsen. Und jedesmal, wenn ich darüber in Entzücken geriet, ward er verdüstert. Wirklich seltsam.

Wir hatten in dem Gastzimmer unsrer wackeren Locanda der Kochkunst des biederen Padrone de Santis alle Ehre angethan und saßen wieder auf Latiums herrlichster Albergoterrasse. Der wüste Lärm war verstummt. Durch die Ranken der Reben funkelten die Sterne; von der Brüstung dufteten die roten Nelken zu uns herüber. Die italienische Sommernacht versetzte das wehmütige und sehnsüchtige Menschengemüt in jene unbeschreibliche Stimmung des Südens.

Mein Gefährte füllte sich das Glas von neuem voll rötlichen Weines, schlürfte es langsam aus, sagte dann: Ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen nicht erzählen soll, weßhalb ich Sie morgen nicht auf den Monte Cavo und nach Rocca di Papa begleite. Wenn wir es auch noch nicht, trotz unsres besten Willens, bis zu dem bewußten Scheffel Salz bringen konnten, so haben wir doch manches Fäßlein süßen Orvietos zusammen geleert: statt des Scheffels gelte das Faß. So mögen Sie denn die Geschichte hören, die überdies kein Geheimnis ist. Ihr Schriftsteller könnt dergleichen Stoffe aus dem Leben gebrauchen: es ist gutes Material. Hören Sie denn zu und sollten Sie es der Mühe wert halten, das Trauerspiel ‚Maria Botti‘ gelegentlich aufzuschreiben, so können Sie getrost unter den Titel setzen: Eine wahre Geschichte.

Weshalb ich mit Ihnen nicht nach Rocca di Papa will? Wegen der Erinnerung! Zwanzig Jahre ist es her, eine lange Zeit, lang genug, sollt' man meinen, um vergessen zu können. Schließlich käme es auch nur darauf

an, eine kleine Schwäche, oder richtiger gesagt, eine feige Furcht zu überwinden, die alten Plätze wiederzusehen. Aber Orte, wo ein Mensch einst sehr glücklich oder sehr unglücklich war, haben für ihn ihre eigentümlichen Schauer. Besonders mir steckt es im Blut. Ich konnte auch niemals Leichen sehen. Nun, die eine, — die freilich sah ich. Seitdem ist mir das Entsetzen vor allem Stummen, Kalten, Toten im Herzen geblieben.

Aber als ob ich mich dem Anblick des Ortes, den ich mit Ihnen nicht betreten will, entziehen könnte! Wie kann ich in Rom leben, ohne Rocca di Papa zu sehen? Da hängt es an dem schwarzen Tufffelsen, einer Kolonie großer Schwalbennester gleich. Wenn man in der Campagna ist, wo es auch sei; ja, in Rom selbst, auf dem Kapitol, dem Palatin, dem Lateranplatz, überall hat man die graue Bergstadt vor Augen und das so nahe, als ob man in einer Stunde drüben sein könnte. Ich gestehe Ihnen, daß ich allein dieses Anblicks wegen nahe daran war, Rom aufzugeben. Dann aber hat es wieder seinen eigentümlichen dämonischen Reiz, sich solchen selig-unseligen Erinnerungsstätten nahe zu befinden. Es packt einen, hält einen fest, man ist wie gebannt, man steht wie unter einem Zauber, kann nicht fort — nein, kann nicht! Nur die allernächste Nähe verträgt sich nicht. In denselben Straßen zu gehen, an demselben Hause vorbei, wo geschah, was ein Menschenleben ins Grab brachte und ein andres auf lange Zeit zerstörte, das kann ich nicht über mich bekommen.

Maria Botti. Hat der Name nur für mein Ohr einen so eigentümlichen Klang? Sie werden morgen an ihrem Grabe stehen, wenn es noch zu finden ist. Verwahrlost genug mag es aussehen. Nicht einmal einen

Namen hat es. Oder doch? Ich hab' es vergessen. Es liegt dicht an der Mauer. Das schwarze Kreuz darauf wird wohl längst vermodert sein. Sehen Sie nur nach der einsamen Cypresse, die den verdorrten Gipfel hat, darunter liegt es. Den verdorrten Gipfel hatte der Baum schon vor zwanzig Jahren; aber ich habe mir sagen lassen, daß er immer noch fortgrüne. Ein Herz schlägt gleichfalls immer noch fort, wenn auch sonst in der Brust vieles tot ist. Sprechen Sie an ihrem Grab ihren Namen. Dann werden Sie selbst hören, wie eigentümlich es klingt: Maria Botti.

Ja wohl; länger als zwanzig Jahre ist es her.

Ein blutjunger Bursch, war ich damals nach Rom gekommen, um in Rom unsterblich zu werden.

Wenn der büßende Katholik gen Rom zieht, im festen Glauben: in Sankt Peter nach einer Kleinigkeit Gebet aller seiner Sünden los und ledig zu werden, so kommt unsereins gewallfahrtet ganz und gar überzeugt, es müßten in der ewigen Stadt die Wunder mir nichts dir nichts, selbst an uns Ketzern, sich vollziehen: in den Stanzen nach einer Kleinigkeit Studium die Metamorphose zum Raphael und in der Sistina — — Ach nein! Gigantisch macht uns, das erbärmliche Geschlecht von Epigonen, selbst unser Riesenselbstbewußtsein nicht; in der Sistina vollzieht sich nur ein Wunder, das der Selbsterkenntnis.

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst — nicht mir."

Ich kam in Rom an, genau so, wie man in Rom ankommen muß: „An Hoffnung reich, an Glauben fest." Auch was mich nach Rom fortgetrieben, war durchaus typisch: Im deutschen Vaterland wurde der Prophet verkannt, im deutschen Vaterland ging die Kunst nicht nur nach Brot, sondern sogar nach Brosamen.

Also vor dem Letzten das Letzte zusammengerafft, den Staub des deutschen Vaterlandes von den Schuhen geschüttelt und: auf gen Rom!

Von den Alpen stieg ich hernieder, als ginge es erst jetzt in das Leben hinein, und dieses war so schön, wie um mich die Welt. Doch nirgends duldete es mich, bis ich die Kuppel Sankt Peters vor mir aufsteigen sah. Das war ein Augenblick! Als ich durch die Porta del Popolo einzog, war auch mir Kleinem zu Mute, als hätte ich erst jetzt meinen köstlichen Rombesitz sicher. Noch am selben Tag stand ich in der Sistina und noch am selben Tag wurden mir vor dem sistinischen Gott alle meine Götter gestürzt. Mit dem Wahn war es aus, und das für immer. Seit jener Stunde habe ich auf Raphaels flüchtigsten Pinselstrich wie auf eine platonische Idee geblickt.

Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich damals in Bezug auf Rom ebenso feige war, wie jetzt nach zwanzig Jahren in Bezug auf Rocca di Papa. Bald nach jener Erkenntnis in der Sistina schlich ich mich aus Rom hinaus in die Campagna.

Aber da schien es beinahe, als käme ich aus dem Regen in die Traufe. Römische Natur. Das war auch solch eine Titanide. Wer kann dem Riesenweib beikommen! Wer aus der Sistina in die Campagna tritt, kann annehmen: er trete in die Schöpfung jenes Gottes, der an der Decke der Kapelle das Düster auseinanderreißt, der dahergebraust kommt, die Gestirne erschaffend. Die Welt um Rom ist so groß, wie der höchste Menschengeist selbst, der seine gewaltige Spur in Rom zurückließ. Auch mit der römischen Natur ging es nicht.

Ich mußte mich also an die Menschen halten, mit

denen würde es meine armselige Künstlerschaft hoffentlich aufnehmen können. Es war ein prächtiges Geschlecht, von den Jahrhunderten unberührt gelassen, schier dasselbe, das es zu den Zeiten römischer Urkraft gewesen. Ich schlug mein Künstlerquartier an demselben schönen Ort auf, wo wir uns heute befinden, und zwar in derselben biederen Trattoria, wo wir heute diesen etwas herben „Nemi rosso" schlürfen. Damals war er übrigens nicht milder. Dort droben, just über uns, lag mein Zimmer. Auch damals umkletterten es Reben, die rote Nelken durchwebten — ganz so wie heute. Unser Padrone war damals noch ein für Italien ganz erstaunlich ehrenwerter Gastwirt — nicht wie heute, wo Sie ihm morgen bei der Rechnung genau auf die Zahlen sehen müssen. Er war gerade junger, glücklicher Ehemann geworden, und ein hübscher Bursche, wie seine vortreffliche Hausfrau, die leider etwas verfettete Madonna de Santis, einst das schönste Mädchen von Nemi gewesen. Sie, die Gute und Brave, die jetzt ihre Tage unter Haufen gelblicher Wäsche verbringt, und keine andre Lebensbeschäftigung zu haben scheint, als bis an ihr seliges Ende gelbliche Wäsche zu flicken, hatte, als ich ihr schwarzbraunes Köpfchen abkonterfeite, ihrem Gatten eben den ersten Sprößling geschenkt. Der Bengel kam mit einer Kehle auf die Welt und machte sein Dasein mit einem solchen Aufwand von Stimmmaterial bemerkbar, daß ich seiner Mutter ohne weiteres prophezeite: sie habe Nemis größten Tenor oder Bariton geboren. Wenn es Ihnen aufgefallen ist, daß man mich in diesem Hause mit größter Hochachtung behandelt, so mögen Sie wissen, daß man mich hier als eine Art von Propheten betrachtet. Sie haben gewiß im Gastzimmer alle vier Wände mit den Photographien eben

dieses wunderbaren Aeltesten austapeziert gesehen: es ist eine ganze Verdigalerie! Und wenn Sie die Mutter auf einen Augenblick zu dem Bewußtsein bringen wollen, daß es noch etwas andres auf der Welt gebe, als des Flickens bedürftige Wäsche, so brauchen Sie nur ein Wort über den „gran Tenore“ de Santis fallen zu lassen. Bei dem Alten wirkt das nicht mehr. Wenn Sie dem eine ganze Kritik über die „dolce voce“ seines Sohnes aus dem „Popolo romano“ vordeklamierten, er würde Ihnen den Fritto von heute Abend doch um fünf Soldi zu hoch anrechnen.

Damals, in jenen glücklichen Tagen, waren, wie gesagt, selbst italienische Wirte noch nicht die Schurken, die sie heute, vielleicht durch den verderblichen Einfluß von Mylord und Mylady, geworden sind. Der ganze Sommer, der eine ununterbrochene Reihe von strahlenden Sonnentagen gebracht, war in köstlicher Arbeit dahingegangen, traumhaft genug. Des herrlichsten Materials war eine solche Ueberfülle, daß ich nicht wußte, wie mich retten vor dem Sturm des Schönen, welcher von allen Seiten auf mich eindrang, der ich doch nur zwei Augen zum Sehen und nur eine Hand zum Malen hatte. Erst bei Beginn des italienischen Herbstes kehrte ich nach Rom zurück, um jedoch manchesmal, wenn die Eindrücke mein Gemüt wie mit Keulenschlägen trafen, mich an diesem elyseischen Felsenufer wieder in den Nemisectraum rauschen zu lassen. Aber im ganzen war ich tapfer. Ich schaute möglichst wenig weder nach rechts noch nach links, sondern ging jeden Morgen geraden Wegs in den Vatikan, an der Sistina vorüber, in die Stanzen, wo ich mich in jenem ersten römischen Winter in der Camera della Segnatura mit Pinsel und Palette sozusagen häuslich niederließ.

In derselben Zeit bildete ich mir ein, nur Raphael zum Genossen haben zu wollen. Ueberdies lebte ich in den Marmorhallen des Areopags mit einer Schar von erhabenen Gestalten zusammen, wie man solche im Leben nur unter unsern großen Toten findet.

Daß ich mich aber schließlich nicht dennoch danach gesehnt hätte, an meinem Herzen ein andres Herz pochen zu fühlen, will ich nicht in Abrede stellen. Ich war eben jung, mit noch andrem Wunsch und noch andrer Sehnsucht in der Brust, als einst ein „großer Künstler“ zu werden. Es erging mir damals wie manchmal heute noch; von der toten Schönheit hinweg, verlangte ich zu der lebenden hin. Ich hatte noch nie einen Freund gehabt — ich hatte noch niemals geliebt! Die Eindrücke Roms, die Erkenntnis, die mir darin geworden, der Schmerz, den ich empfand, den Gipfel vor mir zu sehen und nicht hinaufgelangen, den vollen Becher vor den Lippen zu haben und nicht trinken zu können — alles das steigerte meine Sehnsucht nach einer Menschenbrust zum heißen Verlangen. So war ich denn geradezu durch lange Dürre vorbereitet, bei mindester Gelegenheit in Glut und Flammen zu geraten. Ein leiser Windhauch brauchte mir nur den Funken in die Brust hineinzuschleudern — mein Herz verlangte nichts Besseres, als hell auflodern zu dürfen.

Meine Riesenarbeit natürlich nicht zur Hälfte vollendet, ging ich im nächsten Sommer wieder nach Nemi. Diesmal wollte ich Land und Gebirge durchstreifen und mehr mit den Augen studieren, als mit Pinsel und Stift. Mein erster Ausflug war auf den Monte Cavo, der, mit dem grauen Rocca di Papa an seinen wilden Abhang geschmiegt, mich seit langem gereizt hatte. Es war eines

herrlichen Juliabends, als ich droben stand. Herrgott, wie war es schön! Nun, Sie kennen es ja und werden es morgen wiedersehen. Seien Sie froh, daß Sie ein Künstler mit der Feder sind: aufschreiben läßt es sich vielleicht, malen läßt es sich nicht.

Ja, der Monte Cavo! Das war freilich ein Platz, um von ihm Latiums Nationalheiligtum in Marmorhallen niederleuchten zu lassen, weit hinaus über Land und Meer. Dieses Haus des höchsten Jupiter war freilich ein Tempel, zu dem die Völkerschaften hinaufwallfahrten durften, ein Kapitol, wo römische Sieger, myrtenbekränzt, den Triumphzug halten konnten, den ihnen Rom auf seiner Via triumphalis verweigert.

Und jetzt — über dem ehemaligen Tempel des Jupiter Latiales erhebt sich ein Kloster der Passionisten. Doch das ist in Italien so die gewöhnliche Metamorphose.

Ich stand an der östlichen Seite des Berges unter rauschenden Eichenwipfeln und sah Palästrina und das ferne Subiaco von der Abendsonne gerötet, bis zuletzt das ganze graue Sabinergebirge, in dunkelflammenden Purpur gehüllt, in das violette Gewölk hineinragte. Da ward hinter mir an der Klosterpforte die Glocke geläutet. Ich wandte mich um. Ein Mädchen war's gewesen, die den Strang gezogen, ihr Gesicht konnte ich nicht erkennen, aber der Gestalt nach zu urteilen mußte es sehr merkwürdig sein.

Sie stand auf der schmalen, grün-grauen Peperintreppe, die Hand noch am Glockenstrang, harrend, daß man ihr öffne. Ihr Anzug bestand aus einem dunklen Kleide und einem schwarzen Tuch, das sie sich wie einen Schleier um den Kopf gelegt hatte. Es war also ein Bürgermädchen.

Sie mußte noch einmal läuten; doch auch dann ward noch nicht geöffnet. Sie bemerkte mich nicht, was mir sehr recht war; konnte ich sie doch ungestört nach Herzenslust anstarren. Auch auf ein drittes Läuten hin blieb im Kloster alles still. Sie, ohne ein Zeichen von Ungeduld, setzte sich auf die oberste Treppenstufe, den Nacken gegen das Gestein gelehnt. Sie mußte mich jetzt erblickt haben, doch blieb sie völlig gleichgültig. Ich wandte mich nun wieder der Aussicht zu. Das war ein Irisspiel von Farben zum Tollwerden schön. Ich war auch sehr entzückt, dachte jedoch bei aller Bewunderung immer an das Mädchen hinter mir. Was sie für eine Gestalt hatte! Zuletzt drehte ich mich denn auch wieder nach ihr um: richtig, sie saß noch immer da. Einen Augenblick überlegte ich, einen Augenblick zauderte ich; dann ging ich auf sie zu, denn ich m u ß t e ihr Gesicht sehen.

Sie sah mich auf sich zukommen, beachtete mich jedoch nicht. Mein im Anfang sehr rascher, sehr entschlossener Schritt ward langsamer, je mehr ich mich der Klosterthür näherte. Doch zuletzt stand ich dicht davor. Ich bot ihr guten Abend und sie dankte mir. Dann blieben wir uns stumm gegenüber und ich sah ihr Gesicht. Mein Staunen, ja, meine Betroffenheit werden Sie besser begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß es das erste Gesicht von jenem berühmten klassischen Typus: die Römerin, war. Es war nur ein Mädchen „aus dem Volke“; doch mit diesem Gesicht hätte sie ebensogut eine Königin sein können; vielmehr eine Republikanerin! Alles in diesem Antlitz war stolz, weit, groß. Zugleich war es ein so ernstes, so strenges Gesicht, mit einem gewissen herben, düsteren Ausdruck, der bei einem so jungen Geschöpfe sehr auffallen

mußte. Schon die Art, wie sie vor sich hinsah, ganz merkwürdig gleichgültig, als wäre es diesen Augen vollkommen dasselbe, ob sie in den strahlenden Tag hineinblickten oder in finstere Nacht, enthielt eine ganze Geschichte, die indessen schwer zu lesen sein mochte. Auch um den stolzen Mund lag es gar seltsam. Ich konnte ihn mir nicht lachend denken und, trotzdem es ein so junger, roter und frischer Mund war, mir nicht vorstellen, wie er sich je küssen lassen oder selbst küssen würde. Wie ich sie so anstarre, fällt mir plötzlich der Name für diese Art von Frauenschönheit ein: Lucretia! Bei dem Namen hatte ich auch sofort das Gemälde fertig im Kopfe: Lucretia, wie sie sich den Dolch in das Herz stößt, gerade so ruhig, als stecke sie eine Rose an die Brust. Und diese römische Heldin hatte die Gestalt, trug die Züge des Mädchens, das jetzt aufstand, mir stolz den Rücken zukehrte und langsam hinwegschritt. Mein Anstarren hatte sie beleidigt. Nun, jetzt starrte ich ihr nach: ihr Gang, ihre Haltung, wie sie den Kopf hielt, jetzt den Arm bewegte — alles wurde „studiert“, und Lucretia wandelte dicht vor meinen Augen immer vollkommener, immer großartiger dahin. Dann wiederum ein Augenblick des Zauderns, und ich folgte ihr.

Sie war zu der Buche gegangen, diesem ältesten Baume Latiums, der in einiger Entfernung vom Kloster mit gewaltigen Stämmen und Aesten aufsteigt, eine einsam übriggebliebene Waldessäule aus einem andern Jahrtausend. Rings um diesen ehrwürdigen Baum war aus den mächtigen Quadern des Jupitertempels in massigem Viereck ein Schutzbau aufgeführt, daran die Mönche wiederum andre Riesenplatten zu Bänken gefügt hatten, so daß sie

dort sitzen konnten, wenn abends der kühle Wind durch die tief herabhängenden Zweige fächelte. Dort lehnte das Mädchen an dem hohen Gemäuer, ahnungslos, daß das eine Stellung sei, wie Raphael selbst sie ihr nicht vollkommener hätte geben können, um den herrlichen Körper in seiner höchsten Linienschönheit bewundern zu lassen. Sie sah ganz feindselig aus, wie sie so ruhig dastand und mit ihrem gleichgültigsten Blick über mich hinwegzusehen schien. Natürlich verglich ich sie wieder mit der Römerin: Lucretia, den Sextus erwartend. Sie sehen, ich war auf dem besten Weg, fixe Ideen zu fassen. Aber nun nahm ich mich zusammen, trat zu ihr hin, redete sie an: „Die guten Mönche lassen Euch lange warten, bis sie öffnen. Sind die Väter abwesend?“

Ich hatte es herausgestammelt, so gut ich's eben vermochte, mehr darauf bedacht, möglichst gelassen, als in meinem möglichst besten Italienisch zu sprechen. Das Mädchen ließ ihre nächtigen, durch ihre große Ruhe ganz unruhig machenden Augen ein fast unmerkliches Wenig über mich hingleiten, wobei sie die langen Wimpern kaum aufschlug; dann — ich hatte mich eigentlich darauf gefaßt gemacht, gar keiner Antwort gewürdigt zu werden — sagte sie: „Der Bruder Pförtner wird mit den andern im Garten zu thun haben. Es muß bald Ave läuten, dann kommt man und schließt auf.“

Sie sprach so ruhig, wie sie dastand, wie ihr Blick und ihre Bewegungen waren. Züge und Ausdruck blieben dabei ganz statuarisch; nur daß der Mund, wenn er sprach, weniger herb erschien, weit jugendlicher. Mit den geöffneten roten Lippen, dahinter die weißen Zähne leuchteten, konnte er sogar lieblich sein.

„Und was wollt Ihr von den Mönchen? Ich bin ein Fremder und lasse mich gern über die Sitten dieses Landes unterrichten.“

Dies Letztere, obgleich es mit meiner neugierigen Frage in bedenklich losem Zusammenhang stand, fügte ich hinzu, damit sie nicht noch mehr stutzig und mißtrauisch werde. Nun, diese Furcht hätte ich nicht zu hegen brauchen: erstens sah das Mädchen ganz danach aus, sich eines Zudringlichen erwehren zu können, und zweitens war ein solches Kind römischer Bergwildnis selbst mit dem Gesicht und dem Wesen einer Lucretia viel zu naiv, um hinter dergleichen Anreden und Fragen etwas zu suchen. So teilte sie mir denn auch unumwunden den Zweck ihres Klosterbesuchs mit. Daß sie es nicht allzu freundlich und nichts weniger als zuthunlich that, gehörte zu ihrem Wesen.

„Meine Mutter ist krank. Die guten Mönche geben mir Arznei; eben jetzt hole ich neue.“

„Hoffentlich hat es mit Eurer Mutter keine Gefahr.“

„Wer weiß das!“

„Von wo seid Ihr?“

Sie machte eine Bewegung des Kopfes nach rückwärts.

„Von Rocca di Papa.“

„Das ist nicht weit.“

„Nein.“

Eine Pause trat ein; dann begann ich von neuem: „Und wie heißt Eure Mutter?“

„Maria Botti.“

„Verzeiht, und Ihr — wie heißt Ihr?“

„Wie meine Mutter.“

„Maria?“

„Ja.“

„Eure Mutter muß eine brave Frau sein?"

„Ihr kennt sie ja nicht."

„Ich denk' es mir. Euer Vater ist — —"

„Tot."

„Das ist traurig."

„Wir beten für seine arme Seele."

„Ihr seid fromm. In Rocca di Papa muß es schön sein."

„Wart Ihr nie dort?"

„Nein, aber ich werde hingehen."

„Es kommen viele Maler hin. Ihr seid doch einer?"

„Weshalb meint Ihr das?"

„Ihr seht so aus. Ich dacht' es mir gleich, als ich Euch sah. Bei der Mutter wohnen den ganzen Sommer welche."

„Bei Eurer Mutter?"

„Bei wem denn sonst? In Rocca gibt's kein Gasthaus. Das Haus der Mutter ist das einzige, wo Fremde übernachten können."

„So, so, das einzige Haus. — — Hört, Maria."

„Was, Herr?"

„Nichts. Ich glaube, endlich wird die Thür geöffnet."

Ja, sie wurde geöffnet. Die schwarze Kutte eines Passionisten mit großem, weißem Kreuz auf der Brust ward in der düsteren Oeffnung sichtbar, und Maria begab sich mit einem kurzen: Addio! hinüber. Ich blieb stehen. Die beiden verhandelten miteinander; dann ging der Frate fort, um nach einiger Zeit wiederzukommen, wahrscheinlich mit den frischen Arzneien, die er dem Mädchen gab. Ich hörte, wie er ihr wegen des Gebrauchs die nötigen Anweisungen erteilte, auch sonst noch allerlei Ratschläge be-

treffs der Behandlung und Pflege der Kranken. Maria dankte und ging. Sie sah sich nicht um — nein, nicht ein einziges Mal!

Die Sonne war längst untergegangen; es ward dämmerig, es ward dunkel. Lieber Freund, lächeln Sie über mich närrischen Kerl. Ich stand noch immer unter der greisen Riesenbuche und hörte zu, wie der Wind darin rauschte. Es klang recht wehmütig.

2.

Sie kennen den Weg durch die Macchie von Monte Cavo nach Nemi. Er ist selbst am Tage nicht leicht zu finden. Die einförmige Weite, in Urwaldsdichte von Kastanienstrauchwerk bedeckt, ist von einem wahren Labyrinth von Pfaden durchkreuzt. Wie ich in jener Nacht zum Nemisee kam, weiß ich noch heute nicht; jedenfalls nur durch Zufall. Dabei merkte ich kaum, was für ein tolles Umherirren es war: Ich komponierte nämlich bereits mein Bild — eben jene Lucretia.

Gewiß haben auch Sie Ihre Periode der Togadramen zu überstehen gehabt. Sehen Sie (ich hatte tief aufgeseufzt), dem Maler ergeht es in einem gewissen, bedenklich jugendlichen Alter nicht anders. Jetzt hatte ich plötzlich, „wie vom Himmel gefallen", mit dem herrlichsten Modell zugleich das wundervollste Motiv gefunden, also doppelten Grund, dem Delirium nahe zu sein. Wenn ich in diesem Fieber fortwährend an das Mädchen von Rocca dachte: von ihr phantasierte, so geschah das nur meinem Bilde zulieb — natürlich! Maria Botti bedeutete mir nichts andres als die Verkörperung meines Motivs — natürlich!

Ich war entschlossen. Eine Lucretia würde, sollte, mußte gemalt werden! Zwar gab es sehr viele solcher gemalten Lucretien. In der That läßt sich kaum ein Maler des fünfzehnten, sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts finden, der nicht seine stolze Römerin gepinselt hätte: Lucretia von Collatia, wie sie sich den Dolch in die Brust stößt, wobei sie gewöhnlich in bedenklichster Weise einer süßen Heiligen von Carlo Dolce gleicht: in echt christlicher Verzückung himmelan blickend. Von Guercino und namentlich von Guido Reni gibt es sogar Lucretien, welche im Bädeker und Gsell-Fels mit dem bewußten Sternlein bezeichnet sind. Aber nur eine einzige wahrhaft schöne Lucretia ist mir bekannt: Raphael hat sie gezeichnet und Marc Anton sie gestochen.

Raphael, nahm ich mir großmütig vor, wollte ich keine Konkurrenz machen, den andern jedoch allen, allen!

Mein Gemälde sollte den Moment nach der That vorstellen. Eben ist es geschehen: sterbend sinkt sie zurück. Sie trägt eine blutrote Rose im Haar und blutrot hat sie sich, gerade über ihrem Herzen, die Brust geschmückt. Sie drückt beide Hände darauf: „Es schmerzt nicht!“

Während ich auf meinem wilden Irrgang diesen ersten Entwurf ausarbeitete, überkam mich jene glühende Begeisterung, jene eigentümliche Empfindung schauervoller Ehrfurcht vor der eigenen Schöpferkraft, die uns in solchen Augenblicken über uns selbst erhebt. Ach, nur auf Augenblicke! Nur erste Liebe ist eine ähnliche Wunderthäterin. Sie berührt den Menschen mit ihrem göttlichen Hauch, und siehe da: der Mensch lebt!

Ich that die Nacht kein Auge zu. Erst gegen Morgen schlief ich ein. Als dann die Sonne mich weckte,

war's mit der Freude vorbei. Der Rausch war eben ausgeschlafen.

Würde meine junge Kraft ausreichen, eine solche mächtige Frauengestalt zu schaffen? Eine Sterbende war schon an sich eine schwere Aufgabe und nun gar eine sterbende Lucretia! Mein Pinsel mußte ganz dramatisch arbeiten. Und konnte ich meinem Studium des Nackten den schönen Frauenleib zutrauen? Seit meinem ersten Besuch in der Sistina war ich etwas mißtrauisch gegen meinen „Genius" geworden und alles, was ich dann später in den Stanzen erfuhr, flößte mir für diesen Halbgott durchaus nicht viel Vertrauen ein.

Das letzte Bedenken — es war bereits das dritte! erwies sich als das bedenklichste. Der Plan zu meinem Gemälde entstand durch den Anblick jenes Mädchens; seine Ausführung war für mich nur dann möglich, wenn Lucretia Zug für Zug — Maria Botti war. Würde sich diese zum Modell hergeben? Wie ich sie kennen gelernt hatte, mußte mir das sehr zweifelhaft erscheinen. Und Marias Gesicht so im geheimen abzulauschen, nützte mir nichts. Ich mußte mehr haben, als ihr Gesicht. Doch wohnten in dem Hause ihrer Mutter nicht Künstler? Sie mußte also gewohnt sein, bewundert zu werden, von Künstleraugen bewundert! Und daß jeder Künstler, der sie sah, sie auch malen, also zum Modell haben wollte, das war ganz natürlich. Und wiederum ganz natürlich war, daß sie den Bitten des einen und des andern, vielleicht sogar eines jeden, nachgegeben hatte und so ihr Gesicht, ihre Gestalt, ihr — Leib schon zwanzigmal gemalt worden waren. Warum überlief es mich siedend heiß bei dem Gedanken? Warum ward ich zuerst ganz

wild und hernach ganz unglücklich, wo es mir doch nur lieb sein konnte, Hoffnung zu haben, sie gleichfalls zum Modell zu erhalten?! Nun verstand ich auch: Ihre schöne „Natur“ war vielleicht doch nicht so ganz ohne Pose.

Nachdem ich lange von den wunderbarsten Empfindungen hin und her gerissen worden, machte ich mir selbst die feierliche Erklärung, daß ich erstens ein Thor und zweitens ein Narr sei: Maria Botti hatte noch niemals Modell gestanden. Das war Triumph. Maria Botti würde niemals Modell stehen. Das war gelinde Verzweiflung.

Ich gab alles auf. Jedoch länger als eine Woche ging ich umher, mit jedem Gedanken an dem Bilde malend, das ich, wie ich es nun einmal in der Seele trug, nicht wieder los werden konnte.

Endlich ermannte, endlich entschloß ich mich. Eines schönen Morgens packte ich zur unerfreulichen Ueberraschung der ganzen Casa de Santis meine sieben Sachen zusammen, bezahlte (auch das verursachte großes Erstaunen!) mein Conto und nahm feierlichen Abschied. Nach zwei Stunden stand ich zum zweitenmal unter der Buche auf dem Monte Cavo. Wieder rauschte es in den greisen Wipfeln, aber diesmal hörte es sich ganz freudig an. Ich stieg nach Rocca di Papa hinunter.

Der Wanderer, der damals von Rom aus nach Rocca di Papa empor wollte, hatte nach kurzer Wanderung durch Rebenland tiefe italienische Waldeinsamkeit um sich. Jetzt ist in die erhabene Wildnis auch schon die Kultur, oder vielmehr die Spekulation eingedrungen, und jährlich tragen Scharen von Maultieren ein gutes Stück Waldung von Rocca auf ihrem Rücken nach Rom.

Aber noch immer ist es einem Urwald ähnlich genug. Ueber Manneshöhe grünt der goldblütige Ginster auf, undurchdringlich dehnen sich die Farrenkrautfelder, die Dickichte von Steineichen und wildem Oelstrauch. In bunter Fülle blühen Malven, Rittersporn und Geranium, und zur Frühlings- und Herbstzeit leuchtet der ganze Grund ringsum von der lieblichen, purpurfarbenen Cyklame. Mit sechs und mehr schlanken Stämmen aus einer Wurzel erhebt sich die Kastanie. Das schöne Laub erglänzt im hellsten Grün, Epheu und buntblumige Winden schlingen ihre Guirlanden von Ast zu Ast oder lassen ihr zierliches Blattwerk, mit roten und blauen Blüten vermischt, von den Baumkronen niederhängen. Dann und wann steht eine gigantische Steineiche am Weg, auf dem das schwer beladene Maultier dahergezogen kommt, in schwarzen Mantel gewickelt, auf schwarzem Pferde der Treiber und das Weib oder Mädchen, auf dem Kopfe den Binsenkorb. Steht der Wanderer still und blickt zurück, so sieht er unter sich durch den Rahmen des Waldwegs die fruchtbare Ebene mit einem Kloster, Landhaus oder verfallenem Römergemäuer, sieht den Meeresstrand mit einem mittelalterlichen Wartturm — die Campagna mit Rom!

Dicht vor ihm ist das Bild ein ganz andres: der Monte Cavo mit dem Kloster und am düsteren Felsen die düstere Rocca, der er, jetzt steiler aufsteigend, immer näher und näher kommt.

Wie schwebend zwischen Himmel und Erde, hängt die seltsame Stadt in der blauen Luft, unter sich Latium und alle seine Herrlichkeit. Die Päpste haben ihre Villa daselbst und es gibt dort einige graue, verfallene Mauer-

massen, sogenannte „Palazzi“. Natürlich fehlt das Kloster nicht, und außer diesem ist das Kloster von Grotta ferrata ganz nahe, und ganz nahe ist auch das Kloster von Palazzuola und das vom Monte Cavo, und das von Castel San Gandolfo, von Albano, Arricia, Genzano. Natürlich sind die Bewohner von Rocca arm. Sehen sie dich, so schreien sie dich an, daß sie vor Hunger sterben. Doch hat die Stadt eine prächtige Kirche. Ein Armenhaus oder Hospital aber hat sie nicht.

Als ich von dem „Hannibalsfeld“ aus auf den Fels der Arx stieg, sah ich die Stadt dicht unter mir. Nicht lange hernach klomm ich hinab.

Wer es nicht selbst gesehen, glaubt es nicht!

Die Häuser sind oft halb hineingehauen in den Felsen, aus dessen schwarzem Gestein sie auch aufgebaut worden. Sie stehen, niemals von der Hand eines Tünchers berührt, als die Pessimisten dieser Welt, ein Bild des Lebens, Grau auf Grau. Unten sind sie fensterlos und gleichen Höhlen; etwas weiter oben befinden sie sich in dem glücklichen Besitz einiger Löcher. Die Straßen sind eng. Wenn zwei sich begegnen, müssen sie sich mit Bedacht ausweichen. Sie sind steil, oft haben sie Stufen, so daß ein Wagen in ganz Rocca nicht fahren kann. Sie emporzuklimmen, ist mühsam, denn es gleicht dem Wandeln — realistischer und wahrer gesagt: dem Waten durch Gossen. Der Schmutz, auf den man tritt — über den man hinwegrutscht! — mag zehnjährige Ablagerung sein. Einem Staatsökonomen müßte diese verächtliche Behandlung und Verschwendung kostbaren Stoffes in die Seele hinein dauern. Bevölkert sind jene Dungstätten von den Geschöpfen, die dahin gehören: von Hühnern, Schweinen,

halbverhungerten Hunden. Aber auch noch andre Wesen, die in der großen Menagerie des Lebens als die Ebenbilder Gottes rubriziert zu werden pflegen, scheinen sich im höchsten Grade wohl und behaglich dabei zu befinden. Durch einen solchen Hohlweg die Landschaft zu erblicken, vielleicht gerade das aufleuchtende Meer, das ist dann freilich wundersam.

Die Gassen haben auch Namen, noch dazu welche Namen! Via Garibaldi, Via del Principe Umberto, Via Nazionale! Jeder etwas größere Winkel ist ein Platz. Eine Lagerstätte für Schweine heißt: Piazza Cavour.

Weiter drunten wird es etwas menschlicher. Es beginnt sogar reinlich zu werden. Die Häuser rücken um einige Schritte weiter auseinander und der Boden zeigt schüchterne Versuche von Pflasterung. Es sind Fenster zu bemerken, die ordentliche Scheiben haben — freilich niemals geputzte! Man stolpert an düsteren Räumen vorüber, in denen etwas verkauft wird: Früchte und Käse, Brot und Zwiebeln. Das Erstaunen wächst, wenn man über einem Höhleneingang liest: Café. Jetzt stößt man auf ein Gebäude, das kaum anders aussieht, als andere, also schauderhaft; aber es hat ein steinernes Portal, ist also ein Palast. Freundlicher überrascht ein Haus mit einer Säulenhalle und höher droben einer Loggia, ganz und gar von feuerroten Nelken umsponnen. Dann kommt man auf die Hauptstraße, wo die „Farmacia“ ist, auch ein „Pizzicajuolo“ und eine „Drogheria“. Hier ist es auch, wo die andern Paläste zu suchen sind und wo zur Not ein Wägelchen hinauf geschleppt werden kann.

Das ist Rocca di Papa.

Die grüne Waldung umkränzt es, der blaue Himmel überspannt es, die schönste, reichste, köstlichste Welt liegt darunter, wie eine Vasallin unter dem Throne der Königin.

Es war ein Sonntag, an dem ich ankam. Vor der Kirche, dem Duomo, gelangte ich aus dem Gassenlabyrinth heraus und auf festen Boden. Gerade war die Messe aus. So bekam ich denn Gelegenheit zum Erstaunen über den Menschenhaufen, der hier eingehöhlt war. Auf Platz und Straße stand, Kopf an Kopf gedrängt, ein braunes, düsteräugiges, rauhes Bergvolk. Unter den Männern gab es schlanke, prächtige Gestalten. Entweder trugen sie den schwarzen, grüngefütterten, bis auf den Boden faltig niederwallenden Mantel um die Schulter, ein rotes Tuch um den Leib, den breitkrämpigen Hut schief auf dem rabenschwarzen Kraushaar; oder Bein und Leib steckten in Ziegenfellen. Das grob linnene, graue Hemd ließ die braune, haarige Brust sehen und darauf an der Lederschnur das Amulet. Auch die Weiber waren im ganzen ein recht stattliches Frauengeschlecht von zigeunerhaftem Typus, oft allerdings etwas wüst; aber Malераugen hatten doch ihre Freude daran. Die Tracht der Roccanerinnen war allgemein ein dunkler, viel gefälteter Rock, ein dunkles, panzerähnliches Mieder, ein dunkles, wollenes Brusttuch und am Hinterkopf ein weißes, großes Gewebe, auf wunderliche Weise mit langen silbernen Nadeln an den Flechten festgesteckt.

Ich hatte mich durch das Gewühl gearbeitet, bis in die Nähe der Kirchenthür. Dort ließ ich mich in einen Winkel drücken. Immer das Domthor im Auge, wartete ich, — vielleicht daß Maria heraustrat!

Aber sie kam nicht.

Endlich mußte ich mich entschließen, meinen Winkel aufzugeben. Der Platz leerte sich bereits. In der Kirche kauerten nur noch einige alte Weiber.

„Könnt Ihr mir sagen, wo das Haus der Maria Botti ist?“

Ja, die Frau konnte es mir sagen: Immer die Gasse hinauf, dann an der Piazza gleich das erste Haus rechts. Nach einigen Augenblicken stand ich auch schon auf dem Platz und vor dem Hause. Lieber Freund, lachen Sie mich aus, mir schlug das Herz.

Von dem Platz aus stieg man eine schmale Treppe hinunter, dann eine schmale Treppe wieder hinauf und trat hierauf sofort in den Hausflur, der zugleich Küche und Wohngemach war. Die Thür stand weit auf. Wie ich hastig hineinspähte, sah ich die Mutter — nur die Mutter!

Sie saß mit dem Rücken der Thür zugewendet vor dem Feuer, das in dem riesigen Kamin hoch aufflammte, und bewachte den kochenden Inhalt eines Kessels.

Bevor ich die Frau ansprach, sah ich mich um. Es war ein niedriger, unwohnlicher Raum mit kassettierter, weiß getünchter Holzdecke, der Fußboden Ziegelstein. Die braunen Wände waren mit Kupfergeschirr, allerlei Hausrat, trockenen Waldkräutern, roten Paradiesäpfeln, goldigen Maiskolben und langen Zwiebelschnüren von oben bis unten behängt. In der Ecke befand sich ein sehr buntes Marienbild mit zwei hohen Wachskerzen davor, mit frischen Blumen bekränzt: Nelken, Menthe und Rosmarin. In der Mitte stand ein großer Tisch mit einem sauberen Tuch für vier Personen zur Colazione gedeckt.

Mit den blaubemalten Tellern, der strohumflochtenen Foglietta, dem großen, runden Brotlaib, der Schüssel voll zartgelben Salats, dem Korb voller Früchte, sah es ganz einladend aus. Ueberhaupt war der dürftige Raum von größter Sauberkeit. Und wie die goldenen Mittagssonnenstrahlen durch die Thür hereindrangen, über den Fußboden hingaukelnd, an den Wänden hinauf, bis zur Decke empor, und ich im Rahmen des mir gegenüberliegenden, geöffneten Fensters die Ufer des Albanersees mit Kastell Gandolfo sah, dazu das Herdfeuer prasseln hörte, und vom Marienbild Menthe und Rosmarin zu mir herüber dufteten, malte ich's mir recht lieblich aus, an heißen Tagen hier zu sitzen. Die Mutter ist vielleicht eingenickt, aber ich und Maria — —

Offen gestanden war es mir ganz lieb, daß sie nicht zu Hause zu sein schien. Ich glaube, ich fürchtete mich fast, ihr wieder gegenüber zu treten. Mir war's, als ob sie es mir von der Stirne ablesen müsse, wie es um mich stehe und weshalb ich gekommen sei. Die Mutter zuerst allein zu haben, vielleicht für mich einzunehmen, Alles mit ihr zu besprechen und abzumachen, ehe Marias ruhige Augen mich verwirrten, schien mir das beste zu sein.

Ich machte also meine Anwesenheit der Frau bemerkbar. Diese drehte sich um, und ich erkannte sofort die Mutter Marias.

„Guten Tag! Seit Ihr Maria Botti?"

Natürlich war sie es und obendrein eine recht stattliche Matrone, durch das Fieber freilich etwas gelb geworden, mit tief liegenden, dunkel umränderten Augen, aber in ihren gesunden Tagen, das sah man ihr an,

gewiß ungemein frisch und rührig. Sie mußte einst schön gewesen sein, nur waren ihre Züge weit weniger streng, weit weniger klassisch, als die ihrer Tochter. Sie trug sich wie die andern Frauen (ihre Tochter that das nicht!), doch waren Rock und Mieder von etwas besserem Stoff.

Diese flüchtigen Beobachtungen machte ich, während ich ihr sagte, wer ich sei und was ich wolle: Ich habe gehört, daß sie Zimmer vermiete; ob ich den Rest des Sommers bei ihr wohnen könne?

Sie erwiderte (und das freundlicher, als es die andre Maria Botti gethan haben würde), daß sie allerdings immer „Artisti" bei sich beherberge, diesen Sommer jedoch keinen aufgenommen habe, weil sie seit Frühjahr das Fieber gehabt. Nun gehe es ihr zwar wieder gut, doch werde sie mich wohl abweisen müssen; denn erstens sei das Zimmer — sie habe zum Vermieten nur eins — nicht hergerichtet, und zweitens wisse sie wirklich nicht — — Ueberhaupt müsse sie zuerst mit ihrer Tochter darüber reden. Ihre Tochter sei nach Palazzuola hinuntergegangen, werde jedoch sehr bald zurückkommen; wenn ich warten wolle, möge ich mich zu ihr setzen.

Ohne verhindern zu können, mich etwas entmutigt zu fühlen, rückte ich mir den Stuhl zwischen Kamin und Tisch. Glücklicherweise war die Frau redselig; da konnte ich schweigen. Während ich immerfort auf die Blumen starrte, die Maria umwanden, dachte ich immerfort an die andre Maria, die sie heute morgen gepflückt hatte. Ich hätte ihr das nicht zugetraut: das Mädchen mit der herben Schönheit, Blumen in der Hand. Es war ein ganz seltsames Bild. Dabei horchte ich immerfort hin,

ob nicht jemand die Treppen heraufgestiegen komme, schielte immerfort nach der Thür, ob nicht jemand eintreten werde. Beides geschah oft genug. Alle Augenblicke sprachen geschwätzige Nachbarinnen vor, die dieses und jenes wollten, dieses und jenes zu sagen und zu fragen hatten. Ich ward neugierig angegafft und kam vor lauter Ungeduld und Erregung gar nicht dazu, mich über all das Fremde und Seltsame, was ich zu sehen und zu hören bekam, zu verwundern. Marias Mutter, nachdem sie mich naiv-neugierig ausgeforscht, ob ich Inglese oder Tedesco sei, machte sich an eine lange Aufzählung der Künstler, die im Laufe der Jahre bei ihr gewohnt hatten. Ich hörte auch, daß ihr Mann, ein wohlhabender Weinbergbesitzer, seit länger als zehn Jahren tot sei, ebenso ihr einziger Sohn. Nun habe sie nur noch eine Tochter — da klopfte mein Herz schon wieder! Oktober würde sie zwanzig Jahre alt; dann werde sie — — Und Maria trat ein.

Sie hatte einen Begleiter bei sich. Es war ein junger Mann, an dem ich zuerst nichts andres sah, als daß es ein verteufelt hübscher Bursche war. Der Hut saß ihm schief verwegen auf dem Kopf und den Mantel hatte er mit römischer Grandezza um sich geschlagen. Er war mir sofort zuwider.

Ich war aufgestanden und hatte Maria begrüßt. Diese schien durchaus nicht erstaunt zu sein, mich so unerwartet wiederzusehen, erfreut auch gerade nicht. Ein leichtes Neigen ihres stolzen Hauptes (eine Fürstin hätte es nicht vornehmer thun können!), damit war ich abgethan. Uebrigens dachte ich nicht viel darüber nach: ich sah Maria an, sah nichts als Maria. Sie war ja

noch viel, viel schöner, als ich sie mir gedacht hatte. Heute trug sie kein Tuch über dem Kopf. Nun sah ich auch die gleichmäßig blasse Bronzefarbe ihrer Haut, die feingezogenen und doch so stolzen Brauen, die leidenschaftlichen Nasenflügel. Ihr rabenschwarzes Haar war tief in die Stirne gescheitelt und hinten einfach in einen schweren Knoten zusammengewunden und aufgesteckt.

Das alles (und noch weit mehr!) „studierte" ich, während die Mutter ihr sagte, daß ich ein Maler sei, der bei ihr zu wohnen wünsche. Auch das machte auf das Mädchen keinen Eindruck; nur daß sie mit ihrem ernsthaften, ruhigen Blick einmal flüchtig und gleichgültig zu mir herübersah und dann von mir zu ihrem Begleiter. Dies veranlaßte mich, jenen gleichfalls näher ins Auge zu fassen. Da war ich denn wirklich betroffen. Ich sah leibhaftig meinen Sextus vor mir! Wie er so dastand, düster und begehrlich auf das Mädchen blickend, hätte ich ihn nur abzumalen brauchen, um für mein Gemälde auch die zweite Gestalt zu haben: den Verführer. Kaum, daß ich nötig gehabt, viel an seinem Kostüm zu ändern: der schwarze Faltenwurf hätte auch meinen römischen Prinzen vortrefflich drapiert. Zugleich wußte ich, ohne daß es mir gesagt worden wäre, daß Maria Braut sei.

Die Mutter führte noch immer das Wort. Es war klar, daß sie mich gern da behalten hätte, wie sie auch sichtlich bemüht schien, ihrer Tochter die Sache im günstigsten Lichte darzustellen. Maria sagte nicht nein und nicht ja. Nur glaubte ich zu bemerken, daß sie meinem Sextus einen unruhigen Blick zuwarf. Endlich sagte sie: „Macht's, wie Ihr wollt!" Darauf verließ sie das

Zimmer. Die Mutter meinte plötzlich, daß es ein Leichtes sei, das Zimmer herzurichten, schon am Abend könne ich einziehen. Dann rief sie einer Magd, die mit mir hinaufgehen sollte.

Das erste, was ich sah, als ich in das kleine, schmale Gemach trat, war die Mariagalerie, die meine Kollegen auf den weißgetünchten Wänden als Spuren ihrer künstlerischen Existenz und als Zeugen ihrer Marialeidenschaft zurückgelassen hatten. Diese Bilder zu studieren, würde ja ein ganz besonderes Vergnügen für mich sein!

Ich schritt zum Fenster, das zugleich eine niedrige, schmale Glasthür war, öffnete, trat auf das flache Dach eines Vorbaues hinaus und befand mich gerade über der kleinen Piazza, dem Mercato.

Eigentlich war der nur eine etwas größere Terrasse. Sie hing über dem Abgrund. An drei Seiten umgaben sie Häuser, an der vierten umschloß sie ein niedriges Geländer. Mir gegenüber lag ein Haus mit einer Loggia, die die reizendsten, hängenden Gärten trug, und der Brunnen. Aus einer dunklen, ganz mit Wasserpflanzen überwucherten Schale rauschte es lebhaft in ein Becken hinab. Gleich hinter den Häusern stieg der schwarze Fels auf. Ich sah den Albanersee, die ganze Ebene bis weit hinter Rom, mit Rom; den ganzen Meeresstrand vom Circe-Kap bis Ostia. Ich sah das Meer selbst mit den Ponza-Inseln. Ich muß Namen nennen, nur Namen!

Am Abend zog ich ein und hätte mir Maria ein freundliches Wort gegönnt, so hätte ich mich wie im Himmel gefühlt. Ich sah sie diesen Tag nur noch ein-

mal. Als ich vor Sonnenuntergang ins Haus trat, begegnete sie mir auf dem Flur. Ich faßte mir ein Herz und redete sie an: „Guten Abend, Maria. Als Ihr mir droben beim Kloster sagtet, daß Eure Mutter Fremde beherberge, dachte ich nicht, daß ich noch diesen Sommer hier wohnen würde. Hoffentlich ist es Euch nicht unlieb.“

Sie war stehen geblieben und sah mich an. Dann erwiderte sie: „Es geschieht manches, was man nicht denkt. — — Die Mutter läßt Euch fragen, ob Ihr Euer Mittagessen mit uns nehmen wolltet?“

„Ich lasse Eurer Mutter danken, aber ich habe bereits drüben in der Trattoria Romana zu Abend gespeist.“

„In der Trattoria Romana ist's gut. Ich werde mit der Wirtin sprechen, daß sie für Euch kocht. Sagt ihr nur morgen, wie Ihr es haben wollt. Felicenotte!“

Etwas verblüfft dankte ich ihr für diese unerwartete Vorsorge um meine Person; dann klomm ich nachdenklich zu meiner Kammer hinauf, monologisierend: „Ein ganz merkwürdiges Mädchen!“

Beim Eintreten duftete es mir stark entgegen: auf dem Tisch, über den ein bunter Teppich gebreitet lag, stand ein Glas voller Nelken und Rosen. Ich setzte mich vor dem Strauß nieder und blickte auf die Blumen, bis die bunten Blüten allmählich in Dämmerung sanken.

3.

Auch sonst saß ich manche Abendstunde, während draußen die Sonnengluten verglühten, und sah rings um mich lauter Marien in Finsternis sinken. Ich hatte in den Vatikanischen Stanzen Raphael nicht eifriger stu-

diert als in der Casa Botti diese Fresken „unbekannter Meister“. Hatte ich beim ersten Anblick jener Bilderreihe pathetisch gedacht: „Also doch!“ so konnte ich bei näherer Betrachtung, erleichtert aufatmend, denken: „Also doch nicht!“ Verständlicher gesagt: die Bilder waren sämtlich nicht nach Modell, sondern aus dem Gedächtnis gemalt. Das hatte etwas unendlich Beruhigendes! Als ob es mir, wie die Sachen nun einmal standen, nicht hätte vollkommen gleichgültig sein können, müssen und sollen! Interessant war es übrigens, alle die verschiedenen Auffassungen zu studieren und dabei zu beobachten, in welchem Stadium von Leidenschaft jedes Bild entstanden war. Von dem ersten Erwachen zarter Neigung bis zum Aufflammen höchster Leidenschaft — bis zur völligen Resignation, war an den vier Wänden jede Stufenfolge jener Empfindung vertreten, welche die Engel Himmelsfreud’, die Teufel Höllenleid nennen, den Menschen aber beides bedeutet.

Jeder Ankömmling empfing von seinem Vorgänger, je nachdem in glühenden oder blassen Farben, die Mahnung: Blicke auf mich und — hoffe nicht.

Die Beruhigung, die mir zuerst aus diesen Gemälden geworden, hätte demnach einer vollkommenen Hoffnungslosigkeit weichen müssen, wenn ich nicht gleich am ersten Tage eingesehen, daß ich mir gar keine Hoffnung auf Hoffnung machen dürfe.

Ich weiß nicht, lieber Freund, ob Ihnen so viel Ekstase über ein simples lateinisches Landmädchen nicht zu viel dünkt. Ich für meine Person bin nämlich in diesem Punkt noch heute unzurechnungsfähig. Dennoch möchte ich Ihnen nicht übertrieben erscheinen und so

erinnere ich Sie daran, welche Göttin uns Künstlern die Schönheit ist. Hier beten wir an, hier dienen, verehren wir, hier glauben wir. Hier werfen wir uns willig auf die Kniee nieder; hier lassen wir unsern Gott zugleich unsern Tyrannen sein, dem wir, so gut wie irgend einem christlichen oder chinesischen Götzen, knechtisch den Nacken beugen, vor dem wir uns peinigen und quälen, für den wir uns ans Kreuz schlagen lassen. Wie wir denn überhaupt, um ganz „unserm Gott" zu leben, am liebsten Mönche würden, unsre Tage verbringend im lebenslänglichen Kulte der Schönheit.

Und wenn der schöne Körper nun gar die Hülle einer schönen Seele ist, so ist man vollends mit Leib und Leben verloren. Ich denke, das begreifen zur Not auch noch andre, als Poeten und ähnliche sonderbare Schwärmer.

Doch lassen Sie mich Sie in der Galerie des Palazzo Botti umherführen. Es ist eine Privatgalerie in ausschließendster Weise. Sie möchten sonst nicht wieder Gelegenheit finden, dieses Kuriosum von Porträtsammlung kennen zu lernen.

Das ist zuerst Maria Botti als Kind. Was für ein wunderbares Kindergesicht! Aus großen, weit offenen, dunkelstrahlenden Augen schaut es Sie an, so geheimnisvoll, wirklich ganz ahnungsvoll, gerade als würde die junge Seele einmal eine Emilia Galotti-Tragödie erleben. Da ist zweitens: Maria Botti als vielleicht zehnjähriges Mädchen. Beachten Sie wohl, wie die Grazie allmählich aus dem Gesicht weicht, wie es anfängt, herb, kalt und streng zu werden, schon jetzt ganz lucretienhaft! Es macht Sie fast traurig, nicht wahr? „Bin ich doch

noch so jung, so jung! Und soll schon ster— —" Nein, so weit wollte ich nicht citieren. . . . Ja wohl, ganz traurig kann schon jetzt dies Gesicht machen. Aber um die ernsten Lippen zuckt noch das Lächeln des Kindes, und der Blick ist mehr träumerisch, als schwermutsvoll. Doch bereits verschleiert er sich, schon senken sich die Wimpern tief beschattend herab.

In den nächsten Bildern ist das Kind bereits Jungfrau geworden und gleich ist auch jenes Heinesche Motiv von der Himmelsfreud' und dem Höllenleid da. Das erste Antlitz dort hat einer gemalt, der gewiß auch noch so „jung, so jung!" gewesen. Schauen Sie hin. Er hat seiner jungfräulichen Gottesmutter Blumen in die Hände gegeben: Veilchen, Narcissen und Rosen. Das zweite Bild dort ist Maria Botti als Vestalin, mit Schleier und Stirnband. Nun fängt es schon an mit der Hoffnungslosigkeit. Jener erste war noch ganz voller Schwärmerei ohne Begehr, voller Sehnsucht ohne Wunsch. Damit ist's nun vorbei. In Nr. 3 ist das Mädchen von Rocca gar zur Diana geworden. Sie sieht unerbittlich tugendhaft, ewig keusch aus, kühl, wie ihre Mondscheinnächte. Eine blasse Heilige folgt. Das ist gelogen. Nimmer ist dieses Mädchen eine schwankende Gestalt aus der Katakombenzeit, mit Christentum statt Blut in den Adern. Auch die Märtyrerin dort ist eine Verzerrung! Die Erythräische Sibylle ist gleichfalls wunderlich; aber der Mann hatte wenigstens Gedanken im Kopf: so etwas Sibyllenhaftes steckt in dieser Maria Botti. Ich möchte entschieden jener Judith den Preis geben. Betrachten Sie sie genau: ein ganz eigentümliches Bild! Dieses Weib ist eine Heldin. Aber es ist, als sei sie selbst darüber entsetzt. Die Judith ist das

letzte Bild. Was für ein Gemälde wird ihr folgen? Auf der Wand ist gerade nur noch für eines Platz.

— — — — — — — — — — — — — — —

Marias Blumen waren verwelkt und durch keine frischen ersetzt worden. Als ich mich bei ihr bedankte, schien sie mich nicht verstanden zu haben und doch mußte der Strauß von ihr gekommen sein. Ich sah sie übrigens nicht oft. Zu ruhelos um Studien zu machen, trieb ich mich den ganzen Tag über in der Gegend umher: Landschaften im größten historischen Stil.

Erst nach Sonnenuntergang kehrte ich wieder in meinen Felsenhorst zurück, verzehrte in der Trattoria Romana mein Mittagessen: heute Maccaroni und Frittata und morgen Maccaroni und Frittata. Ach, und der Vino rosso war auch immer derselbe! Zur Casa Botti hinübergehend, traf ich dann die beiden Marien vor der Thür sitzend. Die Mutter las mit der Magd Salat, die Tochter nähte, während auf Platz und Gassen das Volk sich drängte. War es bereits dunkel, so fand ich sie, die ich suchte, in der düsteren Küche, wo über dem Kaminfeuer die Suppe brodelte. Die Alte spann an der Spindel, die Jüngere saß am Webstuhl, wo sie sich vollends homerisch ausnahm, wirklich ganz eine jugendliche Penelope! (Ein Motiv, das meine geschätzten Vorgänger sich entgehen ließen.) Ich trat ein, sagte guten Abend und erhielt einen guten Abend zurück; Maria sah einen Augenblick von ihrem Gewebe auf — immer derselbe ruhige, gleichgültige Blick, fast wie von einer Statue. Die Mutter dagegen war mir entschieden gewogen, was mich um so mehr wunder nahm, da ich ziemlich zurückhaltend war, ein verdrossener, unwirscher, schwermütiger Geselle. Das fühlte ich selbst und jeden

Abend faßte ich den Entschluß: morgen bist du ein Mann und gehst fort, um am nächsten Abend immer noch da zu sein.

Fand ich die beiden Frauen allein, oder nur mit den Nachbarinnen zusammen (das letztere war mir das liebste!), so setzte ich mich wohl auf ein halbes Stündchen zu ihnen. Gänzliches Abschließen wäre kaum möglich gewesen. Wer mit diesem Naturvolke nicht wie mit seinesgleichen verkehrt, wird es nie kennen lernen. So blieb ich denn und plauderte mit den guten Weibern, wie es meine gedrückte Stimmung nur irgend zuließ. Bald war ich in alle Sitten und Verhältnisse des Städtchens eingeweiht, als sei ich in Rocca geboren. Schade, daß Sie nicht an meiner Stelle waren, Sie hätten „Stoffe“ gefunden! In diesem Volk steckt noch Rasse! Da gibt es noch Leidenschaften; ja, und Leidenschaft. Oft genug kam's vor, daß der, welcher beleidigt worden, sich rächte, daß der, welcher haßte, tötete, und das galt dann nicht für Mord. Aber auch wer liebte, kam leicht dazu, einem Nebenbuhler oder einer untreuen Liebsten sein Messer in das Herz zu stoßen. Oft genügte das Geringste zum Schrecklichsten: ein einziges in Leidenschaft oder Rausch gesprochenes hitziges Wort; ja, ein harmloser Traubendiebstahl galt als Motiv für Totschlag. Kurz bevor ich kam, war eine ganze Familie umgebracht worden, weil die Ziegen dieser Familie auf dem Grasfleck des Nachbars geweidet hatten. Dieses eine Beispiel für viele.

Kein Monat verging, in dem nicht in der Stadt oder der Umgebung wenigstens ein Mord geschah. Ereignete sich solch eine blutige That, so war's, als sollte daraus ein allgemeines Massakrieren entstehen. Das dauerte einen Tag, dann ward das blutige Opfer eingescharrt und der

Bürgerkrieg war beigelegt. Den Mörder traf selten eine Vergeltung. Er verschwand eine Zeitlang in den Macchien, damit basta! Was ich von den Frauen an derartigem erfuhr, waren oftmals wahre Tragödien. Selten jedoch, daß man die Partei des Gemordeten nahm und fast immer, daß man einen solchen blutigen Ausgang für den einzig möglichen und dabei ganz natürlichen hielt. Ich glaubte mich oft in die Urzustände der Menschheit versetzt: man verschafft sich selbst sein Recht und folgt im übrigen seinen leidenschaftlichen Trieben.

Maria verhielt sich bei diesen Abendplaudereien, ihrem Wesen getreu, völlig teilnahmslos. Selten gab sie eine Meinung ab. Geschah das einmal, so machte mich immer von neuem betroffen, wie herb und vornehm sie in allem empfand. Dann wiederum hörte ich aus ihr durchaus nur die übrigen reden. Zuweilen stand sie plötzlich von ihrer Arbeit auf und ging rasch hinaus. Ich gab zu diesem schroffen Wesen nicht den Anlaß, da ich mich gar nicht um sie kümmerte; wie ich mich sogar zwang, möglichst wenig zu ihr hinüberzuschauen, obgleich sie am Webstuhl mit leicht vorgeneigtem Oberkörper und gesenktem Antlitz eine ganz herrliche Gestalt war.

Kam ich in meine Kammer, so verwehrte ich mir allerdings nicht, wenigstens ihre Bilder nach Herzenslust anzublicken. Bald jedoch ward ich dieser Toggenburg-Beschäftigung herzlich überdrüssig. Meine guten Kollegen waren gerade auch keine Genies. Gegen das lebensvolle Urbild nahmen sich ihre Kopien doch gar zu schattenhaft aus. Nur die Judith besaß noch meine Teilnahme. Immer, wenn ich neben ihr den leeren, gelblichen Fleck auf der Wand sah, mußte ich denken: Was wird das letzte Bild sein?

4.

Ich glaube, ich habe Ihnen noch immer nicht gesagt, daß ich recht vermutet und Maria wirklich Braut war. Der Bräutigam war natürlich der Sextus. Er hieß Giulio Ugberto, war der Sohn des wohlhabendsten Vignenbesitzers, überdies der Löwe von Rocca (das so gut seine jeunesse dorée besitzt, wie Rom oder Paris). Bereits im Oktober sollte die Hochzeit stattfinden. Die beiden Marien hatten genug zu thun, um bis dahin die Aussteuer fertig zu schaffen. Das alles war Thatsache und erschien eben so unabänderlich, wie es nicht zu ändern ist, daß morgens die Sonne aufgeht. Das einzige, was mich dabei anging, war: mir noch die Ueberzeugung — die Beruhigung zu verschaffen, ob Maria ihren Bräutigam liebe, also eine glückliche Braut sei. Nun sollte man meinen, daß das leicht zu erfahren gewesen. Anderen hätte man daraufhin nur ins Gesicht zu sehen brauchen. Doch in Marias schönes Angesicht konnte einer blicken soviel er wollte: darin verriet kein Zug weder Glück, noch allerdings Unglück. Mutter und Nachbarinnen waren natürlich der Meinung, daß es auf der Welt — sie meinten Rocca di Papa — für ein Mädchen kein größeres Glück geben könne, als die Frau des reichen Giulio Ugberto zu werden. Die Braut selbst ließ indes, wie gesagt, so wenig merken, ob sie derselben Ansicht sei, oder nicht, daß ich mich von Vermutungen hin und her getrieben fühlte. Oft, wenn ich abends nach Hause kam, war der Bräutigam bereits vor mir eingetroffen. Dann zwang ich mich erst recht, einige Augenblicke zu bleiben, weniger um jenem düster blickenden Burschen zu zeigen: Du kümmerst mich nicht! als viel-

mehr um Maria zu beobachten. So scharf ich das auch that, konnte ich doch zu keiner Gewißheit gelangen. Sie blieb sich auch gegen ihren Bräutigam stets gleich, war nie unfreundlich, nie freundlich. Ich traf sie jedesmal an ihrem alten Platz vor dem Webstuhl. Glut des Kaminfeuers und der flackernden Oellampe fiel auf ihr Antlitz; neben ihr an der Wand lehnte Giulio-Sextus, auch an den wärmsten Abenden mit seinem Mantel drapiert. Trat ich ein, so warf er mir einen tückischen Blick zu (natürlich grüßten wir uns nicht) und fuhr fort, Braut und Frauen zu unterhalten, was er möglichst lärmvoll that, in widerwärtiger Weise (das war meine durchaus objektive Ansicht) bramarbasierend. Mutter und Nachbarinnen kicherten und schwatzten, Maria webte gelassen fort, dann und wann ein gleichmütiges Wort einwerfend, dann und wann aufblickend, vielleicht zu ihrem Bräutigam hinüber, und von diesem zu mir, der ich still zuhörend dasaß. Nur ein einziges Mal fiel etwas vor, was jedoch von niemand außer mir beachtet ward. Wahrscheinlich um mir zu zeigen, daß er der Besitzer des schönen Geschöpfes sei, machte mein Römer eines Abends sein Bräutigamsrecht geltend. Sich zu der Weberin herabbeugend, legte er seinen Arm um ihren Leib, wobei er ihr lachend etwas zuflüsterte. Da hätten Sie diese Bewegung sehen sollen, diese Gebärde! Es geschah durchaus ruhig, aber unwiderstehlich zurückweisend. Er, als wäre es ein lustiger Scherz gewesen, lachte laut auf, aber ich sah den Blick, den er ihr zuwarf, und wie er aus den Falten seines Mantels heraus nach ihr hingriff, um jedoch gleich wieder die Hand zurückzuziehen. Maria aber, als sei nichts vorgefallen, fuhr gelassen in ihrer Beschäftigung fort.

Anders ich. Als der Mensch sie so frech anfaßte, voll einer Begehrlichkeit, sage ich Ihnen, — Herrgott, wie packte es mich da! Kaum, daß ich mich zurückhielt, nicht hinzustürzen, ihn von ihr fortzureißen, ihn — —. Es waren ganz wilde Gedanken. Er hatte auch gleich zu mir herübergeschielt. Da mochte er mir denn ansehen, was ich nicht mehr verbergen konnte. Teufel, was machte mein Römer für Augen! Plötzlich wußte ich, vor wem ich mich auf der Welt zu hüten habe.

Ich ging fort, nicht in meine Kammer hinauf, sondern hinaus über den Platz zur Arx empor und weiter, weit in das öde Feld hinein.

Es war eine heiße Nacht; mir war's, als müsse ich ersticken. Ich riß mir Weste und Hemd auf. Als ich mich müde gelaufen, warf ich mich auf den versengten Rasen nieder, zu Tode ermattet. Lange lag ich wie gelähmt mit geschlossenen Augen. Dabei mußte ich fortwährend auf das Wiehern der Pferde hören, die in einem Zustande halber Wildheit in zahlreichen Herden auf dem Feld weideten. Oft kamen sie mir ganz nah. Als ich endlich die Augen öffnete, konnte ich mich zuerst gar nicht zurechtfinden: über mir das strahlende Firmament, rings um mich die öde Heide, im weiten Kreis aufsteigend der uralte Kraterrand. Nur gegen Westen waren die Wände durchbrochen. Dort lag Rocca. Aus der Tiefe dieses Felsenkessels zu dem Sternenhimmel emporzublicken, der auf den Kraterrand aufzustoßen schien, war ein merkwürdiger Anblick. Und alles ringsum einsam, lautlos! Mir ward ganz unheimlich zu Mut, als würden die Geister Hannibals und seiner Legionen dem Erdboden entsteigen, um ein zweites Mal wider Rom zu ziehen. Ich stand auf und ging fort, zuerst

sehr schnell, dann sehr langsam, jener Oeffnung zu, wo man dem Kreis entrinnen konnte, wo es ins Leben hineinging. Ich wanderte und wanderte, bis ich es sich unter mir ausdehnen sah, schier unermeßlich: die Ebene, das Meer. Und in der Mitte der Weite glänzte es tausendfach auf — die Lichter Roms! Da war mir's, als ströme es von der ewigen Stadt zu mir herüber, ein Hauch ihres Friedens, der im Vatikan um Raphaels Gestalten schwebt. Es drang mir tief ins Herz hinein, daß es drinnen plötzlich ganz still ward.

Lieber Freund, in jener Nacht ward ich mir bewußt, daß ich Maria liebe.

5.

Als ich am nächsten Morgen aufstand, geschah es mit dem festen Entschluß, mit Maria zu sprechen. Daß Sie mich nicht mißverstehen. Mit Maria zu sprechen: nicht von meiner Liebe zu ihr, sondern von i h r e r Liebe zu ihrem Verlobten.

Hätte ich damals bereits länger in Italien gelebt, so würde ich wahrscheinlich nicht gefragt, sondern die Dinge einfach so hingenommen haben wie sie waren. Die Wahrheit davon ist diese:

In keinem Lande nämlich ist die Heirat so sehr Sache der Vereinbarung wie in Italien, dem Lande der „Leidenschaften". In allen Ständen heiratet man hier mehr aus Bedacht als aus Neigung. Selbst die Töchter der Handwerker und kleinen Bürger leben streng bewacht und sorgfältig behütet. Niemals dürfen sie ohne Begleitung ausgehen, selbst nicht zur Messe. In dem geselligen Verkehr

mit jungen Männern finden Beschränkungen und eine Vorsicht statt, von denen man in Deutschland keine Ahnung hat. Da ergibt es sich denn von selbst, daß unter solchen Umständen von sogenannten Liebesverhältnissen kaum die Rede sein kann. Das schließt natürlich nicht aus, daß sich einmal zwei herzlich oder gar leidenschaftlich lieb haben. Dann wird der junge Mann mit den Eltern reden und diese werden nun „kombinieren“. So erhält auch bei solchen Fällen die Sache das Ansehen des Geschäftlichen (von den Eheschließungen der Adelsfamilien gar nicht zu reden). Das Mädchen lebt klösterlich, verheiratet sich; dann ist die Frau frei. Jetzt mag die Leidenschaft kommen, auch die Liebe (zu einem andern). Dies letztere ist jedoch gleichfalls lange nicht so häufig der Fall, wie man mit Vorliebe annimmt. Und nun gar, daß es Sitte und Gebrauch wäre, gerade als würde der Hausfreund gewissermaßen zugleich mit der Wirtschaftseinrichtung besorgt. Der italienische Bürgerstand wenigstens besitzt, das kann ich Ihnen versichern, ebensowenig ein gebräuchliches, selbstverständliches Cicisbeat wie der deutsche.

Wenn trotz des Gesagten sich in keinem Lande mehr Liebestragödien abspielen, von Romeo an bis Othello, so ist für den scheinbaren Widerspruch leicht die Erklärung gefunden: sobald bei diesem heißblütigen Volk einmal die Leidenschaften geweckt, sind sie auch entfesselt. Dann gibt es allerdings kein Aufhalten mehr.

Entschuldigen Sie diese Abschweifung. Sie hat aber auch auf das Verhältnis Marias zu ihrem Verlobten Bezug. Denn in Rocca di Papa wirbt und freit man kaum anders als in Rom. Dagegen wird der echte Campagnuole, dieser Sohn europäischer Steppe, unbeleckt von der

Kultur wie er ist, kaum civilisierter lieben und freien, als sein Bildungsgenosse jenseits des Meeres. Vor zwanzig Jahren wußte ich das alles auch noch nicht, vor zwanzig Jahren konnte ich mir ein Mädchen wie Maria nur vorstellen, wie sie sich nicht dem Gebrauch und Abkommen gemäß einem verlobte, sondern einzig und allein aus leidenschaftlicher Liebe. Wie völlig unverständlich und rätselhaft mir bei einer solchen Ansicht das Mädchen vorkommen mußte, können Sie sich denken. Ich sollte aufgeklärt werden.

Also ich hatte mir vorgenommen, mit Maria zu sprechen. Und zwar sollte das ohne Aufschub noch am selben Tag geschehen. Die beste Gelegenheit, ja die einzige, war abends, wenn sie mit der Magd auf die Arx kam, die Bleichwäsche zu holen.

Den ganzen Morgen über war ich unruhig und aufgeregt.

Trotz der Mittagsglut stürmte ich hinaus. Im Hausflur unten saß die Mutter; ich wünschte ihr guten Tag. Als ich schnell vorüber wollte, rief sie mich an. Ich mußte wohl oder übel stehen bleiben. Sie fing an zu schwatzen; doch kam es mir vor, als sei sie weniger freundlich als sonst. Ohne Anlaß brachte sie das Gespräch auf ihre Tochter: wie sie nun bald Hochzeit machen werde — in drei Wochen — und wie diese Hochzeit eine wahre Gnade des Himmels sei. Dann folgte eine Lobrede auf den Bräutigam, nebst einer glühenden Schilderung seiner Wohlhabenheit; ihre Tochter würde die angesehenste Frau von ganz Rocca sein, eine wahrhafte Signora! Den Schluß machte die Frage: wie lange ich noch zu bleiben gedenke?

Ich hatte mechanisch zugehört; jetzt mußte ich mich zusammennehmen, um möglichst gleichgültig, mit der Miene

des Ueberlegens, zu „kombinieren“, welche Zeit mein Aufenthalt in Rocca di Papa noch dauern werde. Vermutlich nicht mehr lange, noch eine Woche vielleicht. Es komme darauf an, wie ich mit meinem Bilde fertig würde. Aber wie gesagt: auf keinen Fall sehr lange, mit welcher Versicherung man höchlichst zufrieden zu sein schien.

Fortgehen! Jeden Abend hatte ich mir vorgenommen, daß ich fortgehen wolle und zwar gleich am nächsten Morgen. Und nun, da es ausgesprochen worden, war's seltsam, wie es mich bestürzt machte, als sei mir etwas ganz Unerwartetes geschehen.

In diese Gedanken versunken, kletterte ich in dem oberen Teile der Stadt die Schmutzkanäle hinauf, ohne viel davon zu merken. Ich befand mich gerade in einer der engen Gassen, wo selbst am sonnigsten Tage kühle Dämmerung herrscht, als ich, aufblickend, meinen Feind auf mich zukommen sah. Jetzt blieb er stehen und stierte mich mit seinem Mörderblick an. Ich ging ruhig weiter, als stehe niemand im Weg. Dabei dachte ich: Ich weiß sehr wohl, mein Römer, daß du einen Dolch bei dir trägst. Stoß nur zu!

Während dieses Monologs war ich dicht bei ihm angelangt. Wir konnten einander nur dann ausweichen, wenn sich einer von uns gegen die Wand drückte. Ich war neugierig, wer das thun würde. Nun standen wir uns gegenüber. Ein Augenblick — dann schritt ich, ohne um eine Linie auszuweichen, ungehindert vorwärts. Ich hatte recht gehabt: er war feige! Ich schaute mich nicht nach ihm um. Er hätte mir getrost nachschleichen und den Stoß von hinten thun können: der Ort war völlig einsam.

Einige Stunden trieb ich mich zweck- und ziellos umher. Dann begann ich heftigen Hunger zu spüren, kehrte um und begab mich geradenwegs zurück in meine Trattoria Romana.

Die wackere Herrin dieser Garküche war mit der Zeit meine gute Freundin geworden; ich bin ihrem Andenken Dank schuldig und mich freut's, von ihr erzählen zu können.

Nirgends in ganz Latium hat zu irgend welcher Zeit eine hübschere, rührigere Wirtin hungernden Künstlern köstliche „Frittate“ und „Fritti“ eigenhändig zubereitet und eigenhändig vorgesetzt. Mit der doppelten Sehnsucht nach Sättigung und nach einem freundlichen Menschengesicht betrat ich jeden späten Nachmittag Frau Lisas Herberge. Da drinnen waren die Gegensätze von hell und dunkel dicht beisammen. Decke, Wände, Fußboden, Tische, Bänke, Gäste — alles schwarz, schwärzer, am schwärzesten. Dagegen funkelnd, strahlend und blitzblank Frau Lisas Kupfergeschirr, Frau Lisas Bauschärmel, Frau Lisas Wangen. Beides zusammen aber, pechrabenschwarz und funkelnd zugleich, Frau Lisas Haare und Frau Lisas Augen.

Ich verweilte gern in dem höhlenartigen Raum, wo das Herdfeuer hell aufloderte, wo es briet und brodelte, aus den Pfannen der Oelduft aufstieg und eine ziegenfellumgürtete Herde von hungrigen Wilden sich's wohl sein ließ.

Und bei all dem Höllenlärm, in all dem Wust und Wirrwarr Frau Lisa, das leuchtende Gestirn dieser Welt, zugleich stattlicher Mittelpunkt aller Bewegung, von dem alles ausging, zu dem alles hinströmte. Trat ich ein, so ward mir ganz besondere Auszeichnung zu teil und das sogar in Augenblicken, wo gegen ihre stattliche Person

förmlich Sturm gelaufen wurde. Kurze Zeit blieb ich, mit stillem Behagen dem Getreibe zusehend und Frau Lisa zuhörend, wie sie mit ihrer gellendsten Altstimme in allen Tonarten Organübungen anstellte. Dann trieb mich ein Blick hinweg. Ich durchschritt die Schwärze und den Dunst und trat hinaus. Es ging eine Art von steinerner Leiter in die Höhe, und plötzlich, wie durch Zauberschlag, war alles verwandelt: durch Reben und Blumenranken schimmerte das blaue Circekap, lagen grün und blühend umrahmt die Ponzainseln in der leuchtenden Ferne, stand, auch mitten unter Laub und Blüten, mit schneeweißem Tuch bedeckt, das zierliche Tischlein. Dann wurden selbst die endlosen Maccaroni zu lukullischen Genüssen, von der strohumflochtenen Foglietta voll purpurfarbenen Marinos gänzlich zu schweigen.

Da saß ich dann, in die Herrlichkeit hineinschauend oder auch nur hinab auf ein winziges Gärtlein, das drüben über dem Abgrund hing, wo ich zuweilen unter einem blühenden Granatbaum eine schlanke Gestalt erspähte. Wenn sie sich neigte, eine Blume zu pflücken oder in das helle Laub des Granatbaums hineingriff, sich einen Zweig roter Knospen in ihr Haar steckte — wie schön war sie dann! Sie verschwand. Ich seufzte tief auf — neben mir stand Frau Lisa, fing an zu schwätzen und zu schwätzen, wobei ich denn mancherlei zu hören bekam. Zum Beispiel von meinem Römer. Daß dieser schöne Herr ein berüchtigter Frauenheld sei, der echte Don Juan — nein, der echte Dorfprinz Sextus. Aber auch meiner guten und klugen Wirtin schien es nicht im Traum einzufallen, daß diese Heirat für Maria etwas andres sein könne als ein überschwengliches Glück.

Uebrigens war der guten Lisa schon jetzt vor der Hochzeit bange. Diese Feier sollte nämlich bei ihr stattfinden und zwar mit einer Pracht, wie sie Rocca seit den Zeiten, da von seinen Palästen aus stolze Geschlechter das Städtchen tyrannisierten, nicht erlebt hatte. Ohne einige Messerstiche würde die Herrlichkeit sicher nicht abgehen. Die Wirtin hatte sich ausbedungen, daß unter den Gästen der Chirurg sein müsse. Auch für die nötigen Carabinieri würde Sorge getragen werden. Sie hatte dann das Ihre gethan.

Natürlich hatte meine gute Freundin längst gemerkt, wie es um mich stand. In der letzten Zeit mußte ich sogar das wehmütige Schütteln ihres ehrwürdigen Hauptes erdulden, ohne dagegen protestieren zu können. Wenn sie vor mir stand: „Brutus, auch du!" so kam ich mir ganz schuldig vor. Dabei war mir's unmöglich, zu bereuen — büßen wollt' ich ja so gern.

An dem Tage nun, der mir an seinem Abend die Unterredung mit Maria bringen sollte, steckte ich nach vollendetem Mahle, wie gewöhnlich, meinen Tabak an, lehnte mich in den Stuhl zurück und sah den bläulichen Dampfkreisen zu, wie sie in den sonnigen Nachmittag hinausquollen, um sich draußen aufzulösen in Dunst und Glanz. Beinahe wie etwas Körperliches fühlte ich die erhitzte Atmosphäre auf mir lasten und vermochte mich unter dem glühenden Druck kaum zu regen. Ich wunderte mich über die Fliege, die mir unausgesetzt um den Kopf summte (die ich jedoch ruhig summen ließ), und ich wunderte mich über den Brunnen, der unter mir fortwährend rauschte und rauschte. Uebrigens hätte es köstlich sein müssen, dort hineinzutauchen.

Jetzt schleppten sich sogar einige Geschöpfe über den Platz. Es waren matte Menschen und matte Hunde. Ueber letztere stellte ich die stille Betrachtung an: Was sie wohl thäten, wenn ich ihnen den Inhalt meiner Schüssel hinunterwürfe? Ich konnte mir nicht denken, daß ihre Trägheit ihnen gestatten würde, darüber herzufallen, obgleich sie wahrhaftig nicht danach aussahen, als hätten sie in ihrem elenden Hundedasein jemals erfahren, wie einem gesättigten Geschöpf zu Mut sei. Die Glut drückte mir die Augenlider gewaltsam herab, selbst die Bewegung der Hand zum Mund war eine zu große Anstrengung und mit dem Denken ging es erst recht nicht. — Uebrigens, was hatte heute Frau Lisa gehabt? Sie war ganz merkwürdig gewesen, hatte mich kaum gegrüßt. Aber wie gesagt, zum Nachdenken kam's nicht. Wenn ich manchmal blinzelnd aufsah, war alles so strahlend, so voll greller, gelber Helle und scharfen Lichtern, daß ich, mit einem Schmerz im Gehirn, die Augen sofort wieder schloß. Selbst das Laub und die Blumen um mich erschienen mir nicht grün und rot oder blau, sondern fortwährend wie von Strahlen durchschossen.

So lullte der heiße Tag die Seele ein. Dem Summen der Fliege und dem Rauschen des Brunnens lauschend, sank ich in schöne Bewußtlosigkeit. Da ward ich von einem tiefen Seufzer, dicht neben meinem Ohre, geweckt.

Es war Frau Lisa. Erschrocken fuhr ich auf und fragte, was geschehen sei. Sie gab mir mimisch und pantomimisch ausdrücklichst und nachdrücklichst zu verstehen: ihr Eierkuchen sei wieder einmal nicht gegessen worden. Ich säße da und würde nächstens vor Hunger und Liebe sterben. Als ich mich gegen solche Zumutungen wehren

wollte, ward mir angekündigt, daß ich zu schweigen habe, denn — man wisse alles! wisse mehr, als man sagen dürfe. Obgleich man lange geschwiegen, werde man jetzt endlich reden. So möge ich denn erfahren, was ich für Unheil angestiftet und daß es für mich und andre besser wäre, wenn ich fortginge, lieber heute als morgen. Gleich das erste Mal, als ich bei ihr Maccaroni bestellt, — alla Neapolitana sei's gewesen — habe man gewußt, daß es mit einem gewissen Herrn ganz dieselbe Geschichte geben werde wie mit andern gewissen Herren. Und ganz genau Bescheid habe man gewußt, als eines gewissen Abends mit einer gewissen Person sich folgendes Gespräch entsponnen.

Man habe gesagt: „Nun, Maria, Ihr habt ja wieder einen Signore bei Euch, wolltet doch diesen Sommer keinen nehmen, überhaupt keinen mehr. Du weißt schon, warum."

Darauf die andre: „Die Mutter hat es gewollt. Sag, Lisa, kannst du für ihn kochen? Uns macht es Umstände. Wir haben gerade jetzt gar so viel zu thun."

Darauf: „Warum soll ich nicht für ihn kochen können? Es scheint ein recht braver Herr zu sein. He, Marietta?"

Wieder die andre: „Was geht's mich an? Ich wollt' selber, daß er nicht da wäre."

„Glaub' dir's, Mariettchen. Der Luigi wird gerad' auch nicht seine Freud' daran haben. Du weißt schon warum. Und dann das Gerede. Ich begreif' aber auch deine Mutter nicht: gerad' jetzt sich einen ins Haus zu nehmen und noch dazu so einen!"

Dann die andre, und den Blick hättet Ihr sehen sollen: „Lisa, was meinst du mit deinem gerad' jetzt?

Warum kann jetzt nicht ebensogut ein Signore bei der Mutter wohnen wie früher?"

„Aber Kind, was red'st du? Du kennst doch die Leute und du kennst doch den — —"

Aber sie ließ mich nicht ausreden. Maria! wie fuhr sie auf: Was die Leute sie scherten und was der Luigi von ihr wollen könne, wenn sie nicht — — Ganz blaß war sie geworden, und die Lippen bebten ihr so, daß sie nicht weiter reden konnte, sondern sich abwandte und dann wie eine Prinzipessa hinaus.

Jawohl, man hatte alles vorausgewußt! Und immer hatte man gesagt, daß es noch einmal ein schlimmes Ende nehmen werde. Wie nun gestern abend der Luigi drunten beim Wein gesessen, zu viel getrunken und dann wilde Drohungen ausgestoßen habe, — das sei ein Schreck gewesen!

Das war nun wieder solch ein Augenblick, wo eine einzige kraftvolle Entscheidung die Rettung gebracht hätte. Lassen Sie mich nicht darüber nachdenken, wie es selbst damals noch Zeit gewesen wäre, das Furchtbare abzuwenden, lieber Freund, durch ein einziges Wort.

Ich hatte nicht alles, was meine gute Freundin sagte, verstanden, zum Beispiel ihre Andeutungen über Maria nicht. Als sie ausgesprochen — was bei dem Redekatarakt, der sich über mich ergoß, ziemlich lange dauerte — versuchte ich meine Gedanken zu sammeln und auch zu Worte zu kommen. Es gelang mir jedoch nur mangelhaft. Mir war das eigentlich nicht unlieb, da ich kaum etwas hätte sagen können. Jetzt schwatzte sich meine aufgeregte Freundin selbst in Beruhigung und schließlich zu Ruhe. Nur das eine machte ich ihr deutlich, daß es mir nicht einfalle, jetzt fortzugehen: gerade jetzt. Das würde ja wie

Furcht aussehen. Was wollte, was konnte er thun? Ich lief dem Mädchen nicht nach, und Maria — — Daß sich eher die Madonna del Tuffo zu mir herabneigen und mich küssen werde als Maria Botti, das müsse selbst Frau Lisa begreifen.

Doch Frau Lisa begriff es nicht. Sie seufzte fort und fort, indes ich mich im stillen freute, einen stichhaltigen Grund zu längerem Bleiben gefunden zu haben.

Nach dieser dritten Episode des Tages verließ ich meine gute Freundin und die Trattoria Romana und stieg langsam den glühenden Weg zur Arx hinauf.

6.

Es war für die Begegnung mit Maria noch viel zu früh. Ich hätte besser gethan, in meiner Loggia das Sinken der sengenden Glanzscheibe abzuwarten, als mich höchst leichtsinnigerweise der Möglichkeit auszusetzen, mir auf dem Felsen von Rocca di Papas einstiger Burg einen Sonnenstich zuzuziehen.

Für unglücklich Liebende, das heißt für solche, die unter dem vierzigsten Grad leben, wäre das übrigens eine ganz neue Selbstmordmethode: Die von Amor zu Tod Verwundeten setzen sich den glühenden Pfeilen Apollon-Helios' aus und dieser vollendet den Mord. Ein zärtliches Paar, das in der Sonne den Tod erwartet — da haben Sie gleich den Stoff zu einer Ballade, lieber Dichter.

Mein Kopf schmerzte, als drücke eine feurige Last darauf. Ich kam mir so thöricht vor, so einsam, zugleich so unnütz auf der Welt, so völlig überflüssig. Ueber den

grauen Fels huschten Scharen smaragd und goldig schimmernder Lacerten, ein lustiges Sommervölklein! Ich blieb fortwährend stehen und schaute dem glanzvollen Haschen und Jagen zu. Es war, als tummelten sich Strahlen. Allmählich fing ich an, mich zu besinnen und nachzudenken. Was wollte ich eigentlich von Maria? Es war verwirrtes Zeug, das ich mir selber antwortete. Immer mehr kam ich zu der Erkenntnis, daß ich ein Thor sei. Und dann — diese Begegnung, diese Unterredung an einem Platz, wo uns jedermann zusammen sehen konnte. War das, wie die Sachen standen, klug? Pah, klug! Aber war das recht? Ich stellte die Frage anders: war das unrecht oder wollte ich etwas Unrechtes? Wahrhaftig nicht! Und da es nichts Unrechtes war, sollte es auch jedermann sehen, gerade jetzt sollten sämtliche Weiber Roccas mit eigenen Augen erblicken, wie ich neben Maria stand und mit ihr sprach.

Endlich befand ich mich droben. Ueber Getrümmer und uraltem Mauerwerk von cyklopischer Mächtigkeit war ich zum Gipfel hinaufgelangt. Hier stand einst die Arx, über dem schon damals seit unerdenklichen Zeiten erloschenen Krater. Schaute man von hier nach Rom hinunter, so übersah man mit einem Blick die erhabenen Denkmale von Weltgeschichte und Schöpfungsgeschichte zugleich: die einen, eine Epoche von Jahrtausenden umfassend, die andern von vielleicht Jahrmillionen.

Wo an dem jähen Abhang Steineichen und wilder Oelstrauch das kleine Plateau teils beschatten, teils tief über den Abgrund niederhängen, warf ich mich hin. Um mich her lag, was von der Burg übrig geblieben, umstrickt von Epheu und Brombeer, unter Menthe und Ginster begraben. Ohne mich aufrichten zu brauchen, blickte ich

auf den Felspfad unter mir hinab und über den ganzen Campo hinweg. Den Pfad mußte Maria heraufkommen.

Drunten sah es bunt aus und ging lebhaft zu. Weil der hochgelegene Ort die einzige Ebene in der Nähe von Rocca ist, wo bald die Sonne heiß auf den dünnen Rasen niederbrennt, bald ein fröhlicher Wind weht, lassen die Frauen der Stadt sich's nicht verdrießen, hier hinauf ihre Wäsche zum Trocknen und Bleichen zu schleppen. Der Maler oder wer sonst an dergleichen seine Freude hat, kann damit zufrieden sein. Es ist ein prächtiger Anblick, diese braunen, wilden Weiber den Felsen hinauf und hinab klimmen zu sehen, den Korb voll Wäsche auf dem Kopf mit der einen Hand haltend, die andre in die breite Hüfte gestemmt. Rings auf dem, wie eine Klippe über die Heide emporragenden Felsen liegt nun die Wäsche ausgebreitet, von Kindern bewacht, daß nicht etwa eine Herde Schafe oder Pferde, die den ganzen Campo bevölkern, darüber hinwegtrabe. Wo nach Süden zu der Fels sich mit sanfter Neigung zu dem Hannibalsfelde hinabsenkt, werden Maiskörner gedörrt, Feigen und Pfirsiche. Das Ganze aber ist wie ein Gesang aus der Odyssee. Späht man zum Kap der Circe hinüber, das vom schimmernden Meeresstrand so köstlich in die Bläue hineinragt, so ist einem vollends homerisch zu Sinn.

Jetzt kam sie!

Die Stunde, die ich durchwartet, hatte sich gedehnt und gedehnt und noch immer wollte die glühende Scheibe sich nicht dem Meer zuneigen und es mußte sie doch selbst danach verlangen, sich in die kühle Flut zu senken.

Aber jetzt kam sie!

Schon von fern erkannte ich die hohe Gestalt. Die

Magd ging neben ihr und trug den Korb. Sie sprachen zusammen. Aber wie — war der Mann, der soeben dort hinter dem Gemäuer verschwand, nicht Luigi?!

Ich hatte mich wohl geirrt: wenn es Luigi gewesen, so wäre er natürlich mit Maria gegangen. Uebrigens hatte ich zum Ueberlegen oder Spähen nicht mehr Zeit, denn schon war sie oben angelangt. Langsam, mit pochendem Herzen stieg ich vom Felsen zur Heide hinunter. Ich konnte sie ja als harmloser Spaziergänger ganz zufällig treffen. Diese Auffassung sollte mir die nötige Ruhe zur ersten Anrede geben.

„Guten Abend, Maria. Ihr seid heut' spät heraufgekommen.“

Sie hatte gerade begonnen, die Wäsche aufzunehmen und zusammenzulegen; so blickte sie denn nicht auf, als sie mir meinen Gruß zurückgab. Die Magd befand sich am andern Ende des Bleichplatzes, wo noch ziemlich viele Frauen mit dem Zusammenkramen der Wäsche beschäftigt waren. Sie hatten alle aufgesehen, starrten zu uns hinüber, zischelten untereinander. Aber das schnelle Hereinbrechen der Nacht nötigte sie, eilig zu sein.

Es war ein günstiger Augenblick. Uebrigens brauchte ich ihr nicht ins Gesicht zu sehen, nicht in ihre ruhigen Augen.

„Ich möchte ein Wort mit Euch reden, Maria. Ist es Euch recht, wenn ich das hier thue?“

Da richtete sie sich aber doch auf, sah mich an und sagte: „Ihr könnt mit mir reden, wo Ihr wollt. Sprecht nur.“ Dann fuhr sie in ihrer Beschäftigung fort.

Der Anfang war glücklich gemacht; aber nun weiter! Es ging schwer.

„Maria, Ihr dürft mir nicht — ich bitte Euch, ich — ich möchte Euch mit meiner Frage nicht kränken, aber — — Maria, liebt Ihr Euren Verlobten?"

Ich hatte mich verwirrt und war dann so schnell und plötzlich herausgeplatzt, daß ich selbst darüber erschrak. Nachdem jedoch meine Frage einmal ausgesprochen, wartete ich mit einer Art von Angst auf die Antwort.

Mit einer Art von Angst. Als ob es mich hätte glücklich machen können, wenn die Antwort Nein gelautet, oder unglücklich machen dürfen, wäre sie Ja gewesen.

„Ich versteh' Euch nicht, Herr. Luigi Ugberto ist mein Verlobter und wird in drei Wochen mein Mann sein."

„Ach, Maria, Ihr weicht mir aus!"

Das sagte ich nicht, das dachte ich nur. Was ich ihr erwiderte, war zuerst ein Seufzer (eine ganz unfreiwillige Antwort). Dann, aber erst nach ziemlicher Weile: „Freilich ist Luigi Ugberto Euer Verlobter, und Euer Mann wird er in drei Wochen wohl sein. Da ich indessen Euer Freund bin, Maria, Euer aufrichtiger Freund, möchte ich gern wissen — Ihr möchtet das vielleicht verstehen —, ob Ihr Euern Bräutigam liebt und mit ihm glücklich zu werden hofft. Seht, Maria" — ich fing an beredt zu werden — „wenn ich es nicht von ganzem Herzen gut mit Euch meinte und nicht Euer wahrhaftiger Freund wäre, würde ich Euch nicht so dringlich nach dieser Sache fragen. Da ich aber bald fortgehen werde, um — Maria, nie mehr wiederzukommen, und doch gerne an Euch zurückdenken möchte, als an eine glückliche Frau, so frage ich Euch noch einmal und bitte Euch herzlich, mir

antworten zu wollen: Geschieht es mit Eurem freien Willen und aus reiner Herzensneigung, daß Ihr Luigi Ugbertos Frau werdet? Sagt mir das und seid gesegnet, wenn Ihr mir aus vollem Herzen Ja sagen könnt."

In meiner Bewegung war ich dicht an sie herangetreten; fast, daß ich nach ihrer Hand gegriffen. Sie hatte sich gleich bei Beginn meiner Rede aufgerichtet und, regungslos vor mir stehend, mir aufmerksam und ernsthaft zugehört. Glut der untergehenden Sonne fiel auf ihr Gesicht — Gott im Himmel, was war es für ein Antlitz? Trotz meiner Erregung konnte ich selbst in diesem Augenblicke nicht unterlassen, an diesem schönen Stück Natur Tizianisches Kolorit zu studieren. Ja, lieber Freund, solch ein Maler.

Und Maria antwortete mir: „Ich glaube Euch, daß Ihr mein Freund seid, und glaube Euch, daß Ihr es gut mit mir meint, wie ich mir auch denken kann, daß es Euch freuen würde, mich heute und in alle Zukunft glücklich zu wissen. Nun werde ich aber gewiß aus freiem Willen, wie Ihr es nennt, die Frau von Luigi Ugberto, dem mich meine Mutter und sein Vater schon vor vielen Jahren verlobt haben und dem ich ein treues und ergebenes Weib zu sein hoffe. Daß Ihr fortgeht, thut mir sehr leid. Ich werde Euch stets in gutem Andenken behalten, und danke Euch, daß Ihr mir so freundlich gesinnt seid."

Sie rief die Magd herbei, um den Heimweg anzutreten. Ich aber fühlte mich plötzlich so unsäglich elend, daß ich mich nicht länger beherrschen konnte und ausrief: „Maria, wie ist es möglich, wie soll ich es verstehen, daß Ihr, die Ihr so" — ich suchte nach den rech-

ten Worten — „die Ihr so erhaben seid, diesen Menschen lieben und dieses Menschen Frau werden könnt?! Ich kann mir nicht denken, daß Ihr nicht wissen und empfinden solltet, wie Luigi Ugberto ein Mann ist, der Eurer nicht wert, der keines reinen und tugendhaften Mädchens wert ist. Und ich will nicht denken, daß Ihr ihn liebt — versteht mich wohl, Maria, ihn so liebt, wie ein Mädchen, wie Ihr seid, einen Mann lieben muß: leidenschaftlich und mit ganzer Seele, daß sie jede Stunde für ihn ihr Leben hingeben und ihr Herzblut hinströmen lassen würde. Maria, Maria! Ich habe vorhin gesagt, daß es mich glücklich machen werde, wenn ich wüßte, daß Ihr aus Neigung Luigi Ugbertos Weib würdet, aber ich habe Euch gesagt, was nicht wahr ist."

Ich wagte nicht, sie anzusehen. Aber endlich, da sie so lange stumm blieb, mußte ich's doch thun. Die Magd hatte eingepackt und wartete auf Maria. Sie stand da — Herrgott, wie bleich! Und — — da wandte sie sich ab und half der Magd den Korb auf den Kopf. Dann gingen sie. Kaum wissend, was ich that, trat ich schnell an Marias Seite und schritt schweigend neben ihr hin.

Wir waren die Letzten an dem öden Ort. Die Sonne war eben untergegangen; der ganze Horizont stand feuerrot, rosig umduftet alles Gebirge. In der bereits dämmerungsvollen Tiefe blinkte und glänzte es hier und dort noch auf. Wie ich mechanisch meine Augen umherschweifen ließ, leuchtete mir über Tusculum hinweg ein Punkt entgegen, an dem mein Blick wie gebannt hängen blieb. Ich erkannte den Ort. Von Rom aus hatte ich manche Wanderung dahin gemacht. Es waren die Ruinen des alten Collatia, der Stadt der Lucretia. Und nun dieser

Zufall: angesichts jener Erinnerungsstätte stand ich an der Seite meiner Lucretia, der es meiner Phantasie nach auch geschehen sollte, das Opfer eines Sextus zu werden. Unwillkürlich blieb ich stehen; die Hand ausstreckend und hinüber deutend, so daß auch Maria stillstand, sagte ich: „Seht, Maria, als das alte Rom noch war, — Roma antica, Ihr wißt, da waren die Ruinen, die Ihr dort hinten aufleuchten seht, auch eine Stadt. In dieser lebte einst eine Römerin, Lucretia mit Namen, und als ein Mann, den sie nicht liebte, ihr Schande anthat, wollte sie das Licht der Sonne keinen Tag länger sehen. Sie traf ihr stolzes Herz mit einem Dolch und that das so ruhig, wie andre Frauen sich eine Rose an die Brust stecken. Und die Stadt der Lucretia ward ‚groß durch den Ruhm ihrer Keuschheit!‘"

Ich wollte diesem Virgilischen Citat noch mehr hinzufügen, aber tief aufatmend schwieg ich. Maria stand und sah nach dem glänzenden Fleck hinüber, von dessen Pinienwald eben das letzte matte Rot fortblaßte. Dann sagte sie, und der tiefe, volle Ton ihrer Stimme klang in der Stille der hereinbrechenden Nacht ganz feierlich: „Sagt mir, war die Römerin, die das gethan, eine Jungfrau?"

„Nein. Lucretia von Collatia war eines Mannes Weib, deshalb aber — —"

„Aber deshalb," unterbrach mich Maria, „hätte sie es doch thun müssen, ich weiß. Doch meint Ihr im Ernst, daß sie den, der die Ursache ihres Todes war, wirklich nicht geliebt haben sollte?"

Sie schwieg und sah mich seltsam forschend an. Die fast immer wie müde gesenkten Lider schlugen sich hoch

auf, daß der Blick dadurch etwas Gespanntes, etwas Starres bekam.

Marias so durchaus neue Auffassung des Verhältnisses Lukretias zu Sextus machte mich betroffen. Lukretia, die ihren Verführer — nein, das würde der Mann dann nicht mehr gewesen sein — liebt, sich ihm hingibt und dieses verbotene Glück dann mit dem Tode bezahlt — das war allerdings eine weit tragischere, eine weit ergreifendere Gestalt, als die immerhin kühle und kalte Heldin der Geschichte. Während mir das durch den Kopf ging, konnte ich Maria nur fragen: „Ihr meint?"

„Ich meine," erwiderte dieses seltsame Mädchen, noch immer denselben Blick auf mich geheftet, „daß die Römerin, von der Ihr mir erzählt, den andern geliebt hat, der nicht ihr Mann war und es dann darum gethan hat. Wie nanntet Ihr sie?"

„Lucretia."

„Lucretia. Ich werde den Namen nicht vergessen. Also dort drüben geschah es. Ich habe es gar nicht gewußt. Giovanna wartet."

Wir gingen. Es war dunkle Nacht geworden. Keiner von uns sprach mehr ein Wort. Als ich einmal zufällig zurückblickte, war mir's, als schleiche uns jemand nach.

7.

Das gab wieder eine schlaflose Nacht! Bereits beim Morgengrauen erhob ich mich. Ich war über Nacht zu einem Entschluß gekommen, den ich auch sofort ausführte. Ich stellte Palette und Farbenkasten zurecht, nahm meine getreue Kohle zur Hand, setzte mich; doch nicht vor meine

Staffelei, sondern vor jenen letzten leeren Fleck an der Wand. Ja wohl, lieber Freund, endlich begann ich das Bild, das ich seit so langem in der Seele trug, das mich ruhelos machte, ganz elend und krank.

Es war schnelle, leichte Arbeit. Seit Wochen ging ich müßig umher, im Geist fortwährend komponierend, so daß ich innerlich vollkommen fertig damit war. Geschaffen stand es in mir, ich brauchte es nur aus mir herauszuheben. Dieses Ausströmen und Sichgestalten der innersten Empfindung, dieses Abschreiben so aus der Seele heraus auf die Wand — es war ein wundersamer Zustand! Bald war ich mit den Umrissen fertig und konnte mit den Farben beginnen. Und nun saß ich, malte und malte, bis es Mittag, Nachmittag, Abend geworden.

Ich hatte mich eingeschlossen. Die Magd kam, die Mutter. Einmal hörte ich Marias festen, langsamen Schritt auf der Flur. Doch er ging an meiner Thüre vorüber.

„Lucretia!“ murmelte ich, „Lucretia!“ meinte indessen mein Bild. Zu dem hätte ich freilich ebensogut „Maria“ sagen können; denn immer mehr und mehr trug meine sterbende Römerin die Züge Marias.

Das Gemälde zeigte Lucretia nur bis zur Brust. Der Kopf sank zurück, die Augen schlossen sich, den strengen Mund machte ein unbeschreiblicher Zug fast lieblich. Sie drückte die Hand gegen das Herz — zwischen den Fingern drang es purpurn hervor. In ihrem nächtigen, halbgelösten Haar hing eine eben erschlossene, bleiche Rosenblüte. Sobald ich das Bild vollendet hatte, wollte ich fort.

Zuweilen überlief's mich während des Malens und meine Hand bebte, oder fuhr gar zurück. Es war auch

eine zu tolle Phantasie. Das Weib, das man liebt, als Sterbende zu malen; noch dazu als eine, die so stirbt! Sah ich mein Bild an, so mußte ich mir gestehen, daß es mir bereits in der Skizze gelungen. Obgleich ich niemals eine Sterbende gesehen, und gar solch eine Sterbende, war es mir seltsam geglückt, den fürchterlichen Moment mit einer Wahrheit, mit einer Wirklichkeit auszudrücken, als hätte ich meine Studien zu dem Gemälde an der sterbenden Maria Botti selbst gethan.

Zugleich gab ich mich einem lebhaften Glücksgefühl hin. Ohne Einbildung durfte ich mir bekennen, daß ich hier etwas Gutes schaffe. Mit dieser Freske war mein Talent zum Durchbruch gekommen, mit diesem Bilde gab ich mir selbst den Beweis, daß ich ein Künstler sei. Ich hätte aufjubeln mögen und doch war mir unsäglich traurig zu Mut.

Ich riß mich auf und ging in die Trattoria Romana hinüber, wo ich aus dem Munde meiner guten Freundin folgendes zu hören bekam.

Man hatte mich mit Maria zusammen auf dem Hannibalsfeld gesehen, sie selbst mit eigenen Augen, wie ich Maria in dunkler Nacht heimbegleitet, die Magd nicht, wie es sich gehört, neben, sondern hinter uns — man denke! Aber als sie, meine gute Freundin, bald darauf auch den Luigi bemerkt, gleichfalls hinter uns den Weg vom Campo herabkommend, da war ihr der Schreck in die Glieder gefahren; und zwar dermaßen, daß, als Luigi in ihre Garküche trat, sie kaum mit Würde ihr: Guten Abend, Luigi, wie geht's? habe hervorbringen können. Signor Luigi war übrigens durchaus nicht in der Stimmung gewesen, sich einen guten Abend zu machen. Er saß

als der einzige Gast am Tische, einen Liter nach dem andern verlangend. Da er nicht sprach, mußte als wackere Wirtin wohl oder übel Frau Lisa sprechen. Sie that es übrigens nicht allzu ungern, mußte sie doch herausbekommen, wie er „darüber“ denke. Er schielte sie tückisch von der Seite an, sie jedoch faßte sich ein Herz und fragte ihn, nicht gerade „danach“, aber doch so um die Sache herum. Zum Beispiel nach der Hochzeit. Sie kam schön an! Von der Hochzeit möge sie sprechen, wenn der Pfaff das Amen sage; soweit sei's noch nicht. Ein gewisses Mädchen möge sich in acht nehmen und ein gewisser Herr dazu. Er, Luigi Ugberto, sei nicht der Mann, der sich schon vor der Hochzeit — — — Nun aber war Frau Lisa aufgefahren: Was er damit meine? Die Gewisse sei ihre Freundin, ihre Freundin! Und wer ihre Freundin beleidige, beleidige sie. Es sei nichts als schändliche Lüge und Verleumdung. Sie wisse recht wohl, weshalb er solche schlechte Sachen glaube; denn er sei ganz der Mann, ein Mädchen auch lieber ohne Hochzeit zu nehmen. Weil das jedoch bei jener Gewissen nicht angehe, sei seine ganze Seele voll Galle und Geifer. Ein Gewisser möge sich in acht nehmen, daß sie einem Gewissen nichts wiedererzähle; dann würde ein Gewisser sehen, wie ein braver Mann auf seine Ehre halte, anders wie ein gewisser Anderer.

Kurz und gut: sie hatte ihm ihre Meinung gründlich gesagt; denn sie hatte es, Gott sei Dank, nicht nötig, sich vor Luigi Ugberto zu fürchten. Ganz Rocca di Papa kannte ihn und ganz Rocca di Papa kannte sie.

Nun hätte man sehen sollen, wie ein Gewisser totenblaß geworden sei vor Wut. Dann habe er wie ein Teufel

aufgelacht und schließlich gemeint: es sei nur Spaß gewesen. Es habe ihn eben aufgebracht, daß sich Maria von diesem Fremden, diesem Waldmenschen, begleiten lasse; Frau Lisa möge so gut sein, darüber zu schweigen. Das hatte sie aber nicht gethan und zwar aus guten Gründen, denn: es könne nichts schaden, wenn ein Gewisser wisse, wie die Sachen stünden, und diese stünden sehr schlimm.

Traut ihm nicht, schloß meine gute Freundin ihre Erzählung. Ich will nichts gesagt haben; aber, traut dem Luigi nicht. Ach, wenn Ihr doch nur fortgehen wolltet! Ich weiß, daß Ihr ein braver Herr seid und Maria, die würde ja wohl lieber sterben, als daß sie sich — — Was ich sagen wollte: Die Menschen sind zu schlecht! Wer kann für alles stehen und wer kann wissen, wie alles kommt und wird. Darum geht, sonst gibt's noch ein Unglück.

Allerdings; ich mußte gehen. Um Marias willen mußte ich gehen.

Ich wollte ja auch. Aber mein Bild mußte ich doch vorher vollendet haben. Ich würde nichts thun, als arbeiten, Maria kaum zu sehen bekommen, so konnte ja gar nichts geschehen, was ihr hätte zum Unheil gereichen können. Immer mehr erkannte ich, wie thöricht meine Unterredung mit Maria gewesen und wie hoffnungslos alles war.

Meiner guten, klugen Freundin sagte ich, daß ich gehen werde in — drei Tagen. Diese fand es bis dahin noch viel zu lang.

Jawohl; noch viel, viel zu lang!

8.

Nachdem ich mich nach meiner Gewohnheit noch eine gute Weile in der stillen Nacht ruhig gelaufen, kehrte ich in meine Casa Botti zurück. Die Mutter und der Bräutigam saßen vor dem Kaminfeuer. Keines erwiderte meinen Gruß, Maria war nicht da. Ich kletterte im Dunkeln die Stiege hinauf. Die Thür zu meinem Zimmer stand offen und drinnen war Licht. Als ich hinzutrat, sah ich Maria. Sie stand vor der Wand, hielt ihre Lampe hoch empor und beleuchtete damit ihr sterbendes Gesicht. Ich lehnte am Thürpfosten und starrte sie an, die so tief in den grausigen Anblick versunken war, daß sie meinen Schritt ganz überhörte. Nie werde ich dieses Antlitz vergessen — ich meine das der Lebendigen. Sie mußte in mein Zimmer gekommen sein, um darin etwas zu ordnen, und hatte sich plötzlich dem Bilde der Sterbenden gegenübergesehen, die sie selbst war. Das mußte allerdings schaurig gewesen sein. Und fast schaurig war es, wie sie dastand, bewegungslos, mit regungslosem Antlitz, als wäre das bei dem Anblick erstarrt. Ich konnte es nicht ertragen, die beiden Gesichter, die eigentlich ein Gesicht waren, so nahe beisammen zu sehen. Schnell trat ich vor. Maria erblickte mich.

Aber sie blieb ruhig stehen, sah auch gleich wieder hinüber; nur, daß sich ihre Züge veränderten und der furchtbare Ausdruck langsam von ihnen wich, bis es wieder das bekannte schöne, stolze Antlitz war, das mir so unauslöschlich in der Seele stand. Ich fand nicht gleich ein passendes Wort; dann sagte ich: „Ihr wart wohl recht erschrocken, Maria? Verzeiht nur.“

Und sie, ohne sich nach mir umzuwenden: „Würde ich wirklich so aussehen, wenn ich stürbe? Ich weiß eigentlich nicht, warum ich erschrak. Es sieht sich recht schön an; gar nicht so, wie ich dachte. Also das ist die Frau, die Lucretia? Nein, das bin ich. — — Wie schön die Rose ist! . . .“ Und sie sah immer nach ihr hin.

Da rief unten im Hausflur die Mutter: „Maria!“ und noch einmal: „Maria!“ Sie, deren Gesichtsausdruck jetzt voller tiefster Betrachtung gewesen, wandte sich langsam um, mit ihrem vollen Blick zu mir hin und so — langsam ging sie.

Und ich — lieber Freund, einen großen Teil der Nacht über saß ich vor meinem Bilde und sah zu, wie Maria Botti starb, von meiner Hand. Bei diesem langen Anschauen ward ich mir zum erstenmal völlig bewußt, wie furchtbar es sei: „noch so jung, so jung“ sterben zu sollen. Dieses Aushauchen des letzten Seufzers, dieses Brechen der Augen, dieses Hinabtauchen und Versinken der Seele in ewige Nacht und das an einem geliebten Wesen, vielleicht seiner Braut oder seinem Weibe erleben zu müssen — das war der ganze Jammer des Lebens.

Es waren wilde Phantasien, die mich vor Marias Bild packten und gar nicht loslassen wollten. Auch ich mußte immer auf die Rose in Lucretias Haaren sehen: kaum aufgeblüht und schon verwelkt. Arme Rose! Ich hätte meiner Römerin keinen schöneren Schmuck geben können. Die welke Rose war sie selbst, ein verdorrter Frühling, grausam vom Stamme gerissen.

Ich nahm meine Lampe und ging zum ersten Bilde: Maria Botti als Kind. Und nun weiter, von Gemälde

zu Gemälde, vor jedem stille stehend, jedes beleuchtend: Diana, Maria, Märtyrerin, Heilige Sibylle, Judith — bis ich zuletzt Maria Botti sterben sah.

Die Wand war voll, für meinen Nachfolger blieb kein Platz mehr; mit der Toten war das Bilderspiel aus.

Das verstand sich eigentlich von selbst.

9.

Mit dem „Aus-dem-Gedächtnis" malen war es übrigens eine bedenkliche Sache. Ich hätte es nicht gedacht; denn: wie trug ich ihr Bild im Herzen, Zug für Zug! Nun mußte ich doch einsehen und eingestehen, daß es nach der Natur ein ganz andres Malen gewesen wäre. Wenigstens war ohne Modell das Porträt nicht möglich, und gerade um das Porträt, um die absoluteste Wirklichkeit und Wahrheit war mir zu thun. Maria Botti idealisiert, wie man das nennt, davon wollte ich nichts wissen.

Das ward mir klar, als am nächsten Morgen beim Erwachen mein erster Blick auf mein Bild fiel.

Durch diese Entdeckung halb zermalmt, wollte das Malen an diesem Morgen nicht gehen. So unterließ ich's denn. Ein Gang auf die Arx hinauf würde mich erfrischen.

Unten begegnete ich Maria; sie war eben aus der Frühmesse gekommen. Als sie ihr dunkles Kopftuch ablegte und ich ihr sonnenbeschienenes Gesicht sah, versetzte mich dieses nicht in glücklichere Stimmung: was war mein Werk, vor dem ich mich gestern noch so erhaben gedünkt, gegen dieses gottgeschaffene lebendige Antlitz? O, ich Raphael!

Ich wollte an Maria vorbei und hinaus, als ich mich angesprochen hörte: „Werdet Ihr heute wieder an Eurer Lucretia malen? Ich habe immer an sie denken müssen, selbst in der Kirche. Sie stirbt gar so schön!"

Dieses Zittern ihrer Stimme gab einen ganz neuen Ton. Es klang so verhalten hindurch, als würde ein Sturm mühsam zurückgedrängt, um dann doch in einzelnen tiefen Lauten auszubrechen. Nur bei italienischen Organen ist dieses Modulieren, dieses jähe Steigen und Sinken der Töne möglich. Ich hörte noch immer darauf, als sie längst nicht mehr sprach.

„Meine Lucretia? Ich mag nichts mehr von ihr wissen."

„Warum nicht?"

Sie war ganz erschrocken.

„Das will ich Euch sagen: weil ich ein schlechter Maler bin, der nichts ist und nichts kann. Ihr meint vielleicht, daß Ihr Lucretia seid? Geht hinauf, nehmt Euren Spiegel, seht hinein und dann auf die Wand. Da werdet Ihr erkennen, wie es mit meiner Kunst aussieht und daß ich ein schlechter Maler bin, ein rechter Stümper, Maria."

Es entstand eine Pause, die Maria endlich endete.

„Die Signori, die vor Euch an der Wand mein Bild malten, wollten alle, daß ich dabei sein sollte; denn sonst werde nichts daraus. Ist das bei Euch auch so?"

„Das ist bei mir auch so. Um Euer Gesicht malen zu können, muß ich Euer Gesicht vor mir haben. Addio!"

Ich stürmte davon.

Nach einigen Stunden kam ich ins Haus zurück. In meiner Kammer war das wundervollste Licht, gerade

die Beleuchtung, die ich für mein Bild nötig hatte. In stiller Verzweiflung setzte ich mich vor meine Wand. Marias: Sie stirbt gar so schön, klang unaufhörlich in mir nach. Und wie sie das sagte! Ich meinte ihre Stimme zu hören, schloß die Augen und nun stand sie selbst vor mir. Wie ich sie nie würde malen können, sah ich sie. Um den herben Mund lag es schmerzlich, fast weich, ihre unergründlichen Augen — — Ich verfiel in tiefes Brüten über die dunkle, feuchte Flut dieses Blickes. Das Auge soll im Porträt Mittelpunkt alles Ausdrucks sein. In jenen zwei strahlenden Punkten soll der Künstler den ganzen Menschen zusammendrängen, sein Wesen, seine Seele — eben den Menschen.

Ich öffnete meine Augen. Sie fielen auf die Wand, gerade vor mir, wo Lucretia „gar so schön" starb und meine Malerei kam mir unsagbar erbärmlich vor.

„Stümper!" knirschte ich, „vermaledeiter Farbenkleckser!" sprang auf, griff nach Palette und Pinsel und wollte die Schmiererei überschmieren. — Da stand die leibhaftige Lucretia vor mir.

Sie hatte sich mit Rosen geschmückt, eine blasse Knospe im Haar und eine voll erblühte auf der Brust, gerade auf der Stelle, wo sie der Dolch treffen würde.

„Zeigt mir, wie ich es machen muß. Ihr wißt, daß ich mich nicht darauf verstehe."

Im ersten Augenblick begriff ich sie gar nicht. Ich mußte immer auf die Rose an ihrer Brust blicken. Das verwirrte mich so, daß ich zuerst dachte, sie wolle von mir gezeigt haben, wie sie es machen solle, neben der purpurnen Blüte den purpurnen Quell aufspringen zu lassen. Ich war zu Tode erschrocken, zugleich aber —

Gott verzeih' mir — ganz voller Wonne, daß Maria wirklich Lucretia war.

Sie mußte noch einmal sagen, was sie eigentlich meinte, ehe ich sie verstand.

„Ihr wollt mir Modell sitzen?“

„Ihr sagtet ja, daß Ihr mein Bild nicht malen könntet, wenn ich nicht dabei sei. So malt es denn.“

„Aber was wird Eure Mutter sagen und — und Euer Verlobter?“ stammelte ich.

„Da ich mich nicht darum kümmere, was sie sagen werden, solltet Ihr es auch nicht. Thut Ihr das aber, so kann ich wieder gehen.“ Und sie wandte sich, eine beleidigte Königin, zur Thür.

„Nein — bleibt! bleibt! Ich danke Euch, Maria. Ja, nun will ich malen. Und jetzt soll es besser — jetzt soll es gut werden.“

Zuerst hatte ich gezittert, dann war ich ganz ruhig geworden, ganz glücklich.

Jetzt stellte ich mein schönes Modell auf. Das war keine schwere Arbeit. Sie begriff Stellung und Ausdruck sofort.

Das Haupt leicht nach aufwärts geneigt, schien sie doch auf ihre Brust niederzublicken, gleichsam um zuzusehen, wie der Quell aus ihrem Herzen aufbrach. Mit der Hand drückte sie sanft und doch stark das Gewand darüber. Das gab eine ganz neue Auffassung. Ich war entzückt.

Ihre Züge drückten seligen Schmerz aus. Die leicht geöffneten Lippen schienen in Todesweh zu seufzen; zugleich aber einen Laut höchsten Glückes zu hauchen. Die Augen — ich kann nicht sagen, was in Marias Augen

lag; es war eben das Wunderbarste. Nein, sagen kann ich es nicht, aber — ich habe es gemalt!

Ehe ich begann, sagte Maria: „Riegelt die Thür zu. Der Mutter könnt' es doch einfallen, uns stören zu wollen und vielleicht einem andern auch, wenn ich auch nicht glaube, daß er den Mut dazu hat.“

Ich zauderte. Da ging sie selbst hin und schob den Riegel vor. Wahrhaftig, sie that es!

„Es ist nicht nötig,“ murmelte ich, ließ es aber geschehen.

Ich malte. Stundenlang stand Maria regungslos vor mir und stundenlang sah ich von meinem Bilde nur auf, um sie anzusehen. Ihre Schönheit und meine plötzliche wundersame Gestaltungskraft berauschten mich. Aeußerlich war ich jedoch die Ruhe selbst. Ich dachte nicht daran, daß es noch etwas andres auf der Welt gäbe als Maria und ihr Bild. Auch für sie mochte es traumhaft sein. Da wurden wir beide an das Dasein der Welt gemahnt.

Die Mutter keuchte die Treppe herauf, kam an die Thür, fand sie verschlossen, kreischte: „Maria!“

Ich wollte hin und öffnen, ward aber von Marias Wink und Blick zurückgehalten. Sie erwiderte: „Ich bin hier, Mutter. Signor Enrico malt mich. Ich kann also nicht kommen.“

Die Mutter fing ein Zetergeschrei an, keifte hexenhaft und schlug mit den Füßen gegen die Thür.

Ich hörte die Magd die Treppe heraufkommen, hinter ihr noch jemand, einen Mann. Der sprach mit der Mutter, aber mit unterdrückter Stimme.

Ich blickte Maria fragend an. Sie nickte, seufzte,

griff sich ins Haar und nahm die Rose heraus, die sie fallen ließ: „Es ist nun doch vorbei."

Dann ging sie zur Thür, bedeutete mir, fortzumalen, öffnete, trat auf der Schwelle der Mutter und ihrem Verlobten entgegen.

Eine Strähne ihres Haares hatte sie für die Lukretia gelöst, auch ihr Busentuch war verschoben. Sie hatte, bevor sie öffnete, nichts wieder geordnet.

„Kommt herunter. Drunten werde ich mit Euch reden." Damit drängte sie die Alte von der Schwelle zurück, rief mir zu, daß sie morgen wieder käme, und schloß die Thür hinter sich.

Ich wartete, bis sie die Treppe hinunter waren, dann ging ich ihnen nach. Drunten fand ich von innen den Riegel vorgeschoben, ich konnte also nicht hinein. Die Mutter keifte. Jetzt hörte ich auch Luigis wütende Stimme. Maria antwortete ihnen laut, ruhig. Was sie sagte, konnte ich nicht verstehen. In höchster Aufregung, meine Hilflosigkeit fühlend, begab ich mich wieder hinauf, wo Marias Rosenknospe am Boden verwelkte.

10.

Früh am Morgen war die Mutter mit der Magd auf ihren Maultieren nach Grottaferrata hinuntergeritten, verschiedene Einkäufe zu machen. In der Küche, am Feuer hockte eine griesgrämige Nachbarin, meinen Kaffee kochte Maria. Sie hatte mir in Oel Kuchen gebacken; ganz warm und duftend füllte das goldgelbe Gebäck die Schüssel. Ich setzte mich und versuchte das Mahl, das mir die Geliebte bereitet, als Götterspeise zu genießen;

aber all meine Liebe half mir nicht, Hunger zu haben. Die Nachbarin schaute giftig zu uns herüber, denn Maria, obgleich sie schon längst ihre frische Ziegenmilch genossen, hatte sich zu mir gesetzt.

Als ich fertig war und hinaufgehen wollte, rief sie mir nach: „Ich komme gleich zu Euch. Macht nur alles zurecht; bei mir fehlen nur noch die Rosen.“

Nach fünf Minuten stand sie, geschmückt wie gestern, vor mir.

„Die Mutter weiß, daß ich heute hier bin und Ihr mich malt,“ begann Maria, „und er weiß es auch. Sie werden Euch nicht mehr in der Arbeit stören; nur müßt Ihr schnell machen. Ende der Woche muß Euer Bild fertig sein; denn daß Ihr es nur wißt: die Hochzeit soll der Weinernte wegen schon früher stattfinden. Da habe ich in der andern Woche an meinem Hochzeitskleid zu nähen. Sonntag müßt Ihr fort; das hilft nun einmal nichts.“

Nein, das half nun einmal nichts.

Ich malte.

Weiter wurde in dieser Sitzung nichts gesprochen. Ich schaute auf die Wand und auf Maria, meine Hand führte den Pinsel ruhig und sicher; immer mehr glich das Abbild dem Urbild; immer mehr sah mich Lucretia mit Marias Augen an.

Als es Mittag geworden und ich auf Marias Kräfte Rücksicht nehmen mußte, löste diese, wie sie es gestern gethan, ihre Rosenknospe, die wieder halbverwelkt auf den Boden fiel. Später ward sie von mir zu ihrer verdorrten Schwester gethan. Die aufgeblühte behielt Maria.

Als ich die Thür für sie öffnete, sagte ich: „Ich danke Euch, Maria.“

Sie sah mich nur an.

Den ganzen Nachmittag arbeitete ich ununterbrochen. Ein leiser Gesang unter meinem Fenster machte mich endlich aufhören. Ich trat heran. Gerade unter mir, im Gärtlein über dem Abgrund, saß Maria. Sie lehnte an einem hochstämmigen Lorbeerbaum, den Schoß ganz voller Blumen: Nelken, Granatblüten, Rosen. Sie wand einen Kranz und summte vor sich hin eine schwermütige, klagende Weise. Es war zum erstenmal, daß ich sie singen hörte. Ihre tiefe, herbe Stimme, wie sie sich mühsam an Melodien versuchte, ging mir ans Herz. Gott weiß, welcher tolle Einfall mich dazu brachte, an den Schwan zu denken, der auch erst singt, wenn er stirbt.

Nachdem ich sie eine Weile angesehen und ihr zugehört, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, an dem schönen Ort mit Maria zu plaudern. Die Mutter war noch nicht heimgekehrt und Signor Luigi hatte ich den ganzen Tag nicht erblickt. Das sollte mir das Fest vollkommen machen. Ich ging also hinunter.

Als Maria jemand kommen hörte, beugte sie sich, ohne empor zu sehen, tiefer auf ihre Blumen herab, fuhr fort zu winden und zu singen. Ich stand dicht vor ihr und mußte sie beim Namen rufen, ehe sie aufblickte.

„Ihr seid's,“ meinte sie; mir war's, als schrecke sie zusammen.

„Erwartet Ihr einen andern?“

„Ich erwarte niemand.“

„Für wen windet Ihr diesen schönen Kranz?“

„Für eine Gestorbene, deren Todestag morgen ist.“

„Habt Ihr auch schon Tote, um die Ihr trauert?“

„Die arme Virginia war meine Kameradin. Sie war nur um zwei Jahre älter als ich. Nun ist sie schon vier Jahre tot. Die Aermste! So jung sterben zu müssen.“

„Erzählt mir doch von ihr.“

Maria heftete ihre großen Augen auf mich.

„Habt Ihr nichts von Virginia Mancini gehört?“

„Nein, kein Wort.“

„Sie wurde ermordet.“

„Das ist ja furchtbar! Von wem?“

„Von ihrem Mann. Ihr müßt nämlich wissen, daß Virginia schon vor ihrer Ehe einen Liebhaber hatte. Dafür ward sie erstochen.“

„Und der Liebhaber?“

„Der lebt heute noch. Der Beppo — das ist ihres Mannes Name, ist ein Feigling. Da konnte er es natürlich nur an einem Weibe thun, der verächtliche Lump!“

„Was ist ihm geschehen?“

„Ihm? Was soll ihm geschehen sein? Er hat längst wieder ein Weib und ist ein angesehener Mann. Die Marietta, so heißt die zweite, nimmt sich mit ihrem Liebsten besser in acht: der Dolch, der der armen Virginetta ins Herz traf, ist noch nicht verrostet. An die Tote denkt keiner mehr, auch mir fiel sie erst dieses Jahr wieder ein. Da dachte ich mir, daß die arme Seele, die ohne Beichte und letzte Oelung ins Fegfeuer mußte, sich freuen würde, wenn sie auf ihrem Grab den Kranz liegen sieht.“

„Und was denkt Ihr von dem Beppo?“

„Je nun, er mußt' es wohl thun.“

„Meint Ihr? — — Und die arme Virginia?“

„Sie hat es mit ihrem Carlo eigentlich recht gut gehabt. Er kann sie noch immer nicht vergessen. Ist das nicht schön?“

„Was?“

„Nun, daß der Carlo seine Virginia noch im Grabe so herzlich lieb hat. Die beiden, die waren ein Paar gewesen!“

„Warum wurden sie es nicht?“

„Wie Ihr redet. Virginia war eben von den Eltern mit dem andern verlobt. Das arme Ding, was sollte sie machen?“

Nun war ich es, der sein Gegenüber groß ansah. Maria hielt meinen Blick völlig gleichmütig aus. Es war ersichtlich, daß sie gar nicht ahnte, was in meiner Seele vorging. Mit einem tiefen Seufzer gab ich es auf, mich ihr begreiflich zu machen. „Das arme Ding, was sollte sie machen?“ Damit war alles gesagt. Wäre statt von der toten Virginia von der lebendigen Maria die Rede gewesen, ich hätte auch nichts andres zu hören bekommen, als: „Das arme Ding, was soll sie machen?“ Nun, sich verheiraten und sich dann vielleicht erstechen lassen.

Ein seltsames Frauengeschlecht!

Wir redeten noch dies und das. Maria freute sich auf den 8. September. Es war die Feier von Mariä Geburt, in Genzano fast mit derselben Pracht begangen, wie im Juni daselbst das berühmte Blumenfest. Am 15. fing die Weinlese an, zwei Tage nach Mariä Geburt

sollte die Hochzeit stattfinden. Am 2. September würde ich Rocca verlassen.

Als ich mich von Maria trennte, nahm ich mir im stillen vor, morgen das Grab der armen Virginia aufzusuchen. Aber — „sie hat es eigentlich gut gehabt".

Kaum in mein Zimmer zurückgekehrt, hörte ich drunten leise und leidenschaftlich sprechen. Gleich nach meinem Fortgange mußte Luigi in den Garten gekommen sein. Jetzt machte er ihr heftige Vorwürfe, aber mit so unterdrückter Stimme, daß ich nichts verstehen konnte. Ich sah, wie Maria ihm in ihrer gelassenen, stolzen Weise erwiderte, ruhig an ihrem Kranz fortwindend, mit absichtlicher Sorgfalt die Blumen wählend. Das brachte jenen natürlich noch mehr auf. Wie er so vor ihr stand, über sie gebeugt und jetzt ihren Arm packte — Gott im Himmel! da fiel mir der Beppo ein und fast hätte ich hinuntergeschrieen: „Mörder!"

Maria war aufgestanden. Sie hatte sich mit einer Bewegung von ihm losgemacht, daß er nicht wagte, sie zum zweitenmal zu berühren. Er war wirklich feige, der erbärmliche Lump! Er schien von ihr Blumen zu begehren, sie ihm diese kalt zu verweigern. Er drang ungestümer. Da trat sie zum Rand des Abgrundes und schüttete sämtliche Blumen hinein.

„So," dachte ich, „die Blumen, die er begehrt, wirfst du in den Abgrund; aber er will auch dich — warum wirfst du dich nicht lieber deinen Blumen nach, als ihm in die Arme? Lucretia hätt' es gethan."

Dann blickte ich wieder hinaus. Wie nah sie am Abgrund stand.

„Maria!" Sie mußte mich unten gehört haben, grüßte hinauf, trat zurück — Gott sei gedankt!

Ich atmete auf und wischte mir den Angstschweiß von der Stirn. Sie lebte! Kaum, daß ich beachtete, wie der da drunten jetzt ihren Kranz haben wollte. Sie hielt ihn über ihren Kopf und rief dem Wütenden pathetisch zu: „Für die Toten!" Da ließ er den frechen Arm sinken.

Die Mutter war zurückgekommen. Ihre Stimme durchgellte das Haus: „Maria! Maria! Marietta!"

Sie wandte Luigi den Rücken und ging hinein. Nun trat ich vom Fenster zurück. Daß er ihr mit erhobenem Arm und geballter Faust nachgedroht, darauf besann ich mich erst viel später. Ich war in jenem Augenblick so voller Dankbarkeit, so voller Glück: Sie lebte!

II.

Unterdessen hatte Frau Lisa zu einem Gewaltmittel gegriffen, um mich aus Rocca hinauszubringen: Seit ungefähr acht Tagen bekam ich regelmäßig die Suppe versalzen, die Frittata verbrannt, den Schinken verräuchert und den Wein gewässert. Daß ich bei dieser Kost sichtlich abmagerte, war kein Wunder, wurde auch von Frau Lisa durchaus nicht als Wunder aufgefaßt. Sie wußte, diese Wirkung hatte eine ganz natürliche Ursache. Aber weit davon entfernt, daß der elende Zustand meines Leibes ihr Mitleid erweckt hätte, schien sie gar nicht zu bemerken, wie ich täglich schattenhafter ward, sondern sah jedesmal so gleichgültig über mich hinweg,

als wär' ich bereits das geworden, zu was sie mich augenscheinlich zu machen wünschte: nämlich Luft.

Als ich jedoch diese Rache mit einer wahrhaft rührenden Ergebung stillschweigend ertrug, täglich zu meinem Versalzenen, Verbrannten, Verräucherten und Gewässerten kam, ohne Vorwurf, ohne Klage und ohne — Sättigung vom Tische wieder aufstand, sogar mit allerfreundlichstem Gruß Madonna Lisas düsteres Reich verließ — ich sage, als alles das geschah, that sie, Madonna Lisa, ihr Aeußerstes. Mit einem augenscheinlich so verstockten Menschen mußte man ohne jede Schonung verfahren. So erhielt ich denn die feierliche Erklärung, daß man mir nur noch bis zum Sonntag Speise verabreichen werde. Mir auch den Trunk zu verweigern, war selbst die Mächtige machtlos. Meinen Wein — in doppelter rächender Verdünnung — konnte ich mir also wie jeder andre schlechte Lump von Madonna Lisa vorsetzen lassen. Sie mochte indessen auf einen Funken von Ehrgefühl hoffen.

Da die „Sonne“ das einzige Gasthaus in Rocca war — selbst dort hatte man mir nur aus Gnade und Barmherzigkeit so lange Nahrung gereicht — hätte mein Zustand gar nicht unbedenklich werden können, wäre jener allerletzte Termin, den mir Madonna Lisa gestellt, nicht zugleich der allerletzte Termin für das Ende meines Glücks gewesen.

Ja wohl, lieber Freund, meines Glücks! Wenn ich Ihnen die Katastrophe mit der besten aller Wirtinnen gewissermaßen übermütig berichte, so drückt das ganz die Stimmung aus, in der ich mich damals befand. Frau Lisas heldenmütige Versuche, mich aus ihrem Gasthause

und so aus Rocca selbst hinauszuschlagen, waren in der That kaum von mir bemerkt worden. Die auffallend salzigen Suppen, braunen Eierkuchen und Foglietten, mit einem undefinierbaren herben Etwas gefüllt, erregten wohl mein dumpfes Erstaunen über die wunderbare Veränderlichkeit aller Dinge, tiefer grübelte ich jedoch nicht nach. Mochte ich hager werden, wie es der göttliche Cäsar selber gewesen — meine Seele war die von Lucull und Sallust zugleich. Wie es meinem armen Leib nach jenem Sonntag ergehen würde, war mir durchaus gleichgültig; dachte ich doch kaum daran, was aus meiner seligen Seele werden sollte, wenn ich Maria Botti Ade gesagt.

Es waren wundersame Tage.

Die Mutter hatte mit den Vorbereitungen für die Hochzeit zu thun, der Bräutigam war in Rom, um mit Weinhändlern abzuschließen und manches Stück Wirtschaft zu kaufen. Für uns zwei gab es weder eine keifende Mutter, noch einen verhaßten Bräutigam. Auch von einer baldigen abscheulichen Hochzeit wußten wir nichts. Für uns gab es nur die Gegenwart. Jeden frühen Vormittag kam Maria zu mir in die Kammer, jedesmal mit einer aufgeblühten Rose auf der Brust und einer frischen Knospe im Haar. Ich malte. Aber statt meine stolze Republikanerin für Bauern auf die Wand zu pinseln, abkonterfeite ich sie jetzt auf Leinwand, für mich. Das Bild auf der Wand war auch unvollendet das Meisterwerk in der Maria Botti-Galerie. Mit jedem Tage fühlte ich meine Kunst und mein Können wachsen; jeder Tag gab mir mehr und mehr das volle Bewußtsein meines menschlichen und künstlerischen Ichs. Es geschah

zum erstenmal, daß ich mich selber empfand. In jenen Tagen vollzog sich an mir das Wunder der Wandlung: ich ward durch die Liebe geschaffen!

Ihr Stunden, ach, ihr dahinrasenden, vorübertaumelnden Stunden! Daß man sich der jagenden Zeit nicht entgegen werfen kann, um sie aufzuhalten und zugleich sich von ihr zermalmen zu lassen.

Glauben Sie nicht, daß wir viel sprachen. Selten fiel zwischen uns ein Wort und dann war es entweder eines, das zur Sache gehörte oder sonst ein sehr gleichgültiges. Dennoch war es immer ein bedeutender Moment, sobald einer von uns die Lippen aufthat. Zuweilen zauderte ich, meinen Blick von ihr ab auf die Leinwand zu wenden. Er blieb an ihr haften, an Antlitz, Mund, Augen, Hals, Arm und wollte nicht fort von ihr. Dann winkte sie mir wohl zu oder lächelte gar. Manchmal auch mußte ich sie berühren, ein wenig ihren Kopf wenden, etwas an ihrem Gewande ordnen. Ich that es ganz leise, ganz schüchtern, mit zitternden Händen, ohne zu wagen, sie anzurühren. Die süße Glut durchdrang mich ganz und ich fühlte, wie es in mein zuckendes Herz geschleudert ward: elektrische Funken. Ach Gott, sie selber, meine schöne Statue, schien ganz ruhig zu sein, ganz bewegungslos. Es war ja eben Lucretia.

Der Riegel ward nicht wieder vorgeschoben; manchmal sogar stand die Thür offen.

Mein Bild war bis auf die Draperie und die Todeswunde vollendet. Da kam der Sonntag, der letzte Tag. Keines von uns hatte daran gedacht, bis der Tag da war. Auch dann ward es nicht ausgesprochen: es ist der letzte!

Eine Mantille aus scharlachroter Seide über die Schulter und dicht darin eingehüllt, trat Maria zu mir herein. Es war ein Stück von ihrem Hochzeitsstaat; rings umschimmerten Goldborten den schönen Stoff. Wie sah meine Republikanerin königlich aus!

„Ihr sagtet gestern, daß Ihr für Euer Bild dergleichen gebrauchtet. Ist Euch das recht?"

„Herrlich, Maria, herrlich!"

„Heute könnt Ihr die Thür zuschließen!"

Ich that es; aber meine Hand bebte und mein Atem ging schwer. Ich glaube, meine Kniee wankten, als ich zur Staffelei zurückschritt.

Ich hatte alles zurecht gerückt und gelegt — mühsam genug, auch Palette und Pinsel ergriffen. Maria stand, Sonnenschein wie ein Diadem um ihre Stirne, an ihrem gewöhnlichen Platz vor mir. Sie hob ihre Arme — unter dem blutigen Rot des Mantels leuchtete es mir entgegen: ihre jungfräuliche Brust.

Daß ich mich damals überwinden konnte, nicht zu ihr hinzustürzen und — — Aber sie stand so ruhig da, sah mich so ruhig an, als verstünde das, was sie gethan, sich ganz von selbst. Ich hielt mich am Stuhl fest und neigte mich tief auf mein Bild herab, das ich wohl genau prüfte, denn es dauerte lange, bis ich mich wieder aufrichtete. Dann war auch ich ruhig.

„Ich danke Euch, Maria. Das werde ich Euch niemals vergessen."

Ich sprach sehr laut und fest.

Sie erwiderte nichts; dann nach einer Weile: „Ihr müßt es Euch legen, wie Ihr es haben wollt; ich weiß es nicht."

Ich ging zu ihr und legte ihr die Seide um die Schulter, wie einen Mantel, der eben herabsinkt. Mit der Linken drückte sie sich den Stoff unterhalb der linken Brust fest gegen den Leib. Der ganze rechte Arm, mit dem der Stoß geführt wurde, war entblößt, ebenso ein Teil der rechten Schulter und der ganze Hals.

Auch meine Hand war fest gewesen: nicht ein einziges Mal hatte sie die mir enthüllte, heilige Herrlichkeit Marias berührt. Ich habe niemals eine so vollkommene Frauenschönheit wiedergesehen.

Ununterbrochen malte ich den ganzen Vormittag, den ganzen Nachmittag. Als ich endlich aufhörte, war es noch lange nicht genug. Ich hätte noch viele Tage dasitzen müssen, für meine Lucretia Marias geheime Schönheit abzulauschen. Es war aber der letzte Tag.

Mit einem tiefen Seufzer legte ich den Pinsel nieder; ich konnte mich gar nicht losreißen. Auch Maria schien noch immer nicht ermüdet zu sein und sie hatte stundenlang regungslos dagestanden. Ja, sie war stark, mein kraftvolles, mein großartiges Weib!

Als sie hinausgegangen war und die letzte Rosenblüte verwelkend vor mir am Boden lag, mußte ich bitterlich weinen: mein Glück war verwelkt.

Rocca besitzt eine berühmte Wallfahrtskapelle zur Madonna del Tuffo. Der schöne Weg dahin ist zugleich die Promenade. In dem Urwald hochstämmiger Edelkastanien, der sich unterhalb der Stadt rings um dieselbe hinzieht, ist eine breite, ebene Straße ausgeschlagen. In mählicher Biegung führt der Weg an dem jähen Bergrücken entlang, darüber das Hannibalsfeld mit dem aufragenden Gipfel des Cavo. Aus düsterem Schatten der

Laubgrotten erblickt der Wandelnde von Zeit zu Zeit durch natürlichen Rahmen die sonnigstrahlenden Bilder des Albanersees mit Castel St. Gandolfo, der Campagna mit Rom und der lateinischen Küste mit dem weithin glänzenden Meer. In tiefer Waldeinsamkeit, von den Wipfeln überrauscht und den Chören der Vögel umsungen, liegt das Kirchlein. Es ist an die Tuffsteinwand angebaut, die hier eine natürliche Grotte bildet. In dem phantastischen Gestein erschien einst einer lustigen, vornehmen Jagdgesellschaft die Himmelskönigin. Ihr zu Ehren ward die Kapelle errichtet. Die Frauen und Jungfrauen der Stadt pflegen allabendlich an diesem schönen Ort ihre Andachten zu halten. Auch Maria kam oft hin.

Als die Sonne dem Meer zusank, ging ich den traumhaften Waldweg. Ueber mir wölbten sich Zweige und Aeste in Goldglanz getaucht. Der ganze abendliche Himmel schwamm in Glorie; purpurn lag das Land da. Den Wald durchflötete der schwermütig-süße Gesang der Amseln, die Blätter bewegten sich leise.

Der Weg war bereits völlig einsam. Auf der Piazza begann die sonntägliche Musik ihr Spiel, das versäumte in Rocca kein weibliches Wesen. Eben hüstelte eine verspätete Beterin an mir vorüber. Das alte Weib hatte es so eilig, noch rechtzeitig zu dem Konzert zu kommen, daß es nicht einmal zum Betteln Zeit fand.

Dann sah ich nur den von Abendsonnengluten verklärten Wald, dann hörte ich nur Vogellied mit den fernen Klängen des Orchesters sich mischen.

Ich war sterbenstraurig.

Abschied, Abschied. Wie es in mir wühlte!

Da befand ich mich vor der Kapelle, deren Pförtlein

weit offen stand. Ich schaute in den dämmerungsvollen Raum hinein. Das rote Lampenlicht vor dem Marienbilde füllte den Hintergrund der Grotte mit magischem Schein. Das zog mich an, näher zu treten.

Ich ging hinein, lehnte mich an einen Pfeiler und schloß die Augen. Er war so friedlich! Natürlich war ich allein. Oder doch nicht? Auf den Stufen, wo es zur Grotte hinabging, regte es sich — dann ein tiefer Seufzer. Auch murmeln hörte ich. Mühsam zog ich die Augenlider in die Höhe, blinzelte müde hinüber und sah: vom Purpurschein der Lampe beleuchtet, Marias Gesicht in inbrünstiglichem Flehen zur Mutter Gottes erhoben. Und wieder seufzte sie, so tief, so schmerzlich!

Sie hatte ihr schwarzes Schleiertuch über den Kopf geworfen. Wie Bahrtuch, so düstern lag es über den Schultern, die sie mir heute enthüllt, in ihrer königlichen Schöne gezeigt hatte. War ihr Gebet die Buße dafür? Fühlte sie sich schuldig? Bereute sie? Ich wagte nicht, darüber nachzudenken. In ihrer knieenden Haltung lag so viel Hilflosigkeit. Maria hilflos, meine Heldin, meine Lucretia hilflos! Nun, sie besprach sich ja mit ihrer Gottheit; da muß auch der Starke sich beugen.

Wären nur diese bangen Seufzer nicht gewesen! Sie entrangen sich einer Brust, die immer so wundersam verschlossen war, Lippen, von denen ich glaubte, daß sie trotzig schweigen würden, wenn auch das Herz ein Dolchstoß getroffen; und jetzt seufzten sie.

Ich hatte kein Recht, die Andacht dieser Jungfrau zu belauschen. Nur das blasse Marienbild, zu der sie aufgemurmelt wurde, durfte hören, was vielleicht eine

Beichte war. Immerhin besser, als einem Pfaffen, dachte ich. Dann schlich ich hinaus.

„Um was du auch bitten und seufzen magst — möge dir der Himmel helfen, Maria.“

Wie ich langsam wieder der Stadt zuging, mußte ich darüber nachdenken, daß Maria fromm sei. Bei dem Morde der armen Virginia hatte sie am schrecklichsten empfunden, daß diese ohne letzte Beichte, also ohne Absolution, gestorben war. Nun mußte jene Tote ewige Höllenqualen erleiden. Der Aberglaube hat doch etwas Grausiges!

Ich nahm mir vor, einmal mit Maria darüber zu sprechen — einmal! Ich hatte Maria vielleicht soeben zum letztenmal gesehen.

Als ich auf der Piazza ankam, ging gerade die Sonne unter. Rauschende Musik begleitete das erhabene Schauspiel. Auf der kleinen Terrasse über dem Abgrund stand dicht gedrängt das schwatzende Sonntagspublikum. Das Musikcorps, der Stolz der Stadt, mehr als dreißig in glänzende Uniformen gesteckte schmucke Bürgersöhne, bildete den großen Mittelpunkt, um den sich alles scharte. Neben dem Nobile stand der Maultiertreiber, neben der sich fächelnden Signora im seidenen Schleppkleide die Krämerin und das Weib des Vignarolen. Der zerlumpten Gestalten waren die meisten. Das uniformierte Musikcorps, in dessen Mitte ein Kapellmeister gravitätisch den Taktstock schwang, schien für Bauern, Bettler, Banditen und deren Weiber, Töchter und halbnackte Kinder zu spielen.

Den einen Teil des Platzes nahmen die Männer, den andern die Frauen ein; diese wiederum teilten sich

in Mädchen und Weiber. Ein Bräutigam würde es kaum wagen, hier zu seiner Verlobten zu treten.

Alle Fenster und Altane, die auf den Platz führten, waren dicht besetzt. In der Loggia der „Sonne" machte sich die stattliche Gestalt Frau Lisas bemerkbar; auf dem breiten Dach der Casa Botti standen die Mutter und Signor Luigi.

Dieser mußte eben erst aus Rom zurückgekommen sein.

Ich ward sofort von allen bemerkt. Frau Lisa drehte mir ihren breiten Rücken zu; sie war also noch immer unversöhnt. Die gute Frau Lisa! Auch von der Casa Botti sah man feindselig genug zu mir herüber.

Unbekümmert um die gaffenden Blicke trat ich an die Brüstung. Dort standen die Männer. Mancher war darunter, den ich gut kannte. Auch diese sahen mich finster an; kaum dankten sie meinem Gruße.

Der Zustand ward mir lästig. Was gingen mich diese Menschen an, was würde mich von morgen an die ganze Welt angehen?

Ich wollte fort. Ich brauchte mir nicht mühsam durch das Gewühl einen Weg zu bahnen: man wich mir aus. Da kam eine von der andern Seite gegangen, der man auch auswich: Maria! Wie es sich traf, daß wir uns plötzlich mitten in einem freien Raum allein gegenüberstanden, weiß ich nicht mehr. Genug, es geschah und Hunderte von Augenpaaren waren auf uns gerichtet. Ich trat zurück, um Maria an mir vorüberzulassen; sie aber blieb vor mir stehen.

„Guten Abend, Signor Enrico."

„Guten Abend, Maria."

„Ihr geht morgen fort?“

„Ich gehe noch heute fort.“

„Gewiß nach Nemi? — — Hört, am nächsten Sonntag ist in Genzano das Marienfest. Die Mutter meinte, ich soll zur Beichte. Das hat aber Zeit. Ich möchte noch einmal als Mädchen den Saltarello tanzen — mit Euch. — Ihr werdet am Sonntag in Genzano sein?“

„Maria, ich werde dort sein.“

„Also, auf Wiedersehen?“

„Auf Wiedersehen!“

12.

Hier machte der Erzähler eine lange Pause. Er stand auf und ging auf der Terrasse mit schweren Schritten langsam hin und her. Zuweilen blieb er an der Brüstung von mir abgewendet stehen und schaute in die Landschaft hinaus.

Mitternacht war längst vorüber, schon brach der frühe Sommermorgen herein. Tief unten lichtete sich der Horizont, über das Meer legte sich längs des Strandes ein zitternder Streifen weißen Glanzes.

„Es ist kalt; gehen wir hinunter. Ich möchte Ihnen den Schluß unter freiem Himmel erzählen.“

Am Palast der Orsini vorüber, gingen wir durch das Thor, immer am Rand des Kraters entlang.

Dann erzählte mein Freund weiter.

„Dort drüben, uns gerade gegenüber, liegt Genzano, wo ich Maria wiedersehen sollte. Während der Woche, die ich in Nemi verbrachte, kam ich nicht zur

Besinnung. Das Leben hatte für mich nur einen einzigen Tag: das Madonnen-, das Marienfest! Diesen einen einzigen Tag wollte ich erleben, darüber hinaus dachte ich nicht. Maria wiedersehen, den Saltarello mit ihr tanzen und dann — nun dann war der Tanz eben aus.

Daß ich zwei Tage später den Tanz mit ihr von neuem würde beginnen können: auf ihrer Hochzeit, daran dachte ich nicht.

Wenn ich hier mit irgend einem Menschen sprach, geschah es nur, um über das Marienfest von Genzano zu reden. Wenn die Weiber sich darauf freuten, strahlte auch mein Gesicht. Aber, trotzdem die Feier ein Ereignis im Lande war, machten sie mir alle viel zu wenig daraus: es sollte auf der ganzen Welt nichts Herrlicheres geben, als den Tag von Genzano.

In unsrer wackeren Locanda ereignete sich über mein wunderliches Wesen ein eifriges Schütteln der Köpfe. Sie müssen nämlich wissen, daß Maria und ich das Gespräch der ganzen Gegend geworden waren. In Nemi wußte man alles, was in Rocca vorgegangen; ja, man wußte hier wahrscheinlich noch viel mehr. Die öffentliche Teilnahme, die der Familie de Santis ausgenommen, war übrigens ganz auf der Seite von Marias Verlobtem.

Alles das hätte mich zur Besinnung bringen müssen, aber nichts entriß mich dem Taumel. Dabei befand ich mich unausgesetzt in einem Zustand höchster Erwartung von etwas Großem und Ungeheurem. Nennen konnte ich's nicht; aber es war wohl mächtigstes Glück und mächtigstes Unglück.

Der Sonntag kam — endlich, endlich! Aber erst am Mittag begann das Fest.

Natürlich war ich schon am Morgen dort. Als Festschmuck, ihn geheim auf dem Herzen tragend, hatte ich Marias verwelkte Rosen. Es waren sechs Blüten — sechs glückliche Tage. Aber voll entfalten sollte sich die Blume meines Lebens erst heute, unter Klängen, im Tanz, an der Brust der Geliebten.

Um Mittag — endlich, endlich! begannen die Böllerschüsse zu dröhnen, die Glocken zu läuten, das geputzte Volk durch die Straßen zu wogen. Die ganze Gegend schien ihre Bewohner zum Fest der göttlichen Jungfrau — zum Feste Marias nach Genzano gesandt zu haben. In langen Reihen wandelten Frauen in den verschiedensten Trachten. Von Albano, Nettuno, Tivoli; selbst von Subiacco und Sora waren sie herbeigeströmt: stolze Gestalten, schöne Gesichter. Aber keine einzige darunter eine Maria!

Die Häuser waren bekränzt. Von Wand zu Wand zogen sich massige Guirlanden von Epheu, Eichen und Lorbeer mit Rosen durchwunden. Aus den Fenstern hingen Teppiche nieder; Fahnen flatterten.

Den Platz vor dem Dom schlossen Carabinieri von der Menge ab; hier war heute das berühmte Junifest nachgeahmt worden.

Den ganzen, mählich ansteigenden Hügel, auf dessen Höhe sich der Dom erhebt, hatten sie dicht mit Zweigen bestreut. Das große, grüne Beet umfaßten lange, farbige Blumenstreifen, die über die Blätter geschüttet: weiße Astern, rote Levkoyen, gelbe Georginen. In diesem schönen Rahmen zog sich in mächtigen Lettern aus Rosen

und feuerfarbenen Verbenen auf schillerndem Grunde von Stiefmütterchen der Name der Königin des Festes — der göttliche Name: Maria!

Die prächtige Blumenmosaik endete an den Stufen der Domtreppe. Alle Thüren des Heiligtums standen weit geöffnet; durch die zurückgeschlagenen Vorhänge blickte man tief in das Innere hinein. Es strahlte im Festschmuck von Brokat und Goldflitter und Hunderten von Kerzen. Chorgesang und Kirchenmusik schallten heraus; fortwährend donnerten Schüsse, läuteten Glocken, wogten neue Volksmengen hinzu.

Jetzt kam die Prozession.

Sie trat aus der mittelsten Domthür hervor: ein Kardinal, Bischöfe, Scharen von Prälaten, Priestern, Mönchen, Küstern, Chorknaben. Hohe Leuchter wurden getragen, Kreuze, Fahnen, Heiligenbilder. Die Knaben schwenkten die silbernen Weihrauchpfannen, der Gesang in der Kirche verstummte, die Musik spielte lauter.

Sie zogen die Treppe hinunter, über die Blumen dahin.

Sie zertraten alles, auch den göttlichen Namen, auch den Namen: Maria!

Ihr Bild trugen Bischöfe. Auf einem vergoldeten Thronsessel, unter einem Baldachin, in seidenen Gewändern, juwelenschimmernd, gekrönt, blumenumwunden. Das Volk warf sich auf die Kniee.

Länger hielt ich's nicht aus. Ich wandte mich ab, meine Göttin zu suchen.

Für sie war ja alles geschehen, für sie, deren schönen Namen sie mit Blumen auf die Erde geschrieben. Wo war sie, wo war die Königin?

Ich suchte lange, endlich fand ich sie.

Sie war natürlich nicht allein gekommen; die Magd war bei ihr und — jener Mensch. Der strahlende Tag hatte plötzlich tiefe Schatten bekommen.

Aber nur einen Augenblick, dann sah ich Maria wieder an.

Ich stand ihr in dem Gewühl, das sie königlich überragte, ganz nahe. Sie mußte zu gleicher Zeit mich gesucht und gefunden haben; unsre Blicke begegneten sich. Wenn der meine so strahlend war, wie der ihre, so muß ich in jenem Augenblick ein Mensch gewesen sein, den das Glück verklärt und verschönt hatte. Wir sahen uns an, als würden wir nicht von einer Volksmenge getrennt, sondern stünden dicht nebeneinander. Zuletzt lächelten wir beide.

Ich staunte sie übrigens an, als erblickte ich sie zum erstenmal. Sie schien mir in der Woche, wo ich sie nicht gesehen, eine ganz andre geworden zu sein; so war sie verändert und verwandelt.

Viel mochte dazu ihr Anzug beitragen. Zum erstenmal, seitdem ich sie kannte, trug sie Nationaltracht.

Der faltenreiche Rock war von scharlachfarbenem Tuch, desgleichen das Mieder, in den Haaren hatte sie rote Bänder und der düstere Flechtenknoten war durchsteckt mit einem Strauß silberner Blumen, die bei jeder Bewegung zitterten und schwankten. Auch sonst trug sie reichen Schmuck.

Sie sah in dem prächtigen Kostüm so herrlich aus, daß ich gar nicht begriff, wie nicht alles auf sie hinstarrte.

Das wundersamste war aber der Ausdruck in diesem

schönen Gesicht. Was war aus der kalten Hoheit ihrer Züge geworden? Abgelegt, wie das düstere Gewand! Es war, als habe der Hauch eines Schöpfers erst jetzt das Meisterwerk seiner Schöpfung berührt, erst jetzt ihm die Seele gegeben, Seele und Leben. Als sanfte, purpurne Glut stieg es in die bräunlichen Wangen, schlug es aus den düsteren Augen heraus, lag es als verzücktes Lächeln auf ihren schwellenden Lippen. Zugleich sah sie so festlich aus, so feierlich, wie ein Mensch, der den höchsten Gipfel des Lebens erstiegen und von dort über der tief unter ihm in Nebel und Dämmerung liegenden Erde die Sonne aufgehen sieht. Das Wunderbare, darauf ich gewartet, war geschehen; dort stand es erfüllt vor mir.

Da bemerkte mich jener Mensch: sie sah mich ja immer an! Da riß er sie mit sich fort, ins Gewühl hinein.

— — — — — — — — — — — — — — —

An einem einsamen Platz am Ufer wartete ich den Abend und den Anbruch der Nacht ab. Zu meinen Füßen rauschten die Wellen, über mir die tief niederhängenden Zweige. Im See sah ich uraltes Trümmerwerk. Es mochte von dem Tempel Dianens sein, deren Bild Orest von Tauris in ihr Heiligtum an den Römersee brachte. Damals hatten an diesem elyseischen Strand der jungfräulichen Göttin Menschenopfer geblutet.

An ein Menschenopfer, dem Wahne dargebracht, mußte ich denken; allerdings an ein unblutiges — so wenigstens glaubte ich damals. Und ich konnte es nicht hindern?!

Mein Kopf glühte. Hätte ich mich doch — und wär'

es auch nur gewesen, meinen heißen Kopf zu kühlen — in die Fluten geworfen! Vielleicht, daß mich Seepflanzen umschlungen und festgehalten, oder die Geister von Dianens Nymphen hinuntergezogen. Dann wäre jenes Opfer nicht dargebracht worden.

Endlich war es Abend geworden; ich stieg nach Genzano hinauf.

Das fromme Prunkfest war in ein wildes Gelage ausgeartet. Die Stadt glich einem wüsten Festsaal, darin das Volk Saturnalien beging. Die Thüren des Doms standen noch offen, aber drinnen war aller Glanz erloschen. Ein Mönch psalmierte mit heiserer Stimme, einige alte Weiber schlurften hinein. Auf dem Platz und in allen Gassen bedeckten zertretene Blumen das Pflaster. Ich griff an meine Brust: was ich verwelkt auf dem Herzen trug, waren edlere Blüten.

Ich entwich aus diesem großen Auerbachskeller.

Gastlich hatte der Fürst dem Volk für den Abend seinen Park geöffnet: dort herrschte bessere Sitte, dort, wußte ich, würd' ich sie finden.

Alle, denen in den Höhlen der Weinschenken und den engen Gassen nicht wohl war, strömten durch die düstern Ulmengänge in die fürstlichen Gärten hinein; aber trotz der Masse von Menschen gab es in der großen Waldung noch der einsamen Wege und Plätze genug. Ach, daß zwei Liebende sich hier begegneten und fänden!

Gerade begannen Beleuchtung und Feuerwerk.

Wieder leiteten Böllerschüsse und Kanonenschläge die Festlichkeit ein. Es blitzte und glühte, krachte und knatterte. Auf der Terrasse leuchteten Fackeln und Pechpfannen, Raketen stiegen, Sonnenräder drehten sich, feurige Fon-

tänen zischten auf, Flammenbündel zerstoben hoch in der Luft. Auf jener Terrasse war's auch, wo das Musikcorps spielte und das Volk tanzte.

Tief und dunkel that sich gleich unterhalb der Mauerbrüstung der Krater auf. Dem Abgrund entstiegen die Cypressen und Cedern geisterhaften Schatten gleich. Die ganze Natur ringsum tauchte einen Augenblick taghell auf. In bengalischen Lichtern erglühend ward sie der Schwärze entrissen, um sofort wieder darin zu versinken — ganz so, wie in der Nacht des Menschenlebens die schöne Flamme des Glücks.

In großen Feuerbuchstaben flammte es vom Dom herüber. Es war derselbe Name, der heute vor seinen Treppen in frischen Blumenlettern geschrieben stand: Maria.

Es war eben doch ihr Fest!

Längs der Schloßseite waren auf der Terrasse lange Reihen von Tischen aufgestellt, vor denen man eiligst Bänke gezimmert. Hier wurde Wein geschenkt, und hier saß mit der Magd und dem andern Maria. Der Sextus war bereits halb berauscht: sie sollte mit ihm tanzen und wollte nicht. Da sprang er auf, vielleicht um sie niederzuschlagen; aber seine Kameraden fielen ihm in den Arm. Sie schenkten ihm auch das Glas wieder von neuem voll. Er trank und schien bald alles andre auf der Welt vergessen zu haben.

Da stand sie auf, winkte der Magd, ihr zu folgen, und verließ die Terrasse. An dem ersten dunklen Platz fand sie mich. Sie sagte zur Magd: „Du kannst jetzt zur Gevatterin gehen, Philomela. Wenn Luigi kommt, um mit uns nach Haus zu reiten, so sage ihm, daß ich bereits zu Fuß voraus sei. Signor Enrico hätte mich

begleitet. Du kannst ihm auch erzählen, daß ich hier mit Signor Enrico getanzt habe. Grüße die Gevatterin von mir, sie will ja wohl zur Hochzeit kommen. Gute Nacht."

Die Magd wollte Einwendungen machen; aber Maria befahl so gebieterisch, daß sie wortlos gehorchte. Einmal schielte sie noch nach Luigi zurück; doch der war bei der Foglietta wohl aufgehoben. Dann ging sie.

Ich stammelte: „Aber Maria!"

„Sei ohne Sorge. Dir thut er nichts. Und jetzt wollen wir tanzen. Komm."

Sie hängte sich an meinen Arm und wir gingen beide auf die Terrasse. Eine ganze Weile standen wir und sahen zu. Als dann die Musik den Saltarello spielte, stellten wir uns zum Tanz auf.

Daß wir es kaum wußten, wie außer uns noch andre Paare tanzten, kannst du mir glauben. Vollends ich sah nichts andres, als sie. Ob sie nach der Musik tanzte, den Klängen ihre Bewegungen anpaßte, oder ob alle Instrumente eigens für sie spielten, nach ihrem Tanze sich richtend, ihre Bewegungen begleitend, in Tönen ausdrückend, was sie gerade tanzte, was zu tanzen ihr gerade beliebte — ich wußte es nicht! Marias Tanz war stumme Musik, genau dieselbe, die das Orchester spielte; nur edler, vornehmer, in der göttlichen Gestalt vollkommener, menschlicher Schönheit zum Ausdruck gebracht.

Das war Rhythmus!

Man hatte einen Kreis um uns gebildet und sah uns unter stürmischem Beifall zu. Aber, wie gesagt, wir wußten von nichts.

Das war ein langes Suchen, bis wir uns endlich

fanden! Wir strebten zu einander hin und wichen voreinander zurück, wir näherten uns und wir flohen uns, wir streckten die Arme nacheinander aus und ließen sie, nachdem wir uns gefaßt, wieder sinken.

So dauerte es eine gute Weile. Die Musik ward rauschender, leidenschaftlicher, wilder. Maria warf mänadisch, wie eine griechische Bacchantin, Kopf und Arme in die Höhe. Dann, unter dem Jubel aller Instrumente, stürzte sie sich mächtig an meine Brust.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Und nun komm fort."

Sie strich sich die aufgelösten Flechten zurück und atmete tief auf. Dann hing sie sich, mich mit sich fortziehend, schwer an meinen Arm.

Wir bahnten uns durch die Menge einen Weg und befanden uns nach wenigen Augenblicken in tiefer Einsamkeit, mitten in dem dunklen Park.

Durch die Bäume erblickten wir die erleuchtete Palastterrasse mit dem hin und her wogenden Volke. Noch immer sausten Raketen in die Luft, einen Regen farbiger Kugeln herabrieseln lassend, noch immer ertönte die Musik.

Auch der Name Maria in glühender Flammenschrift wie in die Nacht hineingeschrieben, leuchtete noch über die Gipfel zu uns herüber.

„Willst du nicht noch einmal tanzen?" fragte ich sie.

„Nein. Dies eine Mal war's schön, jetzt würde es mir nicht mehr gefallen. Denke dir, die Hochzeit sollte schon gestern sein. Natürlich ging's nicht. Nun ist's vorbei."

„Nun ist alles gut!"

„Freilich, nun ist alles gut," sprach sie mir nach. „Und der Luigi — —"

Ich unterbrach sie: „Ach, Maria, davon reden wir jetzt nicht, jetzt wollen wir glücklich sein. Gott im Himmel! Du liebst mich?"

„Ich weiß jetzt den Tag nicht mehr, an dem ich dich nicht geliebt haben sollte. Aber was konnt' ich machen? Ich war ja nun einmal seine Verlobte."

„Jetzt bist du mein!"

„Ach ja. — — Doch nun wollen wir in die Stadt."

„In die Stadt? Wollen wir nicht bleiben, Maria?" Ich konnte kaum die Worte hervorstammeln. Dabei wagte ich nicht, sie in der Dunkelheit anzusehen. Ließ ich doch sogar ihre Hand los.

Sie war mutiger.

„Enrico!"

Da mußte ich zu ihr hinsehen. Wie blaß sie war!

„Mein Enrico!"

Mehr sagte sie nicht. Ich glaube, ich wollte einen lauten Jubelschrei ausstoßen; aber ich blieb stumm: sie hatte mir den Mund mit den Lippen geschlossen. Gleich darauf ließ ich mich widerstandslos, willenlos von ihr fortführen.

Die Stadt war illuminiert. Burschen und Mädchen durchzogen die Straßen. Sie spielten die Mandoline und sangen dazu.

Wir gingen auf den Domplatz. Dort an der Kirchenfassade flammte der Name der Himmelskönigin. Maria las ihn laut ab.

„Damit bist du gemeint. Du weißt wohl gar

nicht, daß das ganze Fest lediglich dir zu Ehren gefeiert wird?"

Maria sah mich groß an und schüttelte mit ernstem Mißbilligen ihr schönes Haupt.

„So mußt du nicht reden," tadelte sie. „Was muß die Madonna denken, wenn sie das hört! Es ist ihr Fest ganz allein. Sag', ist's denn wirklich wahr, daß du ein Ketzer und Antichrist bist?"

„Ein Antichrist? Aber Liebchen!"

„Sie haben es alle gesagt."

„Wer?"

„Die Mutter, der Luigi, Philomela und alle. Selbst die gute Lisa; auch der geistliche Herr," schloß sie zaudernd.

„Auch der Pfaffe; natürlich!"

„Ach, Liebster!"

„Was, Maria?"

„Es ist doch eigentlich recht schlimm für uns beide: auf Erden kommen wir nicht zusammen und im Himmel auch nicht."

„Daß wir nicht im Himmel zusammenkommen, darein werden wir uns wohl ergeben müssen. Aber was meinst du damit, nicht auf Erden zusammenzukommen? Wir sind ja zusammen und ich möchte sehen, wer oder was uns auf Erden wieder trennen sollte?"

Wieder traf mich jener große, verwunderte Blick, der mir so deutlich sagte, daß ich nicht verstanden worden war.

„Und Luigi?"

„Der! An den zu denken, dafür ist morgen noch immer Zeit genug."

„Morgen — —"

Sie sprach das Wort ganz seltsam aus, wollte noch mehr reden, verstummte plötzlich, um nach einer Weile gleichmütig zu sagen: „Jetzt will ich noch einmal ein Glas Wein trinken, dann wollen wir nach Hause gehen.“

Ich trat mit ihr in eine Schenke; wir setzten uns. Eine Foglietta purpurroten Genzanoweins ward uns gebracht. Maria trank mit sichtlichem Genuß.

„Das ist guter Wein! Solcher wächst nicht in Rocca.“

Trotzdem konnte ich sie nicht bewegen, mehr als ein Glas zu trinken. Ich war weniger genügsam.

Dann gingen wir.

Maria wollte durchaus an dem Hause der Gevatterin vorüber: sie würde gewiß im Fenster liegen.

„Sie soll uns zwei sehen.“

Ich wußte nichts dagegen einzuwenden und richtig, die Gevatterin sah mit der Magd aus dem Fenster. Maria rief hinauf.

„Das ist ein schönes Fest. Philomela, sage der Mutter, wie gut ich's heute gehabt.“

Die Gevatterin fing an zu schelten, aber Maria zog mich schnell fort. Nach einer Weile sah sie sich um.

„Nun laufen sie hin und sagen es dem Luigi. Meinetwegen.“

Wir gingen eine Strecke schweigend, dann begann ich: „Höre, Maria, du hast deine Mutter grüßen lassen, als wolltest du gar nicht mehr nach Hause zurück. Vielleicht wäre es wirklich am besten, du kämest gleich — —“

Sie unterbrach mich.

„Was redest du? Freilich muß ich zurück. Das mit

dem Gruß war nur so ein Einfall von mir. Morgen werden wir ja sehen. Weißt du, wir wollen durch die Macchien über Palazzuola gehen. Auf diesem Wege findet der Luigi uns nicht."

Natürlich war ich gleichfalls der Meinung, daß morgen eine bessere Zeit, mit jenem Burschen fertig zu werden. Ich kam noch immer nicht zur Besinnung.

13.

Wenn du von Marino aus, immer dem Kraterrand des Albanersees entlang, der Stätte zugehst, wo einstmals Albalonga gestanden, triffst du, wo der Klosterfrieden von Palazzuolo beginnt, inmitten tiefster Macchienwildnis hochaufgerichtet ein Kreuz. Der Pfad verläuft dort in einen Hohlweg; zu beiden Seiten steigt es jäh auf.

Dem Kreuz gegenüber wächst eine verkrüppelte Steineiche, an deren Stamm wiederum ein Kreuz angeschlagen ist: klein und schwarz, mit einem blutroten Zeichen darauf. Das bedeutet, daß an dieser Stelle ein Mensch von Mörderhand starb.

Der Morgen dämmerte, als ich mit Maria unter jenem Baum stand. An dem Ort, wo wir glücklich gewesen, war einer ermordet worden.

Mir graute es.

Schnell ging ich mit Maria hinweg, damit sie es nicht sehen sollte. Doch diese meinte ganz gelassen: „Ich kenne den Platz. Laß es gut sein, unser Glück kann uns der Tote nicht nehmen. Nun ist der Ort doppelt geweiht.

Wir könnten dort auch ein Kreuz aufrichten lassen, mit deinem und meinem Namen darauf."

Mir fiel die arme Virginia ein; ich wurde ganz verstört.

Maria mußte mir's ansehen. Sie fragte: „Was hast du?"

„Ich wollte schon längst einmal mit dir darüber sprechen. Um Gottes willen, Maria, wie bist du damals auf den unheimlichen Gedanken gekommen, daß die arme Virginia, weil sie ohne Beichte und Absolution gestorben, in alle Ewigkeit verdammt sein müsse? Solch Aberglaube ist furchtbar!"

Ein Schauer überlief meine liebe Gefährtin. Sie sagte: „Es ist aber doch wahr. Wie kann eine arme Seele selig werden, wenn sie nicht im Tode Vergebung ihrer Sünden erhält; noch dazu, wenn es ein so jäher, blutiger, unchristlicher Tod ist! Man könnte die arme Virginia freilich aus dem Fegfeuer losbitten; aber wer thut es für sie? Das ist ein schweres Stück Arbeit. Weder ihre Mutter, noch ihr Liebster, wenn es auch sonst brave Menschen sind, werden es fertig bekommen. Das bißchen Messelesen thut's auch nicht. Solch ein Werk erfordert eine ganz andre Liebe, und Tote sind eben doch leicht vergessen. Freilich du, du bist ein guter, herzlieber Mann; aber wenn du der Liebste der armen Virginia wärst, so könntest auch du ihr nicht helfen, da du ja nicht ihren Glauben hast. Ach ja, es ist ein rechter Jammer und die arme Seele im Fegfeuer könnt' einen dauern. Maria mög' für sie bitten, Amen."

Ganz entsetzt über diesen Wahn entgegnete ich: „Das braucht Maria gar nicht. Was denkst du denn eigentlich

von Gott und seinem Sohn Jesus Christus, der für unsre Sünden am Kreuz gestorben ist? Der allmächtige Gott ist auch ein allgütiger Gott, und Christus wird gewiß ein milder Richter sein. Wenn dann die arme Virginia zu ihm kommt und ihm ihre grausame Todeswunde im Herzen zeigt, die sie für ihre Liebe empfangen, werden ihr gewiß alle Wonnen des Paradieses zu teil werden, sie wird mit ihrem Liebsten selig sein, und Christus selbst freut sich über die beiden."

Ich fuhr noch fort zu reden und als ich merkte, wie sehr Maria die Sache ans Herz griff, wurde ich ganz warm dabei. Sie hörte mir mit tiefster Aufmerksamkeit zu. Ihre Augen hingen an meinen Lippen. Wundersames schien in ihr vorzugehen: zuletzt schwieg ich, da ich sie ganz erschüttert sah. Sie sagte und in ihrer Stimme klang es wie innerer Jubel: „So schön habe ich in der Kirche nicht reden hören. Ach, wie das meiner Seele wohl gethan hat! Ja, und ich glaube dir. Jetzt weiß ich auch, daß du ein Christ bist, so gut wie ich eine Christin. Heilige Mutter Gottes, ich danke dir."

„Du bist ein wunderliches Geschöpf," versuchte ich zu scherzen; im Innern jedoch jubelte ich auf: wie verstand sie mich, wie würde ich mein Weib mir erziehen können! Zugleich gelobte ich mir, daß ich an dieser schönen, starken Seele nur mit vorsichtiger, leichter, liebevollster Hand den Meißel anlegen wolle, um an diesem Meisterstück der Natur nichts zu verderben.

Rocca stieg mit dem grauen Fels in den grauen Morgenhimmel vor uns auf. Da sagte mir Maria mit leuchtenden Augen lebewohl.

„Weiter darfst du nicht mit mir gehen. Du mußt

müde sein, ich bin es auch. Willst du mir etwas recht Großes zuliebe thun?"

„Wenn ich's kann, gewiß. Was ist es?"

„Daß du heut nicht zu uns kommst, auch morgen nicht. Am liebsten wär' mir's, wenn du nach Rom gingst. Ich muß erst ruhig geworden sein. Dein Weib kann ich ja doch nicht werden. Aber ich bin glücklich und du bist es auch, nicht wahr? Du mußt mir dein heiliges Versprechen geben, dich mit dem Luigi nicht einzulassen. Gibst du's mir? Das ist gut von dir, bitte, geh nach Rom, heute noch, gleich."

„Wie, ich soll des Luigi wegen ohne Sorgen sein; er thäte dir nichts?"

„Das weiß ich wohl, es ist auch nicht deshalb. Er ist ja feig! Wenn du zurückkommst — bleibe nur recht lange weg, eine Woche und noch länger, besprechen wir alles. Das beste ist, du wartest, bis ich dir schreibe; wo du in Rom wohnst, weiß ich ja. Die Mutter wird sich darein finden müssen. Ich kann ihr nicht helfen. Ich weiß schon: sie tröstet sich bald. Alte Menschen trösten sich über alles. Der Liebste der armen Virginia denkt freilich noch immer an sie und das wird die arme Seele freuen. Aber es dauert gewiß auch nicht mehr lange; dann herzt und küßt er eine andre, und daran thut er ganz recht. Tote sind eben tot. Aber ich schwatze. Ade, du Guter, Bester, Herzallerliebster! Ade! Und wenn du deine Lucretia ansiehst, dann denk' an mich. Dich hat es auch gefreut, daß sie sich nicht Gewalt anthun ließ. Sie ist so schön gestorben. Das hätt' ich niemals begriffen, wenn ich dich nicht so lieb bekommen hätte. Madonna! Ich wollte, die arme Virginia hätte gewußt, daß es ihrer

Seele nichts schadet, so ohne letzte Absolution und Oelung in den Tod zu gehen; da wär' ihr das Sterben gewiß leichter geworden! Ach, ich komme gar nicht von dir los. Ade! Ade! Ade!"

Sie warf sich mir um den Hals und küßte mich.

„Und habe ich dir auch schon gesagt, daß ich meine welken Rosenknospen bei mir trage: hier liegen sie, grade auf dem Herzen. — — Wie, du hast deine Blumen auch mit dir? Wir haben uns eben doch sehr lieb. Aber nun jage mich fort. Die Lerchen singen schon. Ich muß wirklich schnell heim und im Haus sein, ehe die Mutter erwacht ist."

„Noch einen Kuß, den letzten! Und nun — —"

„Geh fort, geh fort! Sieh dich nicht um, ich bitte dich, sonst komme ich nicht von der Stelle."

So trieb sie mich fort.

Ehe mein Weg in den dichten Wald hineinführte, konnte ich doch nicht widerstehen. Ich blickte mich um. Sie stand noch immer, wie ich sie verlassen und schaute mir nach. Eben ging über dem Monte Cavo die Sonne auf. Ich wollte zu ihr zurückstürzen, aber sie erhob warnend den Arm. Noch einen letzten langen Blick — ich wandte mich und lief in den Wald hinein.

14.

Ueber dem Monte Cavo ging die Sonne auf — gerade wie jetzt.

Ich streifte im Walde umher, pfadlos, ziellos. Kaum wissend, was ich that, kletterte ich die jähen Tufffelsen in die Höhe, mich dabei an Mastix und Myrte anklam-

mernd, deren Dornen mich blutig ritzten. Hatte ich einen Vorsprung erreicht, der frei aus den Dickichten aufragte und schaute ich von dort um mich, so hing der Gipfel stets über mir, so lag stets unter mir der Albanersee mit Palazzuola, so gewahrte ich stets jenes hochaufragende Kreuz.

Endlich war ich zur Besinnung gekommen. Und endlich wieder bei Sinnen, wie glückselig war mir zu Mut!

Maria wurde mein Weib!

Ich war ein armer Kerl, aber ich konnte arbeiten, und für sein Weib zu arbeiten — ein edleres Handwerk gibt es ja nicht. Ich würde mir Bestellungen geben lassen. Meine Kunst sollte nach Brot gehen, sollte dienen, Magd sein, und alles das für meine Königin von Weib.

Sie schien mich gar nicht verstanden zu haben und war selbst so unverständlich. So oft ich davon zu reden versuchte — ich war freilich noch immer zu berauscht gewesen, um viel daran zu denken — hatte sie mich mit ihrem großen, erstaunten Blick angesehen und über ganz andres gesprochen. Nun, ich kannte ja die Anschauungen meines Mädchens. Drei Tage vor der Hochzeit einen andern heiraten, das war in Rocca ja wohl noch nie dagewesen.

Aber hatte sie mir nicht selbst gesagt, daß jetzt aus der Hochzeit mit dem andern nichts mehr werden könne?

Ich hatte ihr versprochen, nach Rom zu gehen. Nein, ich hatte es ihr nicht versprochen; ich hatte nur nicht widersprochen.

Einen schweren Kampf würde es zu Hause geben. Ganz allein wollte sie ihn ausfechten. Wie, und ich gab das zu? Wo ich Gelegenheit hatte, mir mein Weib zu erkämpfen, ließ ich sie feige im Stich? Und wenn ich ihr auch zugeschworen hätte, nach Rom zu gehen — —. Ich befand mich längst auf dem Wege nach Rocca. Wenn ich recht eilte, konnte ich dasein, noch ehe die bösen Auftritte in der Casa Botti begannen.

Mein Entschluß hatte mich völlig von der rätselhaften Angst befreit, die mich vorhin plötzlich überfallen. Jetzt war ich sie los und jetzt konnte ich außer meinem Glück auch die Schönheit des jungen Tages empfinden: Land und Meer im Sonnenglanz, den strahlenden Himmel, die im Morgentau leuchtende, grüne, blütenreiche Erde, die frische Luft, den Lerchengesang.

„Welt, o Welt, wie bist du so wunderschön!"

Ich jubelte es laut hinaus, auch ihren Namen rief ich: Maria!

Ungefähr um acht Uhr stand ich wieder an demselben Fleck, wo ich mich von ihr getrennt hatte. Jener Abschiedsschmerz war also ganz unnütz gewesen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich denselben ihr und mir nicht erspart. Ich hätte mich nicht von ihr zurückweisen, mir nicht von ihr imponieren lassen, sondern gleich mit ihr gehen sollen.

So eilte ich denn, was ich nur eilen konnte. Dabei ließ ich mir aber doch so viel Zeit, um auf dem sandigen Weg ihre Fußspuren zu suchen. Da sie ganz frisch und noch nicht von andern übertreten waren, fand ich sie auch: ihre Spuren waren mir fast wie ein Teil ihrer selbst. Obgleich es steil in die Höhe führte, mußte sie

sehr schnell ausgeschritten sein, trotz ihrer vorgeschützten Müdigkeit sehr kräftig. Nirgends fand ich eine Stelle, wo sie ausgeruht hätte.

Von ihren Spuren wie von ihrer Gegenwart beglückt, stieg ich aufwärts. Als ich das Haus sah, schlug mir das Herz: dort das Zimmer, dessen Fenster im Morgensonnenschein auf das Gärtlein herunterblitzte, war das meine gewesen. Seitdem ich ausgezogen, hatte es mein Liebchen bewohnt: konnte sie da doch immer an der Wand die Lucretia ansehen.

Ich grüßte hinauf, wo sie vielleicht noch in sanftem Schlummer lag.

„Gott behüt' dich, Maria! Wenn du erwachst, siehst du das Gesicht des glücklichsten Mannes. Gott behüt' dich in deinem Schlummer, Maria!"

Jetzt kam ich in die Stadt. Irgend etwas Ungewöhnliches mußte vorgefallen sein. Auf den Straßen standen die Leute in dichten Gruppen zusammen, aus den Fenstern lehnten sie heraus. Sie schrieen, kreischten wild.

Ich war zu tief in meine seligen Träume und in die Erwartung des Wiedersehens versunken, um mich viel daran zu kehren. Mochte geschehen sein, was da wollte, was kümmerte es mich? Aber auffallen mußte mir doch, daß mein Anblick sichtlich alle in neue, heftige Aufregung versetzte. Mir war's sogar, als drohten sie mir; deutlich sah ich, wie einige die geballten Fäuste erhoben und sie gegen mich schüttelten. Drei Mädchen begegneten mir. Es waren Bekannte Marias, daher konnte ich nicht unterlassen, ihnen zuzuwinken, obgleich ich wußte, daß sie durchaus nicht freundlich gegen mich gesinnt waren. Aber kaum hatten die Mädchen mich erkannt, als alle drei einen

Schrei ausstießen und — wunderliche Geschöpfe! an mir vorbeirannten. Ein altes Weib stellte sich mir sogar mitten in den Weg und heulte mich an. Ich verstand sie nicht.

So sehr hatte ich mich also verhaßt gemacht! Welch einen Aufruhr würde es erst geben, wenn ich dem Luigi die Braut sozusagen vor der Kirchenthür fortnahm!

Je mehr ich mich dem Platz näherte, desto mehr wuchs der Menschenandrang. Der Strom nahm dieselbe Richtung wie ich. Ich wollte fragen, was denn eigentlich von alle dem die Ursache sei; es fing an, mir ganz unheimlich zu werden. Doch hatte ich wirklich keine Zeit dazu: je näher meinem Ziel, desto schneller trieb es mich hin.

Meine Eile, die fast zum Laufen geworden, ließ mich das seltsame Gebaren der Leute vollends übersehen. Es war eben ein närrisches Volk!

Ich stand auf dem Platz. Was war das? Vor der Casa Botti ein Haufe Volks und das Haus mit Polizisten besetzt. Und wie sie mich sahen, gellte aus hundert Kehlen ein wilder, wütender Schrei.

Um Gottes willen — —

Ehe ich einen Gedanken fassen konnte, war ich mitten ins Gewühl gedrungen. Sie stürzten auf mich zu, sie hätten mich zerrissen. Ich schlug wie ein Wahnsinniger um mich. Da warfen sich mit gezogenen Klingen die Polizisten unter die Rasenden, entrangen mich ihnen, faßten mich, zogen mich mit sich fort, ins Haus hinein. Hinter mir tobte die entfesselte Volksfurie.

Ich hatte meine Besinnung behalten — viel zu sehr! Ich erkannte die Küche. Sie war mit Weibern ange-

füllt. Marias Mutter war da und Frau Lisa. Die eine brach bei meinem Anblick in wilde Verwünschungen aus, die andre in Thränen. Die Frauen stimmten in das Geheul der Mutter ein. Die Männer, die mich gerettet, mußten sich wieder ins Mittel legen.

Ich wollte sie fragen: „Dort oben?" Aber ich konnte nicht reden. Sie verstanden mein Zeichen und nickten, wollten mich aber nicht hinauflassen. Da schrie ich ihnen irgend etwas zu, da ließen sie mich gehen, folgten mir aber.

Ich taumelte die Treppe hinauf. Vor der Thür wieder Polizisten und wieder wollten sie mich nicht hineinlassen. Ich lachte ihnen ins Gesicht, da mochte ihnen vor dem Wahnwitzigen grauen. Ich hatte sie auch bereits zurückgestoßen und die Thür aufgerissen.

Sie lehnte an der Wand, halb hingesunken, gerade unter der Lucretia, die sie angesehen haben mochte, als sie den Stoß empfangen: auf der Brust, über dem Herzen, dort, wo sie ihre welken Rosenblüten verwahrte. Den Dolch hatten sie herausgezerrt und die blassen Knospen waren unter ihrem heißen Herzblut noch einmal purpurrot aufgeblüht.

Sie konnte sich nicht gewehrt haben, mit keiner Bewegung. Als sie in das Zimmer getreten, mußte ihr Mörder schon drinnen gewesen sein, was sie vielleicht gewußt hatte. Sie wandte sich nach der Wand, der Lucretia zu; da traf sie der Stahl. Ihr schönes, blasses Antlitz war gar nicht entstellt, die Augen waren geschlossen, die Lippen ein wenig geöffnet, als hätten sie noch sterbend ein Wort geflüstert, vielleicht einen Namen. Ganz friedlich sah sie aus; nur die blutige Lache rings

um sie her war schrecklich. Ihr rotes Kleid und ihr rotes Blut — das hätte eine schöne Farbenstudie gegeben.

Ich wollte nicht fort von ihr, sie mußten mich mit Gewalt hinausbringen.

Dann sah ich sie noch einmal wieder, als sie im Sarg lag.

Die Gerichtsherren, die aus Frascati heraufgekommen waren, wollten mich zwingen, des wütenden Volkes wegen mit ihnen hinabzugehen, bis alles vorüber. Von dem Mörder hätte ich nichts zu fürchten gehabt — zu fürchten?! Er war, wie es bei solchen Gelegenheiten Brauch ist, in die Macchien entflohen.

Sie begruben sie. Du willst ja ihr Grab aufsuchen — grüß es von mir, und sprich ihren lieben Namen dabei: Maria Botti!

Und wenn du wieder in Rom bist, zeige ich dir ihr Bild, du weißt, die Lucretia. — — Vielleicht, wenn noch einmal zwanzig Jahre vergangen, male ich ein Gemälde danach, mein Meisterwerk, weißt du.

Jawohl, Maria Botti ist tot. Sie ließ sich erstechen, das arme, thörichte Geschöpf, weil sie dieses tolle Leben nicht besser verstand und das Wunder ihrer Liebe auch nicht. Eine andre hätte es vielleicht selbst gethan — Lucretia hatte es selbst gethan. Sie ist aber wohl gar nicht darauf gekommen: der armen Virginia war es ebenso geschehen und auch sonst noch mancher. Aber nie hat ein Mensch besser gepredigt, als ich an dem Morgengrauen jenes Tages, wo ich ihr sagte, daß die arme Virginia auch ohne letzte Beichte und Oelung in den Himmel gekommen, wo sie ihr Liebster einst finden würde.

Sie hat mir geglaubt; da mag es denn freilich fast ein schönes Sterben gewesen sein, zu dem sie sich mit der Todeswunde auf der Brust schmücken ließ, wie mit einer Rosenknospe.

Ja, geh jetzt fort. Es ist solch ein strahlender Tag, sieh dich recht um, wie schön die Welt ist. Das bleibt sie: eine wunderschöne Welt, wenn auch die Menschen in ihr elend sind, verzweifeln und sterben.

Die Ikariden.

1.

Zwischen Ostia und Gaëta, dem Kap der Circe gerade gegenüber, liegt im Tyrrhenischen Meer eine Gruppe kleiner, öder Felseneilande. Es sind die Ponzainseln.

Es waren schon ebenso trostlose Klippen zu der Zeit, da der Städtegründer Aeneas in der Tibermündung an die laurentinische Küste anfuhr, auf dem schönen Vorgebirge das Heiligtum der männerumstrickenden Zauberin über Land und Meer leuchtete und die Pontinischen Sümpfe einem elysäischen Gefilde glichen, bedeckt mit Städten und Tempeln.

Sehr früh galten die Ponzaeilande als Verbannungsort Roms.

Bereits die Republik sandte ihre Verschwörer, ihre gefährlichen Köpfe, Opfer ihrer gewaltsamen Politik, auf die schrecklichen Riffe. Noch eifriger wurden von den Kaisern die Inseln als Staatsgefängnis gebraucht: unter den ersten Imperatoren dienten sie sogar als Familienkerker. Eine der Ponzainseln war es, wohin Augustus seine geliebte lasterhafte Tochter, die schöne und geistvolle Julia, sandte, Witwe des Marcellus und Agrippa, Weib seines Stiefsohnes Tiberius. Ihre Mutter, die edle verstoßene Scribonia, begleitete sie. Viele Jahre verbrachte

die üppige Kaisertochter an dem grauenvollen Ort, immerfort hoffend und harrend. Als jedoch der Cäsar unversöhnlich blieb, zwei ihrer Söhne durch Gift starben, der dritte und liebste gleich der Mutter verbannt wurde, auch verbannt wurde ihre Tochter, die zweite Julia, und Tiberius auf den Thron kam, da tötete sich die Hoffnungslose durch Hunger.

Dergleichen Tragödien haben sich auf den Ponzainseln zahllose abgespielt. Mancher Römer und manche Römerin, die in der wahnsinnigen Zeit des Caligula, Nero und Domitian schwelgten und genossen, erwachten von ihrem tollen Rausch erst auf dieser fürchterlichen Felsengaleere.

Zu dem Verbannten, der damals von den Klippen aus auf den römischen Strand blickte, den er übersah von Ostia bis Auxur, leuchtete die Küste seines Vaterlandes herüber, eingefaßt mit einem Saume von Marmorbauten.

Er sah das uralte heilige Laurentum und Ardea, die Stadt des unglücklichen Turnus; er sah Lavinium, auch das stolze Antium und den Hain der Pamona. Herrlich ragte von der Höhe des Kaps der Tempel der Circe auf, und an klaren Abenden stieg inmitten der lateinischen Ebene der schön gegipfelte Mons Albanus empor, des Landes höchstes Heiligtum zu den Göttern erhebend.

Der Fischer, der heute auf den Ponzainseln in freiwilliger Verbannung lebt, sieht den römischen Strand als Wildnis. An öde Küste und schwarzen Macchienurwald rauscht die heitere Woge, vom Circekap glänzt nur fahles Gestein herüber, und wenn der Mann den Monte Cavo erspäht, denkt er bei dessen Anblick nicht mehr: Dort liegt über Alba longa und dem Hain der Ferentina der Tempel

unsres Jupiter Latiales. In den letzten lateinischen Ferien bin ich auch drüben gewesen!

Von dem Tempel des Jupiter Latiales liegen nur noch die Trümmer unter Ulmen- und Buchenwipfeln, die schwermütig darüber hinrauschen; aber auch von dem Kloster der Passionisten, das jetzt an der Stelle des Heiligtums steht, weiß der Mann nichts.

Doch unverändert, nicht erst in den Jahrtausenden verwandelt und verödet, starren die Felsen der Ponzainseln aus dem Ozean auf, umbrüllt von ewiger Brandung. Nur wilde Myrte wächst dort und silbergrauer Rosmarin; nur Möwen nisten darauf. Im Sonnenbrand des Sommers verdorren Gras und Halm. Das Gestein glüht und der Fischer verkriecht sich in seiner Höhle, wie ein wildes Tier, dem er fast gleicht.

2.

Palmarola ist eines der kleinsten Eilande von der Gruppe der Ponzainseln. Ein einziger kahler Felsen, entsteigt es der Meeresflut. Sein bitteres Myrtenlaub ernährt eine Herde halbwilder Schafe und Ziegen; er steckt voller geheimnisvoller Höhlen und Grotten und hat schreckliche Riffe und Abgründe. Um nach Terracina oder San Felice zu schiffen, gebraucht man bei günstigem Wind einen Tag; nach Porto d'Anzio ist es noch weiter.

Im Anfange dieses Jahrhunderts wurde Palmarola nur von einer einzigen Familie bewohnt. Remo Rodari war ein alter Korallenfischer, dessen Weib längst gestorben. Seine beiden Söhne wuchsen zu wilden Burschen auf, die schon als Knaben einander haßten. Der Alte war übrigens kaum besser als seine Brut.

Es kam vor, daß die beiden unter den Augen des Vaters mit Messern aufeinander losgingen; Blut war in dieser Familie schon öfter geflossen.

Ercole war der Aeltere, Stärkere und Wildere; sein Bruder Mino war schön, wie es die Mutter gewesen, dabei verschlagen und feig, wie der Vater. Dieser liebte daher seinen Jüngstgeborenen am meisten.

Mino fürchtete den Bruder, gegen dessen trotzigen Stolz und großartiges Wesen er sich nicht behaupten konnte. Auch Remo Rodari scheute seinen ältesten Sohn.

Ebenso feindlich, wie sich die Brüder untereinander verhielten, stellten sie sich auch zu den Fischern der andern Inseln. Da jedoch die nächsten Eilande viele Miglien von Palmarola entfernt lagen, kamen sie selten mit den dortigen Bewohnern zusammen. An der Küste wurden die Rodari wegen ihres finsteren Wesens gemieden.

Die Familie besaß auf Palmarola zwei Hütten, von welchen jede auf einer andern Seite der Insel lag. Die eine wurde des Winters, die zweite, auf der Nordseite der Insel, des Sommers bewohnt.

Beide Wohnstätten waren nicht viel mehr als aus Gestein aufgebaute Höhlen, mit kleinen Löchern statt der Fenster, den nackten Felsen zum Boden. In der Winterhütte, die etwas besser war, stand noch von der Mutter her ein Webstuhl.

Remo Rodari hatte zwei Nachen. Den einen überließ er Ercole, auf dem andern schifften er und sein Jüngster. So kam es, daß diese beiden sich meistens zusammen befanden, Ercole fast immer allein war.

Diese Einsamkeit in der Einsamkeit machte ihn noch verschlossener und schwermütiger, als er es bereits von

Natur war. Es schien, als ob von dem ungeheuren Schweigen rings um ihn her etwas in sein Gemüt übergegangen sei. Nur Felsen und Wellen zu Gefährten, wurde er selbst starr wie die einen und zugleich wild wie die andern. Aber auch auf die Felsen von Palmarola schüttete der südliche Lenz seine Blüten, und an vielen schönen Tagen rauschten die blauen Wellen fast lieblich an den Strand.

Bruder und Vater sah er oft wochenlang nicht.

In jenem Teile des Mittelländischen Meeres kommt nur eine sehr geringe, wenig geschätzte Korallenart vor und selbst diese nur selten. Die Fischerei derselben ist also mühsam und der Verdienst klein. Die Rodaris waren sehr arm.

Nachdem sie viele Monate die Klippen und Riffe umfahren — oft trieben sie bis Sicilien —, kehrten sie zur bestimmten Zeit auf ihre Insel zurück, wo nun das Ergebnis der Fahrt gemustert und geordnet ward. Gemeinschaftlich segelten sie dann zum großen Markt nach Terracina hinüber. Dort erwarteten sie bereits die römischen und neapolitanischen Händler, betrügerische Schufte, die den unerfahrenen, halbwilden Menschen ihre Ware zu Spottpreisen ablisteten. Für den geringen Erlös handelten diese in der Stadt ein, was sie am nötigsten gebrauchten: Oel und Salz, Maismehl und Fett, Garn für ihre Netze, irgend ein Stück Bekleidung oder grobes Hausgerät. Wenn diese wichtigen Geschäfte erledigt waren, begaben sie sich in eine Osteria, tranken zwei Liter Wein, die hinreichten, die mächtigen Männer trunken zu machen. Am nächsten Morgen traten sie in eine Kirche, wo sie sich mit Weihwasser besprengten, das Kreuz schlugen, hinknieten, etwas

murmelten, scheu auf die ungewohnte Pracht und den bunten Flitter starrten und beim Herausgehen einem Priester die schmutzige Hand küßten.

Dann schifften sie zufrieden wieder nach Palmarola zurück.

Verkehr mit Menschen, Einhandeln, Rausch und Kirchenbesuch geschahen jährlich zweimal.

Als Remo Rodaris Weib noch lebte und ihren Mann alljährlich jene beiden Male begleitete, brachte sie außer den Korallen ihre schimmernden Linnen- und Seidengewebe nach Terracina auf den Markt; und wenn sie heimfuhren, war der Nachen mit Strängen feinen Garnes und schöner gelblicher Seide beladen. Dann sauste den ganzen Winter über in der Hütte das fröhliche Weberschifflein, von Salvinas gellendem Gesang, mit eintöniger Melodie und endlosem Text, begleitet. Aber Weben und Singen hörten bald auf. Am Webstuhl webten die Spinnen, und die Gesänge, die jetzt wie das Lied von Gefangenen dann und wann vom Felsen über das rauschende Meer hinschallten, stimmten die beiden Söhne an, die einander in trotzigen Rispetti ihren Haß zuhöhnten.

So schlichen an dem einsamen Eilande die Jahre vorbei, langsamer und öder, als an einem andern Orte der Erde. Ercole war bereits dreißig Jahre alt und Mino kaum jünger, als sie eines Tages beim Morgengrauen den grimmigen Remo Rodari als stillen Mann weit hinausruderten und ihn im letzten Linnentuch der Mutter ins Meer senkten.

Die Felsen der Ponzaeilande geben für ihre Toten kein Grab her.

3.

Auf einer der andern Inseln hauste zu gleicher Zeit der Fischer Bastiano Leste mit seinen beiden Töchtern Silvia und Marja. Silvia, die ältere, war ein wildes Geschöpf, Marja ein stilles Mädchen, das die große Einsamkeit ihres Felsenlebens fast stumm gemacht hatte. Während die starke Schwester sich auf dem Fischfang befand, saß sie in der Hütte am Webstuhl oder kauerte am Strand auf irgend einer Klippe, wo sie aus kleinen, schimmernden Perlen und schlechten Korallenstücklein zierliche Ketten und allerlei phantastischen Frauenschmuck verfertigte. Träumerisch, wie sie war, liebte sie es, über das Meer nach der fernen Küste zu spähen, am Horizont die Schiffe auftauchen und verschwinden zu sehen, mit denen sie dann wohl voll dumpfer Sehnsucht einen Seufzer nach jenen fernen, fremden Ländern schickte, die irgendwo sein sollten.

Ihre Gefährten in der Einsamkeit waren die Möwen, die, auf den Felsen nistend, sie bald lautlos, bald kreischend in dichten Schwärmen umflatterten. Sie wußte auch allerlei Geheimnisvolles von den Wellen und Wolken und pflegte wie verzückt in die Sonne zu starren, wenn diese auf- und unterging. Solange ihre Mutter lebte, vernahm sie zuweilen von dieser freundliche Worte; später bekam sie nur rauhe zu hören, dachte aber kaum darüber nach: es war gewiß recht so.

Außer ihren Eltern und der Schwester hatte sie ihr ganzes Leben hindurch nicht zehn Menschen gesehen. Denn nach Zannone, das noch kleiner war, als Palmarola, kamen niemals Leute, und die Nachbarinsel blieb unbewohnt. Ans Land war sie nur als ganz kleines Kind

gekommen. Solange nämlich die Kinder noch zu jung waren, um allein zurückgelassen zu werden, mußten die Eltern beide mitnehmen, wenn sie mit dem Vorrat des in Oel gelegten Thunfisches nach der Küste schifften. Mit der schweren Fracht dauerte die Fahrt, wenn nicht gerade ein besonders günstiger Wind wehte, wohl zwei bis drei Tage. Ebenso lange wurde auf dem Lande gehandelt und ausgeruht. Die Heimfahrt ging kaum schneller von statten, da dann der Nachen von neuem mit vollen Oelfässern beladen war.

Als Silvia heranwuchs, mußte sie mit der kleinen Marja auf der Insel zurückbleiben. Weil nun das Mädchen sehr gerne mitgefahren wäre, ließ es seinen Zorn über sein Daheimbleiben die ganze Zeit an der kleinen Schwester aus, die sich aber nie darüber beklagte, sondern nur jedesmal, wenn Silvia recht wild gegen sie war, mit ihren großen, stillen Augen sie verwundert ansah.

Dann starb die Mutter.

Als da die achtjährige Marja zum erstenmal weinte, erfuhr sie von ihrem Vater zum erstenmal eine Art von Liebkosung. Aber Silvia schalt sie aus und warf auch das Korallenkettchen fort, welches das Kind der Mutter zu schenken versprach, wenn sie wieder aufwachen wolle. Doch die Mutter wachte nicht wieder auf, sondern wurde von dem Vater und Silvia im Meere begraben. Marja merkte sich die Stelle genau, und da sie die Möwen immer ganz nahe darüber hinwegflattern sah, ward es ihr sehnlichster Wunsch, Flügel zu haben, um zu jeder Zeit über das Grab ihrer Mutter fliegen zu können.

Fortan blieb sie oft mutterseelenallein auf der Insel, und das nicht nur, wenn der Fischer und seine Tochter

in Terracina waren, sondern auch sonst viele Tage, während welcher die beiden Muscheln suchten oder fischten. Sie mußte dann nach den Ziegen sehen, trockenes Reisig suchen, auch sehr bald die Maiskuchen backen und die Polenta kochen. Mit ihrem zwölften Jahre konnte sie schon weben.

Als der Vater ihr erstes Stück Linnen zum Verkauf nach Terracina brachte, erhandelte er für sie ein buntes Marienbild, und Silvia, die Strenge und Anmutlose, hatte sogar ein Nelkenstöcklein für die Daheimgebliebene erworben.

Um ihre Dankbarkeit zu zeigen, war Marja womöglich noch sanfter, so daß Silvia sie immer mehr mißachtete. Von der Mutter her wußte die Kleine einige Gebete und Lieder; fortan sprach sie die ersteren, anstatt bei Sonnenauf- und -untergang am Strande, in ihrer Kammer, wo über ihrem Lager von getrocknetem Seegras das Madonnenbild hing und in der Fensterhöhlung mit vielen Blüten die rote Nelke sich rankte.

Leidenschaftlich gern hörte sie zu, wenn zuweilen des Abends Vater und Schwester von Terracina und San Felice sprachen: von dem großen Markt, den vielen Leuten, den schönen Kirchen. Damit Silvia sich ja nicht über sie ärgere und sie fortschicke, kauerte sie regungslos in einem Winkel, traurig fortschleichend, wenn es mit der Herrlichkeit des Erzählens zu Ende war.

Während Marja in unsäglicher Einförmigkeit ihr junges Leben dahindämmerte, brachte Silvia das ihre größtenteils mit dem Vater auf dem Meere zu. Noch ärmer wie die Rodaris auf Palmarola, begnügten sich die Lestes einen großen Teil des Jahres über mit dem allergeringsten Muschelfang; außerdem nur dafür besorgt,

so viel zu fischen, als sie zu ihrem Lebensunterhalt notwendig hatten.

Lebhafter betrieben sie ihr Geschäft, wenn im Frühsommer von Sicilien herüber der Thun gezogen kam. Dann brachten der Fischer und seine Tochter ganze Nächte auf dem Meere zu. Im Bug des Nachens loderte das wilde Pechfeuer. Mit erhobener Harpune beugte sich Bastiano Leste tief herüber, wo die Glut roten Glanz auf die schwarze Flut warf und den großen Fisch zu dem Dreizack seines Jägers hinlockte. Lautlos trieb Silvia das Fahrzeug langsam, langsam vorwärts. Oft stieß der Alte seinen Speer hinab und selten, daß er nicht traf. Dann kam der Kampf. Wenn es Vater und Tochter nicht gelang, das mächtige Tier in den Nachen zu ziehen und zu töten, sprang der Fischer über Bord und versuchte dem Thun mit seinem langen Messer in den Wellen den Garaus zu machen. Das war jedoch nicht immer möglich. Manches Mal entrann die Beute, auf ihrem Rücken den Spieß des Fischers mit fortnehmend und eine lange blutige Fährte zurücklassend.

Das glücklich erjagte Meerwild ward zur Insel geschafft, gereinigt, gesotten, in Stücke zerlegt, in kleine Fässer verpackt und mit Oel übergossen. Erst am großen Markttag gelangte der Fisch zum Verkauf nach Terracina oder dem näher gelegenen San Felice.

4.

Marja war sechzehn Jahre alt, als sie einmal noch länger als gewöhnlich in völliger Einsamkeit das Haus hüten mußte. Bereits kam der zehnte Tag, daß Vater und Schwester fort nach Terracina waren.

Marja saß, stündlich ihrer Heimkehr harrend, am

Strande. Hinausspähend, gewahrte sie am Nachmittag einen Nachen, der auf die Insel zufuhr, aber nicht von Terracina her zu kommen schien.

Zuerst dachte sie daran, sich in den Klippen zu verstecken, dann besann sie sich jedoch eines andern. Sie betete ihren Spruch, worin sie die Madonna um ihren Schutz bat, und setzte sich dann ruhig abwartend in der offenen Thür auf die Schwelle.

In dem Nachen befand sich nur ein einziger Mann.

Er steuerte das Fahrzeug in die kleine Bucht, fuhr an, sprang heraus, befestigte die Kette am Pflock und schritt dann langsam der Hütte zu.

Nicht lange, so stand er vor Marja.

Diese rührte sich nicht, sagte auch kein Wort; aber sie sah ihn an. Er gefiel ihr sehr.

„Wie geht dir's, Marja?" begann der Fremde seine Anrede.

„Nicht schlecht. Wie geht dir's?"

„Nicht schlecht. Bist du ganz allein?"

„Freilich. Der Vater und die Schwester sind noch in Terracina drüben."

„In Terracina drüben — nun freilich."

„Mich nehmen sie nie mit," vertraute sie ihm an. „Aber ich habe ein Madonnenbild und eine Nelke von drüben. Kommst du auch von daher?"

Sie machte mit dem Kopfe eine Bewegung nach der Küste hinüber.

„Kennst du mich denn nicht?"

Sie sah ihn noch immer an; er gefiel ihr immer besser. Aber sie schüttelte den Kopf und versicherte: „Ganz gewiß nicht."

„Ich bin ja der Ercole Rodari von Palmarola drüben!“

„So, du bist der Ercole Rodari von Palmarola drüben!“

„Freilich!“

„Dann kenn' ich dich!“

Sie lachte vergnügt.

„Sie nehmen dich also nie mit?“ begann Ercole das Gespräch von neuem. „Und du möchtest auch gerne einmal hinüber?“

Ganz verloren in den einen Gedanken, hörte sie gar nicht, was er sagte. Ihn ohne Unterlaß anstarrend, anstaunend, wiederholte sie: „Jawohl kenn' ich dich. Deine Mutter Salvina hat meine Mutter zweimal besucht.“

„Freilich!“

„Und du kamst mit deiner Mutter. Dann hast du mich auf deinen Schoß genommen, und ich habe dir die Möwen gezeigt. Ich kenne dich recht gut. Jetzt ist meine Mutter gestorben.“

Und sie sah ihn so traurig an, daß der Mann selbst ganz traurig ward.

„Meine Mutter ist ja auch tot,“ tröstete er sie. „Also, sie lassen dich immer allein? Also, du möchtest auch gern einmal hinüber?“

„Dort drüben liegt sie im Meer,“ sagte Marja, die in ihrem ganzen Leben noch nicht so viel auf einmal gesprochen hatte. „Du solltest mich hinfahren.“

Ercole war gleich bereit dazu. Aber als sie vor ihm stand, mußte er ihr erst sagen: „Wie groß du geworden bist!“ Dabei reichte die kleine, schmächtige Gestalt ihm gerade bis zur Schulter.

„Silvia ruft mich noch immer: He, du Kleine!“

„Nein, nein, prächtig groß bist du,“ versicherte er

ihr. Er sah sie mit seinen dunklen, sprühenden Augen an, daß ihr ganz heiß ward.

„Komm zuerst in die Hütte,“ sprach sie ihm zu. „Du wirst gewiß müde sein und hungrig auch. So, setz dich, oder willst du dir derweil mein Madonnenbild und meinen Nelkenstock ansehen? Ich bringe dir Ziegenmilch und Thunfisch, Brot ist auch noch etwas da. Oder magst du Polenta?“

Ercole stand vor dem Madonnenbild und vor den Nelken und glaubte in seinem Leben nichts Schöneres gesehen zu haben.

„Wunderschön!“ lobte er mit aufrichtigem Entzücken.

Sie trat zu ihm, vor Freude rot wie eine ihrer Blüten. Dann ging sie geschäftig in der Kammer umher.

Ercole sah ihr still zu. Als sie alles aufgetragen, setzte er sich, wobei er immer zu ihr hinüberschaute. Marja hatte sich auf einen Steinblock gekauert, auf welchem die Maiskuchen bereitet wurden.

„So, webst du auch?“ sagte er einmal und nickte dem Webstuhl zu. „Das ist mir doch sehr recht.“

Sie schleppte ihm alle ihre Stücke Linnen herbei. Er bewunderte das Gewebe höchlichst, ebenso die Korallenketten und ihr Muschelwerk, das sie ihm auch zeigte.

Es war gegen Abend, als er sie fragte: „Wann kommen sie denn heim?“

„Wer weiß das!“

Dann gingen sie zu seinem Nachen, und er fuhr nach der Stelle hin, die sie ihm als das Grab ihrer Mutter bezeichnete. Auch während des Ruderns verwandte er kein Auge von ihr. Sie saß still da, und doch war ihr's, als wenn sie nur aufzustehen brauche, um mit den Möwen über das Meer zu fliegen.

Als sich der Nachen über dem Grab der Mutter befand, sahen beide ernsthaft in den dunklen Grund hinab. Marja sagte laut ihr Gebet her, zu dem Ercole in tiefer Andacht das Amen sprach. Danach schlugen beide das Kreuz.

So langsam er konnte, ruderte er wieder heim. Nach einem glühendheißen Tage zog ein Gewitter auf. Schwarz lagerte es über der schwarzen See.

„Also du meinst, dein Vater kommt heute nicht mehr zurück?" erkundigte er sich noch einmal, nachdem er Marja ans Land gesetzt.

„Wenn du etwas mit dem Vater zu sprechen hast, mußt du über Nacht dableiben."

„Ich komme ein andermal wieder," versetzte Ercole kurz und wandte sich von ihr ab, seinem Nachen zu.

„Du willst schon wieder fort?"

Statt der Antwort beobachtete er die Wolkenmasse, die schwerfällig am Himmel dahinzog, alles Licht aufzehrend.

„Wenn dein Vater noch nicht abgesegelt ist, wird er drüben bleiben müssen. Wir bekommen Sturm, und das noch in der Nacht."

„Du solltest doch lieber dableiben," redete sie ihm zu. „In der Kammer ist Platz genug. Ich kann dir Maiskuchen backen, wenn du willst."

Doch er wollte ihre Maiskuchen nicht.

„Zwischen Zannone und Palmarola ist starke Brandung, weißt du," versuchte sie es noch einmal.

Sie war ganz ängstlich geworden, Ercole mußte sie beruhigen.

„Mir thut die Brandung nichts."

Marja seufzte und gab ihm traurig die Hand zum Abschied.

„Lebewohl, Ercole!“

„Lebewohl, Marja!“

„Soll ich dem Vater sagen, daß du wiederkämst? Komm nur ja recht bald! Was willst du eigentlich von ihm?“

„Laß nur, ich sag' es ihm selber.“

„Glückliche Fahrt, Ercole!“

Sie nickte ihm noch einmal zu; er stieß ab. Noch lange sah er sie am Strande stehen, bis die kleine Gestalt ganz von Dunkel umbraut war.

Traurig kehrte Marja zum Hause zurück. Sie kramte das Geschirr fort, zündete ihre Leuchte an, trug sie vor das Marienbild, kniete nieder und betete.

Als das Gewitter mit großer Gewalt losbrach, begab sie sich wieder zum Strand hinunter. Alles war schwarz. Die Blitze zuckten, der Donner rollte, die hochgehende See brandete brüllend an den Felsen, mit blassem Gischt gekrönt, wälzten sich in langen Ketten die düsteren Wellen gegen den Strand. In fahlem Schein leuchteten sie auf, Sturmvögel flatterten darüber.

Marja blieb die halbe Nacht über am Ufer.

5.

Am andern Tage kamen der Alte und Silvia. Sie hatten in der Nacht geglaubt, an den Riffen scheitern zu müssen. Marja fragte, ob sie keinen gestrandeten Nachen gesehen, auch keinem auf den Wellen treibenden Toten begegnet wären. Ihre Schwester meinte, sie sei toll geworden und gab keine Antwort.

Erst am nächsten Abend sagte Marja plötzlich: „Vater, er ist auch hier gewesen.“

„Sie ist verrückt!“ murmelte Silvia und sah böse zu ihr herüber.

„Eh, Marja, wer ist hier gewesen?“ frug der Alte und starrte sie an.

„Ei, er: Ercole Rodari von Palmarola drüben.“

Nun fuhr Silvia auf: was der Ercole Rodari von Palmarola drüben auf Zannone zu suchen habe, wenn sie und der Vater an der Küste seien.

Marja traten Thränen in die Augen. Aber auch Bastiano Leste wunderte sich.

„So, so, der Ercole Rodari von Palmarola drüben. — Eh, Marja, weißt du nicht, was er gewollt hat?“

Marja schüttelte verneinend den Kopf.

„Sie ist verrückt!“ schrie Silvia wieder. Der Alte ward nachdenklich.

„Drüben in Terracina waren der alte Rodari und der Mino. Wir haben zusammen Wein getrunken; jeder Mann einen Liter und einen halben, und der Mino —“

Silvia warf ihrem Vater einen wütenden Blick zu; dann schalt sie die Schwester, daß diese während ihrer Abwesenheit müßig gewesen und geschwatzt habe, anstatt am Webstuhl zu sitzen.

Am Abend hatte sie einen Wortwechsel mit dem Alten.

Marja spähte jeden Morgen nach Palmarola hinüber und stand jeden Abend eine Zeitlang am Strande; aber es kam kein Nachen und kein Ercole Rodari.

Silvia verfuhr womöglich noch rauher und strenger mit ihr, als sonst; wohl nicht ganz mit Unrecht, denn Marja war eine lässige Weberin geworden: der Faden riß alle Augenblicke, fortwährend machte sie Knoten, brachte

die Spulen in Unordnung, saß und träumte, lächelte vor sich hin, seufzte — —

Als der Alte mit seiner Tochter das nächste Mal hinüberfuhr, erwartete sie ihn ganz sicher.

Die ganze Woche, während welcher Bastiano und Silvia ausblieben, hielt sie die Hütte sauber und sorgte jeden Tag für frische Maiskuchen. Ihre größte Freude war, daß ihr Nelkentopf gerade in voller Blüte stand. Statt zu weben, saß sie aber den ganzen Tag vor der Hütte oder am Strand; kaum, daß sie auf die Felsen klettern mochte, um die Ziegen zu melken.

Als ein Tag nach dem andern verstrich und auch dieses Mal kein Ercole Rodari erschien, ward ihr so angst und weh, daß sie sich ganz krank fühlte. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie immer wieder ihr einziges Gebet zur Madonna sprach und ihre sehnsüchtigsten Lieder sang. In den letzten Tagen versagten ihr auch diese Hilfsmittel.

Nun kehrten die beiden zurück, und nun kamen für Marja schlimme Zeiten. Silvia fand den Webstuhl nicht angerührt und ihre Schwester noch toller, als vorher. Einmal hörte Marja, daß der alte Remo Rodari gestorben sei. Sie ging hinaus, um für die arme Seele zu beten, und war ganz erschrocken, als sie plötzlich zu weinen begann.

Da, eines Nachmittags, kam sie mit glühendem Gesicht ganz atemlos zur Schwester gelaufen: der Ercole Rodari von Palmarola drüben käme.

Silvia warf ihr einen bösen Blick zu und befahl ihr, den Vater zu rufen, der den Schafen Salz auf die Felsen hinauf brachte. Traurig gehorchte Marja. Eine

Stunde und länger konnte vergehen, bis sie ihn gefunden hatte. Silvia machte sich gleichmütig im Hause zu schaffen.

Als der alte Leste endlich mit seiner Tochter eintraf, fand er statt des Ercole Rodari den Mino Rodari in der Hütte. Marja ging still hinaus, Mino starrte ihr nach, worüber Silvia vor Wut ganz dunkelrot im Gesicht ward.

Der junge Korallenfischer sagte dem Alten, daß er eigentlich gekommen sei, um die Sache mit Silvia in Ordnung zu bringen. Aber da diese ihn nicht zu wollen scheine, werbe er um Marja.

Silvias Züge verzerrten sich.

„In Marja ist Euer Bruder vernarrt. Recht, nehmt sie ihm fort!"

Der Alte machte ein bedenkliches Gesicht, aber Mino drang nun förmlich in ihn, wobei Silvia ihm half. Nicht allein, daß er keinen Skudo Erbgut begehrte; er machte sich sogar anheischig, dem Fischer zum Ersatz für die Tochter jährlich ein Pfund Korallen zu zahlen.

„Gebt sie ihm, Vater!" redete Silvia dem Schwankenden zu. „Das zimperliche Ding ist doch zu nichts nütze. Seht Euch ihr Gewebe an; das kauft Euch dieses Jahr in Terracina und in Antium kein Jude."

„Hm," brummte der Alte, „ein Pfund Korallen, sagt Ihr?"

„Ein Pfund Korallen sag' ich. Nun, ist's Euch recht?"

Silvia blinzelte ihren Vater an: „Macht schnell, daß es ihm nicht wieder leid wird. Ihr bekommt mehr, als Ihr gebt."

Mino lachte laut auf.

„Ich weiß schon, was sie mir wert ist. Der Andere soll sie nicht haben, oder —"

Er sah so tückisch aus, daß Silvia ihre Freude daran hatte.

Sie machte dem Alten noch einmal ein nachdrückliches Zeichen; da sagte dieser: „Mir ist's recht!"

Der Handel war abgemacht.

Als Marja spät abends zurückkam, teilte ihr die Schwester mit, daß sie am andern Tag mit dem Vater nach San Felice hinüberfahren werde, um sich mit Mino Rodari trauen zu lassen. Darauf gab Mino ihr den Verlobungskuß. Die Braut sagte kein Wort.

Am nächsten Morgen legte Marja ihr Sonntagsgewand an, that ihr Korallengeschnür um, nahm ihr Muttergottesbild und ihren Nelkentopf, stieg in das Boot. Ihre Schwester warf ein Bündel Kleider und etwas Linnen hinein, der Vater und der Bräutigam rollten ein Faß Thunfisch herbei, Silvia wünschte höhnisch: „Glückliche Reise!" und das Brautpaar schiffte fort.

Marja kauerte bei ihren Sachen und meinte immer, daß sie werde weinen müssen; aber es kam nicht dazu.

Ihr Verlobter saß ihr gegenüber und starrte sie in einem fort lüstern an. Der Alte hatte ein böses Gewissen und war daher noch mürrischer, als gewöhnlich.

Langsam ging unter dem heißen Himmel die Brautfahrt vor sich; Marja sah den Möwen zu und wünschte sich wieder, Flügel zu haben.

Silvia war zur Hütte zurückgekehrt und hatte sich mit ihren Netzen vor die Thür gesetzt. Während der Arbeit begann sie einen wilden Gesang abzuschreien.

Der Nachen war kaum ein paar Miglien weit von Zannone entfernt, als sich von Palmarola her ein andrer der Insel näherte; Marja mußte ihn noch sehen können.

Silvia brach bei seinem Anblick in ein gellendes Gelächter aus, blieb aber ruhig sitzen, mit Gesang und Arbeit fortfahrend, auch dann nicht innehaltend, als das Boot landete und der Schiffer auf den Felsen sprang.

Er erkannte das Mädchen vor dem Hause nicht, rief ihr jedoch schon von weitem zu: „Marja! Marja!"

Silvia rührte sich nicht.

Langsam stieg Ercole den steilen Pfad zur Hütte empor. Silvia strickte fort, sang fort. In des Mannes Stirn stieg es blutrot auf; dann erst sah er, daß es Marja nicht war. Er trat vor das Mädchen hin, das jetzt jäh seinen Gesang abbrach.

„Guten Tag, Silvia!"

„Ercole Rodari, guten Tag!"

„Bastiano Leste ist auf dem Meer?"

„Ihr saht doch den Nachen?"

„Ja. Wohl auf dem Fischfang?"

„Nach San Felice hinüber."

Eine Pause entstand; Silvia fing wieder an zu schreien. Ercole stand und spähte umher, was das Mädchen wohl bemerkte. Um nicht auflachen zu müssen, sang sie lauter. Nach einer Weile sagte sie: „Wollt Ihr nicht ins Haus treten? Ich bring' Euch etwas zu essen."

„Hab' keinen Hunger."

In die Hütte ging er aber doch, Silvia warf ihre Netze fort und folgte ihm. Auch in dem engen Raume sah er sich um. Von der Zurüstung zur Brautfahrt her sah es noch wüst darin aus.

„Eure Schwester treibt wohl die Ziegen zusammen?" bemerkte Ercole beklommen.

„Die ist fort."

„Mit nach San Felice hinüber?"

„Freilich!"

„Dann wird sie morgen wiederkommen?"

„Sie kommt gar nicht mehr wieder."

Der Mann starrte sie an; ihr Gesicht war ganz gelassen, auch sie sah auf ihn.

„Wenn Ihr sie sprechen wollt, so könnt Ihr das auf Palmarola thun."

„Auf Palmarola?"

„Heiratet sie doch Euren Bruder. — Sie sind schon zu weit fort!"

Nur einen einzigen Laut stieß er aus. Sein gelbes Gesicht war ganz fahl geworden, Blut trat in seine Augen. Einen Augenblick war's, als habe die mächtige Gestalt einen Schlag empfangen; dann sprang er zur Thür.

„Ihr holt sie nicht mehr ein," bemerkte Silvia gleichmütig.

Er zauderte; plötzlich mußte er sich an die Wand lehnen.

„Was habt Ihr? Ihr wolltet doch nicht etwa auch meine Schwester heiraten? Die hat Euren Bruder genommen."

Ercole hob seine Hand auf, als stehe Marja vor ihm und er wolle sie niederschlagen. Mit seinen stieren Zügen und blutunterlaufenen Augen sah er fürchterlich aus. Selbst Silvia entsetzte sich.

„Ihr solltet —"

„Schweigt," sagte er ruhig, ließ jedoch dabei die Faust auf den Webstuhl niederschmettern, daß das Holz krachte.

„Also sie hat den Andern genommen?"

„Warum hätte sie ihn nicht nehmen sollen?“ entgegnete das Mädchen trotzig. „Er wird ihr gefallen haben, er gefällt vielen.“

Er warf ihr einen Blick zu, daß sie verstummte. Sie verließ die Stube; draußen hörte er sie wieder singen.

Er ging in die Kammer; dort befand sich noch ihr Lager, aber der Nelkenstock und das Madonnenbild waren fort. Lange stand er auf der Schwelle und starrte auf den Fleck, wo auf dem trockenen Seegras noch die Umrisse ihrer Gestalt abgedrückt waren. Dann wandte er sich langsam ab und setzte sich auf ihren Schemel vor dem Webstuhl. Wilde Gedanken kamen über ihn.

Silvia war damit beschäftigt, am Strande die großen Netze auszuspannen, als sie hinter sich hastige Schritte hörte. Diesmal wandte sie sich um. Gleich darauf trat Ercole zu ihr.

„Hört,“ begann er mit heiserer Stimme, „ich habe mir vorgenommen, nicht ohne ein Weib nach Palmarola zurückzukommen. Wollt Ihr es sein, gut; wollt Ihr es nicht sein, so such' ich mir eine andre; irgend eine wird mich ja wohl nehmen wollen. Aber Ihr dürft Euch nicht lange bedenken.“

„Warum soll ich Euch nicht nehmen wollen, Ercole Rodari?“

„Nun, ich bin kein solcher Mann wie mein Bruder.“

„Mir seid Ihr lieber.“

„Also —“

„Mir ist es recht. Mit dem Vater braucht Ihr nicht erst zu reden; ich will Euch nehmen, damit basta.“

„So macht Euch fertig, wir müssen sogleich fort.“

„Sogleich?“

„So hab' ich gesagt. Wenn es Euch zu bald ist, mögt Ihr bleiben.“

„Geht nur einstweilen zum Boot, ich komme augenblicklich nach.“

Sie ging fort, vor Erregung kaum wissend, wo die Hütte lag. Dennoch wandte sie sich noch einmal um.

„Der Marja gab der Vater ein Faß Thunfisch mit; für mich würde er Euch gewiß zwei geben. Ihr könnt sie Euch selbst aussuchen.“

„Für Euch will ich gar keins. Geht und seid schnell.“

Zehn Minuten darauf saß das Brautpaar bereits im Nachen, Silvia hatte nicht einmal ihr Kleid gewechselt.

„Du mußt rudern helfen!“ gebot der Bräutigam.

Schweigend gehorchte das Mädchen.

In ungewöhnlicher Schnelle glitt das Schiff über die unbewegte Flut dahin. Am Kiele rauschte und rauschte es, sonst war es lautlos ringsumher.

Einmal sagte Silvia: „Euer Bruder gibt meinem Vater für Marja jedes Jahr ein Pfund Korallen.“

„Für dich werde ich deinem Vater jedes Jahr zwei Pfund geben. Hilf die Segel aufziehen!“

Ein kräftiger Wind hatte sich erhoben. Trotzdem mußte Silvia mit aller Kraft rudern; für ihn schien es keine Ermüdung zu geben. Stund' auf Stunde verstrich, die beiden redeten kein Wort miteinander; zuweilen schielte Silvia scheu zu ihrem Verlobten hinüber.

Als sie sich dem Strand von San Felice näherten, gewahrten sie den andern Nachen, der nur die Segel aufgespannt hatte. Ercole verdoppelte seine Anstrengungen. Er sah so wild aus, daß Silvia sich vor ihm fürchtete.

Fast zu gleicher Zeit stießen die beiden Fahrzeuge

ans Land, fast zu gleicher Zeit traten die beiden Paare in die Kirche.

Während sie auf den Priester warteten, schloß Ercole das Geschäft mit dem Vater ab. Nachdem das geschehen, warf er vor den Augen Marjas seiner Braut das Brautgeschenk in den Schoß, eine Kette kostbarer blaßroter Korallen.

Vor den Augen Marjas legte Silvia sich das Geschmeide um. Marja saß auf einem Bänkchen unter einem Muttergottesbild. In ihren gefalteten Händen hielt sie krampfhaft eine ihrer roten Nelken und wagte nicht aufzublicken. Ercole beachtete sie gar nicht.

Die Brüder hatten sich bei ihrem Begegnen nur stumm und finster angesehen; erst nachdem Ercole sich abgewandt, hatte Mino den Mut zu einem tückischen Lächeln gehabt.

Mit kurzem Zeremoniell wurden die beiden Paare eingesegnet. Jeder Bräutigam hatte zwei Ringe mitgebracht; neben Ercole kam Marja zu stehen. Als beide Paare zu gleicher Zeit ihre Hände ausstreckten, um sich von dem Priester die Ringe anstecken zu lassen, berührten sich die Hände von Ercole und Marja. Er fühlte, wie die ihren eiskalt waren.

Nach der Trauung begaben sich beide Paare in eine Osteria. Die jungen Ehemänner ließen reichlich auftragen, besonders Wein.

Mino und der Vater waren bald berauscht, dem Ercole jedoch vermochte man nichts anzumerken. Als Mino sein Weib küßte, drängte sich auch Silvia an ihren Mann; der aber machte sich von ihr los und taumelte, als sei er trunken, gegen die Wand. Silvia lachte auf, war aber ganz bleich geworden. Gleich nachher gebot Ercole seiner

Frau, aufzubrechen. Sein Bruder wollte die Brautnacht auf dem Lande feiern.

In tiefem Dunkel schifften die beiden nach Palmarola. Wieder war alles still um sie her, nur am Kiele rauschte es, schluchzte es. Als sie sich der Insel näherten, lag diese im trüben Morgengrauen da wie ein auf den schwarzen Fluten schwimmender riesiger Sarg.

6.

Ercole überließ Mino und dessen Weib die Winterhütte. Sie war der bessere Bau, hatte eine mit behauenen Steinfließen belegte Kammer, die sogar die Seltenheit einer Balkendecke besaß, einen Feuerherd und einen Webstuhl. Als der Aeltere hätte Ercole an diesem Besitze alles Recht gehabt. Vor seiner Heirat schien er auch gar nicht daran gedacht zu haben, die Hütte aufzugeben.

Nun bezog er zum Zorn seiner Frau das schlechte Sommerhaus, wo im Winter der Regen stromweise eindrang. So gut es ging, besserte Ercole den schadhaften Bau aus; aber die stolze Silvia konnte es nicht verwinden, daß ihre Schwester in der guten Hütte hause. Auch den Webstuhl mißgönnte sie ihr, trotzdem sie damit nichts hätte anfangen können. Einmal versuchte sie ihren Mann zu bewegen, wenigstens diesen zurückzufordern, that es jedoch kein zweites Mal.

Bei den Brüdern war der alte Haß von neuem ausgebrochen. Begegneten sie sich in ihren Boten, so wichen sie einander nicht aus, maßen sich aber mit feindseligen Blicken.

Wilder Streit drohte der Ziegen und Schafe wegen zu entstehen, die in gemeinsamer Herde zwischen den Myr-

ten und Rosmarinsträuchern weideten. Schon hatte Ercole eines seiner besten Milchtiere auf den unteren Klippen zerschellt gefunden. Es war nicht gut anzunehmen, daß das Schaf von selbst herabgestürzt sei. Ercole schwieg dazu; aber er befahl seinem Weibe, sofort auf die Felsen zu steigen, dort die Tiere, die ihm gehörten, zu sammeln und sie hinunter vor die Hütte zu treiben.

„Ich bin Silvia Leste und keine Ziegenhirtin,“ weigerte sich diese mit funkelnden Augen. „Zu deiner Marja hätte das besser gepaßt.“

Ercole, der überhaupt nur redete, wenn es durchaus notwendig war, erwiderte kein Wort. Er sah sie nur mit dem Blick an, den sie schon kannte und mit dem er sie zähmte. Obgleich sie vor Wut und Schmerz zitterte, gehorchte sie auch jetzt augenblicklich, ging fort, stieg die Felsen hinauf und trieb das Melkvieh zusammen.

Droben sah sie Marja, die gleichfalls der Herde willen hinaufgekommen war. Silvia brach bei dem Anblick der Schwachen und Blassen in ein lautes Hohngelächter aus. Sie stellte sich Marja, die zagend unter dem blauen Rosmarin stand, gegenüber und begann sie zu schmähen.

„Du hast zwar ein besseres Haus, aber ich habe den besseren Mann. He du, dich mein' ich. Auf Zannone wärst du die Felsen auf deinen Knieen hinaufgerutscht, hättest du dafür den Ercole bekommen. Solch verliebtes Ding! Wenn du meinem Mann auf dem Schoß sitzen könntest, wäre dir die schlechteste Hütte gut genug! Heilige Muttergottes, was sie für Augen macht! Ha, ha! Hat dir doch nichts geholfen. Du Schändliche! Wollte er dich wohl? Nein, er wollte dich nicht. Solch eine wie du wollte er freilich nicht!“

Marja regte sich nicht. Nicht minder ruhig stand Silvia da, immer den einen Arm ausgestreckt. Jetzt erhob auch Marja den ihren. Aber Silvia hatte nur Atem geholt und fuhr gleich wieder fort: „Grüß den Mino Rodari von mir. Silvia Rodari lasse ihn fragen, wie ihm Bastiano Lestes Thunfische schmeckten? Wir hätten keine zu essen. Zwei Fässer wollte der Vater dem Ercole geben, doch keines mochte er. Aber zwei Pfund Korallen gibt er für mich dem Vater. Eh du, komm einmal zu uns herüber und sieh zu, wie dein Liebster mich küßt!"

„Jawohl, wie an deinem Hochzeitstag," erwiderte Marja.

Mit einem Schrei stürzte Silvia auf sie zu; aber Marja wich nicht zurück. Da zauderte die andre, schlug eine gellende Lache auf, wandte sich und trieb ihre Herde vom Gipfel, wobei sie sang:

Myrthen und Rosmarin —
Weil ich einen andern zum Mann bekommen,
Hat gleich mein Schatz sich die andere genommen!

Marja streute ihren Tieren Salz, dann stieg auch sie herab. Am Abend sagte sie zu ihrem Manne: „Oben traf ich Silvia. Sie lud mich ein, sie zu besuchen. Wenn es dir recht ist, geh' ich morgen hinüber."

„Damit du mit dem andern lüstern thun kannst!" Er stieß eine Verwünschung gegen Ercole und sie aus. Als Marja ganz gelassen dabei blieb, schlug er sie mit der Faust, daß sie taumelte. Sie sank gegen die Wand, raffte sich aber sofort wieder auf, ging hinaus und wusch sich das Blut ab.

Zu Ercole sagte sein Weib, als sie mit der Herde zu Hause ankam: „Oben traf ich das Ding, die Marja.

Sie hat mich gehöhnt, daß ich im schlechten Hause wohne und dich zum Manne habe. Wenn du noch einmal dich und mich durch deines Bruders Weib beschimpfen lässest, sollst du alle die Namen verdienen, die sie dir gegeben hat, du — Unmann, du!"

Sie war auf einen Schlag gefaßt gewesen, aber Ercole, aschfahl im Gesicht, ging, ohne sie eines Blickes zu würdigen, an ihr vorüber zum Strand hinab, bestieg sein Boot und fuhr auf den Muschelfang. Erst nach drei Tagen kam er wieder.

Einmal als Ercole, der sein Weib niemals mitnahm, die Insel umruderte, die an den Klippen hängenden Schaltiere einzusammeln, stieß er, um einen Vorsprung biegend, plötzlich auf Marja. Sie saß, ihm ganz nahe, auf einem Felsen, der sich weit in das Meer hinausschob, und reihte kleine Korallen zu Schnüren zusammen.

Gern hätte Ercole sein Boot zurückgetrieben, aber Marja hatte ihn bereits gesehen. Die Hände sanken ihr in den Schoß, starr blickte sie zu ihm hinüber, dem alles Blut aus dem Gesichte gewichen war. Ein Schwindel überkam den gewaltigen Mann, er mußte die Ruder einlegen.

Langsam, wie emporgezogen, erhob sich Marja. Sämtliche Korallen entglitten ihr und rollten die Felsen hinab ins Meer. So verharrten beide einige Augenblicke stumm und regungslos, nur mit ihren traurigen Blicken sich grüßend. Dann tief aufseufzend griff Ercole wieder zu seinem Ruder: dicht an den Felsen vorbei, daß der Nachen knirschend an dem Gestein auffuhr, fuhr er an ihr vorüber.

Ein neuer Vorsprung verbarg sie ihm bald; er sah nicht mehr, wie sie auf den Boden hinsank gleich einer zu Tod verwundeten Möwe.

7.

Ercole bereitete sich vor, auf die jährliche Korallenfischerei zu gehen. Eine ganze Woche vorher hatte Silvia Tag für Tag Maiskuchen gebacken und davon einen großen Vorrat in das Boot geschafft. Als sie am letzten Tage bei der Polenta saßen, meinte sie: „Die Marja ist ein gutmütiges Ding. Sie wird schon auf die Herde acht geben. Salz habe ich gestern hinaufgetragen, die große Lecke ist ganz voll.“

„Warum soll sie auf die Herde acht geben?“ fragte Ercole und legte seinen Löffel hin.

„Wir sind ja fort.“

„Du bleibst da.“

Silvia saß wie betäubt; dann erhob sie sich stumm, ging hinaus, hinunter zum Nachen, nahm ihre Sachen, die sie bereits hineingelegt hatte, und trug sie ins Haus zurück.

Beim Abfahren half sie Ercole das Fahrzeug vom Ufersand ins Wasser schieben und rief ihm laut das „Glückliche Fahrt!“ nach. Als aber das Boot um die Klippen bog, warf sie sich hin und gebärdete sich wie eine Unsinnige.

Ueber ihrem Rasen hörte sie nicht, wie von der andern Seite her jemand über die Felsen zu ihr geschritten kam, bis sie plötzlich, dicht neben sich, sich anrufen hörte.

Silvia sprang empor wie ein wildes aufgestörtes Tier.

„Hat er dich zu Haus gelassen, und ist er allein hinweg?! Er mag dich nicht! Er hat dich doch nur genommen, weil er die Marja nicht bekam.“

Silvia konnte nicht reden.

Mino fuhr fort: „Hätte nicht von dir gedacht, daß

du dich daran kehrtest. Bist eine ganz andre wie deine Schwester. Wenn ich sie ihm nicht hätte fortnehmen wollen, wärst du mir lieber gewesen. Solltest gescheit sein."

Er trat ihr näher. Schon wollte er seinen Arm ausstrecken, als Silvia ihm verächtlich den Rücken zukehrte und stolz davonging.

„Sie ist verrückt!" murmelte der so schmählich Zurückgewiesene zwischen den Zähnen, wagte aber nicht, ihr zu folgen. Noch lange umschlich er das Haus.

Ercole blieb mehrere Monate aus. Während des letzten Monats erwartete Silvia ihn jeden Tag. Wenn sie nicht Netze strickte, stieg sie auf den Felsen umher, Meermoos und trockenes Myrtenreisig suchend. Sie sah nach den Schafen und Ziegen, melkte sie und bereitete Käse. Traf sie droben Marja, so sang sie, daß es gellte.

Einmal besuchte sie ihr Vater. Als er sie ohne Boot fand, nannte er Ercole einen Schurken und wollte bis zu dessen Rückkehr seine Tochter mit nach Zannone hinübernehmen. Silvia mochte nicht, geriet sogar wegen der harten Worte, die der Alte für Ercole hatte, mit ihrem Vater in Streit.

Von seiner älteren Tochter begab sich Bastiano Leste zu seiner jüngeren, die eigentlich sein Liebling war. Marja freute sich in ihrer stillen Weise herzlich und machte ein heiteres Gesichtchen. Aber ihr Vater merkte trotzdem, wie blaß und matt sie war.

Mino gebärdete sich gerade nicht als liebenswürdiger Eidam. Er schalt heftig auf sein Weib, daß es ein weichliches, zimperliches Ding sei, das nichts schaffen könne, und beklagte, nicht Silvia genommen zu haben. Mit Marja sei er angeführt worden.

Als der Alte ihn an den Tribut mahnte, wollte er von keinem pflichtschuldigen Pfund Korallen wissen, sondern meinte, daß es im Gegenteil nichts schaden könne, wenn der Alte jährlich ihm ein Faß Thunfisch gebe, damit seine Tochter, die er ohne Ehegeld genommen, ihm doch wenigstens etwas zubringe, und er sie nicht für gar nichts ernähren müsse.

Den Fischer, der sich sonst nicht so leicht rühren ließ, dauerte sein stummes Kind. Er fluchte und schimpfte weidlich, machte sich aber zuletzt doch anheischig, nächstens ein Faß Thunfisch zu bringen.

Marja begleitete ihn zum Nachen hinunter. Befragt, wie Mino sich gegen sie verhalte, wußte sie über nichts Klage zu führen.

Als sie ihrem Vater lebewohl sagte, umschlang und küßte sie ihn. Dem Alten, dem dergleichen nie geschehen war, ward ganz beklommen zu Sinn. Aber Marja nickte und lächelte, und so fuhr er ab.

Nach diesem Besuche begab er sich noch einmal zu Silvia zurück, bei der er sich über den Spitzbuben von Mino nach Herzenslust austobte. Silvia hörte mit wilder Freude zu und konnte kaum erwarten, bis der Vater wieder fort war. Am andern Tage stieg sie auf den Gipfel, um Marja aufzulauern und ihr zuzuhöhnen, was sie vom Vater über ihren Mann vernommen hatte.

„Grüße deinen Mann!“ schloß sie ihre Schimpfrede; „und wenn er wieder einmal Lust nach dem Weibe des Ercole Rodari verspüre, möge er nur kommen. Die Thür soll er offen finden!“

Dennoch kam einige Zeit nachher Marja über die Felsen zu ihrer Schwester herübergestiegen. Sie war hoch-

schwanger und wollte sich mit Silvia versöhnen. Diese ließ sie gar nicht ins Haus hinein.

Am Abend desselben Tages kehrte Ercole zurück. Sein Weib empfing ihn mit einer Freude, die sie nicht verbergen konnte. Als er aber kalt wie immer gegen sie war, sagte sie ihm, daß sein Bruder während seiner Abwesenheit versucht habe, ihr Gewalt anzuthun. Er müsse sie rächen.

Ercole ging in die Kammer und schloß die Thür hinter sich zu. Als Silvia lauschte, war es ihr, als hörte sie ihn einen Dolch schärfen. Doch blieb er die Nacht zu Hause.

Am andern Morgen übergab er Silvia zwei Pfund Korallen mit dem Bedeuten, dieselben ihrem Vater zu bringen und das sogleich. Da gerade der Thunfang anfange, erlaube er ihr, auf Zannone zu bleiben, um Bastiano Leste bei der Fischerei zu helfen. Traurig gehorchte sie.

Am Nachmittag begab sich Ercole über die Felsen zum Winterhaus hinüber. Er hatte den Dolch bei sich. Vor der Thür in der Abendsonne saß Marja und schaute den Möwen zu, die über die leuchtende Flut hinflatterten. Sie sah ihn nicht. Als er ihren Zustand bemerkte, trat er hinter einen Felsen, von wo aus er sie betrachtete, bis sie bei Einbruch der Nacht ins Haus ging.

Bereits nach einigen Tagen kam Silvia von Zannone wieder zurück, finster und trotzig; aber sie wurde wie verwandelt, als Ercole sich über ihre Rückkehr zu freuen schien. Sie sah seinen Dolch liegen, wagte jedoch nicht, zu fragen, was er damit gethan habe.

Am andern Morgen gebot Ercole seinem von neuem

düster dreinschauenden Weibe: „Nimm das Boot und sieh zu, wie es deiner Schwester geht.“

„Sieh selber zu!“

Ercole that es.

Erst am Abend kam er zurück; er sah ganz verstört aus.

„Deine Schwester hat einen Knaben geboren; sie ist schwer krank, sie wird wohl sterben. Nimm die Medizinkräuter und die Foglietta mit Wein und komm!“

„Ich will nicht.“

Er faßte sie heftig beim Arm und schüttelte sie. „Komm!“ wiederholte er drohend.

Sie riß sich los und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam sie wieder heraus, beladen mit allem, was er ihr geboten. Sie gingen sogleich.

Er fuhr sie um die Insel zum Winterhaus, fast so schnell wie damals, auf der Fahrt von Zannone nach San Felice. Dann hieß er Silvia aussteigen und hinaufgehen; er selbst stieß sofort wieder ab, kam aber diese Nacht nicht in seine Hütte zurück.

Am siebenten Tage starb Marja, stumm und klaglos, wie sie gelebt. Gern hätte sie Ercole noch einen letzten Gruß gesandt; aber selbst im Todeskampf wagte sie nicht, die Lippen zu öffnen.

Während dieser sieben Tage war jede Nacht ein Nachen angefahren, ein Mann ausgestiegen, der sich zur Hütte geschlichen, lange am Fenster und Thür gelauscht hatte und dann wieder fortgeschifft war.

In der ersten Nacht, in welcher Marjas Leiche in der Kammer lag, schien hell der Mond. Himmel und Meer leuchteten, der schimmernden Flut entstieg das wilde

Felseneiland wie der Thron der Göttin Venus Anadyomene selbst. Gleich einem Silberstreifen zog sich die sanfte Linie der Küste durch die dunstausatmende Nacht. Vom Circekap strahlte es herüber, blaß wie Marmorglanz.

An das Gestein von Palmarola rauschte unaufhörlich die seufzende Welle, aber in dieser Nacht klang es fast wie todtrauriges Liebesgeflüster.

Ercole fuhr gegen den Strand.

Als er beim Haus ankam und an die Kammerwand trat, wußte er es sofort: zum erstenmal war drinnen vor dem scheibenlosen Fensterloch die Decke nicht zugezogen. Der Nachtwind wehte hinein, der Mond schien hinein.

Er sah sie.

Sie hatten sie mitten in der Kammer auf den Boden gelegt, ein Linnen unter sie und eines über sie gebreitet. Aber ihr Gesicht war frei. Sie lag da, umflossen von Mondglanz.

Auf ihrer Brust, gerade über ihrem Herzen, hatte sie einen dunklen Fleck. Ercole starrte darauf hin — es sah aus wie Blut. Doch es war nur eine von ihren roten Nelken.

Sie hatten das Kind bei der toten Mutter in der Kammer gelassen; es wimmerte leise. Gar zu gern hätte Ercole es aufgenommen und beruhigt.

Erst nach einer langen Weile gewahrte er, daß die Thür, die in das andre Gemach führte, offen stand. Ein Geräusch machte ihn endlich darauf aufmerksam. Er sah hinein, so starr und stier, als erblicke er dort eine zweite Tote.

Dann verließ er das Haus; er schwankte.

Als die Morgenröte das Meer bestrahlte, senkten

sie Marja in die tiefe See. Vom Ufer aus, hinter einer Klippe verborgen, sah Ercole dem Begräbnis zu. Nachdem die beiden zurückgerudert waren, fuhr er hinaus. Als er über Marjas Grab schiffte, ging eben die Sonne auf.

8.

Ercole wartete den ganzen Tag und die ganze Nacht auf sein Weib. Als Silvia auch am nächsten Morgen nicht zurückkam, rüstete er seinen Nachen für eine lange Fahrt aus. Gegen Abend fuhr er ab.

Er segelte nach Capri und schloß sich den Korallenfischern an, die nach der Küste von Afrika schifften. Seinem Weibe ließ er es durch einen Antiaten melden, der auf seiner Heimfahrt an den Ponzainseln vorüber mußte.

Ein volles Jahr blieb er aus. Als er mit reicher Meeresbeute zurückkam, fand er Silvia zwar in der Hütte, aber diese selbst arg verwahrlost, als sei sie während der ganzen Zeit unbewohnt gewesen. Das Weib empfing ihn stumpf und gleichgültig. Sie saß vor dem Hause und reichte gerade ihrem Kinde die Brust; kaum daß sie aufblickte. Sie hatte fahle Wangen und tiefliegende Augen.

Ercole war in das Haus gegangen, Silvia draußen geblieben. Als sie am Abend hineinkam, fand sie ihn schlafend. Sie legte das Kind fort, machte Feuer und bereitete die Polenta. Da er nach einigen Stunden noch immer schlief, kauerte sie sich ihm gegenüber hin und starrte den Schlafenden an. Das Kind fing an zu schreien, aber sie kümmerte sich nicht darum. Erst am andern Mittag erwachte Ercole. Er stand auf, suchte das Weib, fand es am Strand, das Kind im Schoß.

„Packe deine Sachen zusammen,“ redete er sie an. Sie stierte stumpf vor sich hin, erhob sich jedoch, riß das Kind auf, ging in die Hütte. Als Ercole nach ihr eintrat, sah er, wie sie das Kind so heftig auf das Heulager warf, daß es zu weinen begann.

„Trag alles in das Boot,“ gebot Ercole. Sie gehorchte und blieb lange fort.

Als sie zurückkam, fand sie das Kind sorgfältig in ihres Mannes Mantel gewickelt. Es war eingeschlafen.

„Hast du nichts vergessen? Du kommst nicht wieder zurück.“

Sie stand vor ihm; plötzlich warf sie sich vor ihm nieder.

„Schlag mich halbtot, aber laß mich bei dir bleiben.“

„Steh auf und komm.“

Sie hing sich an seine Kniee, er stieß sie nicht fort, aber er befahl ihr von neuem: „Steh auf und komm.“

Da taumelte sie in die Höhe, der Thür zu.

„Hast du nichts vergessen? Nimm das Kind.“

„Ich hasse es,“ murmelte sie zwischen den Zähnen.

„So geh' ohne das Kind.“

Sie schien einen Augenblick unentschlossen; dann ging sie.

Ercole sah noch einmal nach dem Kinde, füllte einen Lappen mit etwas wildem Honig, den er in die kleinen Hände drückte, schloß dann das Haus und begab sich zum Strand hinab.

Silvia saß bereits im Boot. Er brachte sie zu ihrem Vater zurück, dem er zugleich die versprochenen zwei Pfund Korallen gab. Silvia, die während der ganzen Zeit regungslos im Nachen gekauert, ließ ihn ruhig abfahren.

Bei Tagesanbruch war er wieder in Palmarola. Er fand die Hütte verschlossen, das Kind schlafend. Ohne Zögern begab er sich nach den Ziegen und melkte sie. Als das Kind erwachte, nahm er es auf den Schoß und flößte ihm sorgfältig die frische Milch ein.

Das kleine Mädchen trank sich satt. Als Ercole es wieder hinlegte, streckte es seine Aermchen nach ihm aus und lachte ihn an.

9.

Silvia bekümmerte sich nicht mehr um ihr Kind.

Einmal schickte sie ihren Vater, der mit Ercole über ihre Rückkehr verhandeln sollte. Der Alte machte sich anheischig, seiner Tochter hundert Skudi als Ehegeld zu geben, außerdem jährlich ein großes Faß Thunfisch. Die zwei Pfund Korallen setzte er zuerst auf ein Pfund herunter, dann gab er auch dieses auf.

Aber Ercole wollte sich auf nichts einlassen.

Als alle Vermittelung vergebens, kam das Weib zu Mino herüber. Der jedoch schickte es aus Furcht vor seinem Bruder gleich wieder zurück, fuhr nach Terracina und verheiratete sich in aller Eile mit einem ältlichen Mädchen, das sehr wohlhabend war.

Eine Zeitlang ließ Silvia nichts von sich hören. Später ward Ercole sie zuweilen gewahr, wie sie im Boot die Insel umfuhr. Eines Abends fand er sie vor der Thür kauernd. Er fragte sie sanft, ob sie zum Kinde wolle. Sie antwortete: nein, sie wolle zu ihm. Dabei zitterte sie am ganzen Leibe, so daß sie ihn dauerte und er es vielleicht zugegeben hätte. Er schwankte noch, als sie sich ihm an den Hals warf und ihn so gierig

küßte, daß sein Widerwillen stärker ward, als sein Mitleid.

Er stieß sie fort, verbot ihr das Wiederkommen, erlaubte ihr jedoch, die Nacht in der Hütte zu bleiben; denn die See ging hoch und ein heftiger Sturm drohte auszubrechen. Trotzdem begab er selbst sich noch einmal auf das Meer hinaus.

Der Orkan zwang ihn jedoch, schon vor Mitternacht wieder umzukehren; kaum, daß er zu landen vermochte. Weil ihn um das Kind bangte, ging er in die Hütte. Er fand es in frische Tücher gelegt und ruhig schlummernd; in seinen Händchen hielt es eine rote Schnur: Silvias Korallenschmuck, der sein Hochzeitsgeschenk gewesen war. Da rührte sie ihn wieder. Als er sich jedoch nach ihr umsah, war sie nicht mehr im Hause.

Bestürzt eilte er in die wilde Nacht hinaus und zum Strand hinab. Die Finsternis war so groß, daß er nach den Booten tasten mußte; er fand nur seinen eigenen Nachen. Da er vor einer halben Stunde angelegt hatte, war der ihre noch dort gewesen. Als sie ihn gehört, mußte sie entflohen sein; er hatte sie hinausgetrieben.

Sie wird zu Mino gefahren sein. Sie ist stark wie ein Mann, suchte er sich zu beruhigen, was ihm jedoch nicht gelang. Noch vor Morgengrauen stach er, trotzdem das Meer brüllte und raste, wieder in See.

Er kämpfte sich um die Insel herum, kam zum Winterhaus, sah aber nur den Nachen seines Bruders aufgezogen am Strande.

Nun suchte er sie.

Am Abend fand er sie denn auch.

Die Wellen hatten sie auf eine Klippe geworfen,

das sonst so wilde Antlitz war friedlich und fast sanft, um den trotzigen Mund lag ein ganz seltsamer Zug; schrecklich waren ihre stieren, offenen Augen. Ercole drückte sie zu.

Er legte die Leiche in seinen Nachen und brachte sie ihrem Vater. Der Alte heulte auf. Er hatte seine Tochter in den letzten Jahren ordentlich lieb gewonnen; sie sei ganz anders gewesen, fast freundlich, fast sanft.

Ercole machte sich anheischig, Bastiano Leste die zwei Pfund Korallen wieder zu zahlen; das tröstete diesen etwas.

Als das geschah, war die kleine Cirrah drei Jahre alt. Sie plauderte viel von der guten Frau, die zu ihr gekommen, mit ihr gespielt, sie geküßt und geweint und ihr dann die schöne Kette geschenkt habe. Ercole sagte ihr, daß die Frau ihre Mutter gewesen sei, und lehrte sie für die Mutter beten.

10.

Ercole hatte die Korallenfischerei völlig aufgegeben und las nur noch Muscheln. Ein Weib hätte nicht zärtlicher und sorgsamer mit dem Kinde umgehen können. In seinen Armen und in seinem Nachen wuchs Cirrah auf. Solange sie noch ganz klein war, lag sie bei allen seinen Fahrten, weich in einem Korbe gebettet, im Boot, entweder schlafend oder mit großen, verwunderten Augen zum Himmel aufstarrend. Wenn die Wellen das Fahrzeug recht schaukelten, lachte sie und griff nach den Sonnenstrahlen, die um sie her funkelten.

Sie war ein überaus zierliches und zartes Kind, sanft und still, als hätte sie ein andrer, milderer Schoß getragen und geboren. Gern saß sie im Sand der win-

zigen Marina und spielte unverdrossen stundenlang mit dem feinen Schimmer. Bei hohem Seegang nahm Ercole sie auf den Arm und zeigte ihr die schönen Wellen, nach denen sie verlangend die Händchen ausstreckte.

Eines Morgens hatte Ercole sie mit Meerwasser getauft und dabei gesagt: „Du sollst Cirrah heißen."

Er hatte den klangvollen Namen irgend einmal an der afrikanischen Küste gehört.

Die rauhe Hand des gewaltigen Mannes war sanft in ihrer Berührung, sobald sie das Kind anfaßte. Er brachte ihr bunte Muscheln und Korallen und fing einmal eine junge Möwe ein, die er für sie zähmte. Die Möwe, die er Lucica, die Leuchtende, nannte, ward des einsamen Kindes zweiter Gefährte.

Später erzählte er ihr wundersame Wasser- und Wolkengeschichten, die er eigens für sie erfand. Er ließ sie immer lange und weite Hemdchen von Linnen tragen, die er auf die kunstloseste Art selber verfertigte. Cirrah sah darin aus wie eine kleine Römerin.

Auf seinen Fahrten nach Antium, San Felice und Terracina mußte er das Kind mitnehmen. Ueberall ward er dadurch bekannt. Es gab genug Mädchen, die ihm die Sorge dafür mit Freuden abgenommen hätten; er aber wollte Cirrah allein behalten.

Mit seinem Bruder stand er sich nicht besser. Mino fürchtete ihn, für Ercole schien er jedoch gar nicht auf der Welt zu sein.

Als Cirrah größer ward, konnte Ercole sie schon auf dem einsamen Eilande auf kurze Zeit allein lassen; hatte er sie nicht bei sich, so kehrte er gewöhnlich sehr bald zurück. Es war ihm, als sei es Marjas Kind.

Damit er nicht in Sorge zu sein brauche, daß sie die Klippen hinunterstürze, lehrte er sie frühzeitig, sicher an den Abgründen entlang zu gehen. Er lehrte sie auch, Kränze aus Myrtenblüten und Frühlingsanemonien zu winden, aus Korallen und Muscheln Ketten zu machen, und hatte besonders an dieser Arbeit der Kleinen große Freude. Die erste Korallenschnur, die aus Cirrahs Händen hervorging, verwahrte er sich. Bald konnte sie auf den Felsen unter den Myrten umherklettern und die Ziegen und Schafe zu sich locken. Ueberall hin begleitete sie Lucica, ihre treue Möwe.

Einmal kam Ercole nach Hause. Da er Cirrah weder in der Hütte noch vor derselben fand, suchte er sie. Ihren Namen rufend, durchstreifte er die Klippen und Dickichte. Dabei gelangte er auf den Gipfel.

Hier kauerte Cirrah unter einem hohen Strauch von blühendem Rosmarin; neben ihr saß ein Knabe. Die beiden Kinder hatten ihre Aermchen ineinander geschlungen und sahen ernsthaft auf das Meer hinaus. Ein jedes trug einen ungeschickten Kranz blaßblauer Rosmarinblüten um die Stirn; ehrbar hockte die Möwe daneben.

Als die kleine Cirrah Ercole sah, nickte sie ihm glückselig zu; der Knabe stárrte den fremden Mann scheu an.

Ercole kniete neben den Kindern nieder, küßte erst das Mädchen und hob dann auch den heftig widerstrebenden Knaben auf. Sanft setzte er ihn wieder hin, wobei er ihn unverwandt ansah. Als er bemerkte, daß das Kind ihn nicht leiden mochte, wurde er ganz niedergeschlagen.

Er kauerte sich trotzdem zu ihm auf den Boden und wollte mit ihm spielen; doch der Knabe blieb trotzig. Da

fing er den großen, zottigen Ziegenbock ein, setzte den Kleinen auf den wolligen Rücken und ließ das Tier traben. Jetzt jubelte der Knabe laut auf. Cirrah stand daneben und fing bitterlich zu weinen an; denn sie glaubte, daß ihrem Gespielen etwas zuleide geschehen solle. Ercole, um sie zu beruhigen, hob sie gleichfalls empor; nun umfaßten sich beide, nun jubelten beide.

Da kam Mino herauf, seinen Jungen suchend. Zornig riß er ihn von Cirrah los und schlug ihn. Aber der kleine Hämo that keinen Laut, sondern blickte lächelnd zu seiner lieben Spielgefährtin hinüber, die von neuem zu weinen begann. Ercole nahm sie auf seinen Arm und ging schnell mit ihr hinweg. Sie schluchzte an seinem Halse, bis sie einschlief.

11.

Mino konnte nicht verhindern, daß die Kinder fortan öfters zusammenkamen, kümmerte sich auch nicht sonderlich darum. Traf er sie bei einander, so trieb er den Knaben von dem Mädchen fort, schlug ihn aber nicht mehr. Cirrah beachtete er nicht.

Jedoch Hämo ließ sich von keinen finsteren Blicken seines Vaters, von keinen Schlägen seiner Stiefmutter abschrecken, täglich die hohen Felsen hinauf zum Gipfel zu klettern und dort nach seiner Gefährtin zu suchen. Da er, sobald er etwas zu tragen vermochte, den Schafen Salz in die Lecken schütten mußte, bekam er in kurzer Zeit noch mehr Gelegenheit, mit dem Mädchen zusammenzukommen. Wiederum etwas größer und stärker geworden, ward es sein Geschäft, abends die Herde zum Melken zur Hütte hinunterzutreiben; auch ward er früh

von der Stiefmutter angestellt, trockenes Myrtenreisig zu sammeln.

So trieb er sich den ganzen Tag auf der Insel umher, gewöhnlich erst am Abend mit der Herde nach Hause kommend.

Auf dem Gipfel hatten die Kinder ihren Zusammenkunftsort. Es war eine weit über das Meer hinausragende Klippe, so klein an Raum, daß sie gerade nur für die beiden Platz bot. Dort saßen sie wie auf einem hoch über das Meer in die Lüfte gehobenen Thron. Sie aber ahnten nicht, daß es gefährlich sei, und sprangen am Rande des Abgrundes dahin, als sei die Luft neben ihnen festes Erdreich. Von Stürzen und Zerschmettern wußten sie nichts. Sahen sie doch ihre Schafe und Ziegen die Riffe hinauf- und hinabklettern, kletterten diesen selbst überallhin nach und hätten es am liebsten auch den Möwen nachgemacht.

Oft standen sie Hand in Hand droben. Tief unter ihnen schäumte an den Felsen die brüllende Brandung; über ihnen zogen die Wolken, um sie her flatterten die Möwen. Die beiden kleinen Gestalten ragten wie zwei Bildsäulen in den schimmernden Aether hinein, zu dem sie emporzustreben schienen. Der strahlende Tag umleuchtete sie, daß sie Verklärten glichen; der Sonnenuntergang überschüttete sie mit purpurfarbener Glut.

Oder sie saßen dicht aneinander gedrängt, hielten sich eng umschlungen, herzten und küßten sich.

Die kleine Cirrah erzählte ihrem Gefährten alle Geschichten, die sie von Ercole zu hören bekam. Hämo aber, dem Vater und Mutter nichts erzählten, und der doch auch etwas berichten wollte, that es dem Ercole nach

und wußte von den schimmernden Sternen, den ziehenden Wolken, den wogenden Wellen allerlei seltsame, geheimnisvolle Dinge zu raunen. Aber nichts dünkte ihm so schön wie die Sonne, von der er wußte, daß es ein großes, goldiges Licht sei, „weit, weit fort“. Die Vögel fliegen hin, — ach dort ist es schön!

Daß er nicht fliegen konnte, war das große Unglück seines kleinen Lebens.

Wenn ein Schmetterling über den Abgrund taumelte, zeigte er ihn seiner Kameradin.

„Siehst du, der hat Flügel, damit fliegt er!“

„Solche schöne, bunte!“ bewunderte Cirrah.

Die Blumen, die sie hinunterwarf, verachtete der Knabe. Sie sanken gleich in die Tiefe.

Auch der fernen Küste galt seine ungestüme Sehnsucht. Cirrah kam bisweilen hinüber, Hämo niemals. Da mußte sie ihm denn davon erzählen, immer wieder und wieder. Zitternd vor Verlangen, Thränen im Auge hörte Hämo zu. Aber seine größte Sehnsucht blieb doch die Sonne.

Er hörte gar nicht auf, zu klagen, daß er keine Flügel habe.

„Weißt du, was ich dann thäte? Wenn die vielen, vielen Vögel angeflogen kommen, dann flög’ ich mit, dann flögen wir alle nach der Sonne! Aber weil es so weit ist, würde es freilich lange dauern, bis wir wiederkämen.“

Obgleich Cirrah sich schrecklich vor dem Fliegen fürchtete, wollte sie mit und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte, bis Hämo es ihr endlich gnädigst gestattete.

„Nun ja, du darfst auch mit!“

Im Sommer war es auf den Felsen so heiß, daß es die Kinder droben nicht auszuhalten vermochten, selbst dann nicht, wenn sie sich tief unter die Myrten verkrochen. Aber der grüblerische Hämo schaffte Rat.

Auf der Insel befanden sich in den Felsen viele längliche, niedrige Löcher. Es waren in das Gestein eingehauene Gräber aus der alten Römerzeit her, in welcher auch Palmarola als Verbannungsort gedient. Einige waren noch mit Platten verschlossen, die meisten dieser aber längst geöffnet und ausgeraubt. Manche Gräber glichen kleinen Grotten.

Eine solche Höhlung entdeckte Hämo auf der Schattenseite der Insel, trotzdem der Eingang ganz mit Myrten verwachsen war. Mühsam bahnte er durch das dornige, dichte Gezweig eine kleine Oeffnung, gerade groß genug, daß sie hindurchschlüpfen konnten. In diesem seltsamen Aufenthalt verbrachten die Kinder die heißen Tage, oft erst wieder hervorkriechend, wenn die Sonne bereits untergegangen.

So heimlich das Versteck lag, wurde es doch von dem suchenden Ercole, durch Cirrahs Plaudereien geleitet, aufgefunden. Er freute sich darüber. Manchen Nachmittag, an dem die Gluthitze im Hause nicht zu ertragen war, kroch er in das Grab und gesellte sich zu den Kindern, denen er Maiskuchen und frische Milch brachte. Hämo hatte sich völlig an ihn gewöhnt; ja, seine feindselige Scheu war einer leidenschaftlichen Liebe gewichen. Das Gesicht des finsteren Mannes strahlte, wenn der Knabe zutraulich auf seinem Schoß saß und, die Aermchen um seinen Hals geschlungen, sich von ihm erzählen

ließ: von dem fernen, wundersamen Afrika und dem schönen Neapel.

Wenn er doch nur Flügel hätte!

12.

Hämo war neun, Cirrah acht Jahre alt. Noch immer ward der Knabe nicht mitgenommen, wenn Mino und sein Weib hinüberfuhren.

Zuweilen traf es sich, daß sich die Brüder zu gleicher Zeit auf dem Festland befanden. Dann waren die Kinder Herren der Insel. Der Knabe führte Cirrah über den Gipfel zum Winterhaus hinunter, wo er ihr die Herrlichkeit der Kammer zeigte, das bunte Muttergottesbild und das Wunder des Webstuhles. Das waren dann, bis die Eltern zurückkamen, glückselige Tage! Cirrah spielte schon ganz sorglich die kleine Hausfrau, der Knabe den Beschützer und wohl auch den Tyrannen.

Gar zu gern hätte Hämo das Mädchen nach der Küste entführt. Aber es befanden sich nach wie vor nur zwei Nachen auf Palmarola, und auf denen waren die Brüder fort. Doch der Knabe wußte sie und sich selber zu trösten.

„Laß nur, ich mache uns Flügel, ich weiß auch schon wie, und dann fliegen wir hinüber!" Ein Plan, mit dem Cirrah ganz einverstanden war.

Ein andres Mal hoffte Hämo auf ein andres Mittel zum Entkommen. Er hatte sich mit Cirrah in Ercoles Nachen geschlichen und triumphierte schon.

„Wir ziehen die Segel auf, dann haben wir auch Flügel und fliegen über die Wellen dahin."

Das ging aber nicht so leicht. Ercole, der hinzukam, lachte und meinte: „Wart, bis du groß geworden!"

Das dünkte jedoch dem Knaben viel, viel zu lange, zu Tode betrübt schlich er fort. Als sie ihn nicht mehr sehen konnten, setzte er sich hin und brach in Thränen aus.

Wenn im November die Vögel vom Festlande her an Palmarola vorüberflogen, war seine schmerzlichste und sehnsüchtigste Zeit; seine kleine Freundin entdeckte ihn dann oft, wie er auf einem Riffe saß und mit Thränen in den Augen den Zügen nachstarrte. Sie kauerte sich still neben ihn hin, geduldig wartend, bis er sich um sie bekümmern würde. That er das endlich, so lachte sie ihn an und schwatzte ihm so lange vor, bis er nicht mehr traurig war.

Sehr aufgeregt ward er, wenn im Frühling die Schwärme wieder zurückkamen. Besonders waren es die wilden Schwäne, die seine Leidenschaft erweckten.

Im Winter seines neunten Jahres brachte ihm Ercole von Antium ein wunderschönes Bild mit. Cirrah war dieses Mal mit am Lande gewesen, hatte dort das Bild gesehen und von Ercole für ihren Spielgefährten erbettelt.

Es stellte zwei weißgekleidete Kinder dar mit blauen Kränzen auf den Köpfen und großen, schimmernden Flügeln an den Schultern; sie hielten sich bei der Hand gefaßt und flogen miteinander in lauter Licht und Glanz hinein.

Hämo war bei dem Anblick des Bildes wie verzückt.

„Sie haben Flügel, und sie fliegen in die Sonne!" jubelte er auf.

Den ganzen Tag saßen sie zusammen und staunten das Bild an. Hämo ward ganz krank vor Freude und

Erregung. Als er Ercole das nächste Mal sah, flehte er diesen an, ihm von den beiden Kindern mit den Flügeln zu erzählen.

„Das werden wohl solche Luftkinder sein," meinte der Schiffer gedankenvoll. „Sie sind bei der Madonna und — ja, und sie heißen Engel!" schloß er triumphierend seine Weisheit.

Fortan spielten Hämo und Cirrah immer „Engel".

Viele Tage sah das Mädchen ihren Gefährten nicht; als er sie wieder traf, kam er glückselig auf sie zugesprungen.

„Was ist das wohl?" ließ er sie raten und schwang etwas in den Händen, das er sich aus Lederstreifen zusammengeknotet.

Cirrah wußte es nicht.

„Gib einmal acht!" gebot Hämo.

Er bückte sich, hob einen Stein auf, legte ihn in das Riemenwerk und schleuderte ihn weit fort.

Cirrah lachte und schlug in die Händchen.

Mit glühendem Gesicht erklärte ihr Hämo: „Damit kann ich Möwen totwerfen. Den ganzen Winter übe ich mich, bis ich sie treffen kann, und wenn dann im Frühling die großen, schönen, weißen Vögel von der Sonne zurückkommen, werf' ich sie tot — und dann — ja, und dann bekommen wir auch Flügel. Ei, so freu dich doch, Cirrah, dann können wir auch fliegen!"

„Freilich, dann können wir auch fliegen!" Und sie versuchte ein lustiges Gesichtchen zu machen.

„Wir dürfen zu Haus nichts davon sagen, sonst lassen sie uns nicht fort. Aber wir fliegen ja nur in die Sonne und kommen wieder zurück!"

Dem kleinen Ding traten vor Angst die Thränen in die Augen; aber sie nickte ihrem zukünftigen Entführer tapfer zu: „Freilich, in die Sonne fliegen wir und kommen wieder zurück.“

Fortan hatte Hämo durchaus keine Zeit mehr, mit Cirrah zu spielen. Den ganzen Tag durchstreifte er mit seiner Schleuder die Klippen und lauerte Möwen auf. Den ersten Vogel, den er traf, brachte er, stolz wie ein junger Held, seiner kleinen Freundin.

„Ich kann's schon!“

Mitleidig legte Cirrah das verwundete Tier an ihre Brust, nahm es mit sich und heilte ihm den zerschmetterten Flügel. Hämo schalt darüber.

13.

Schweren und matten Fluges strichen im Frühling die ermüdeten Schwäne über Palmarola dahin; manche konnten nicht weiter und ruhten auf den Felsen aus.

Hämo hatte unter den Nachzüglern ein Schwanenpaar getroffen und getötet. Er war vom tagelangen Warten völlig ermattet, fühlte sich jedoch plötzlich wieder ganz frisch und kräftig, als er die schönen toten Vögel an ihren prächtigen Fittichen über die Felsen schleifte, um sie unter den Myrten zu verstecken.

Das gethan, stürzte er fort, um Cirrah zu suchen; sie mußte sogleich mit ihm heraufkommen. Auch freute sie sich sehr; als sie aber auf dem weißen Gefieder das dunkle Blut sah, konnte sie sich nicht helfen, sie schluchzte laut auf.

Ganz blaß vor Schmerz und Zorn stand Hämo daneben.

„Wenn du so — so schlecht bist, dann flieg' ich allein in die Sonne!" rief er trotzig.

„Nein, nein!" flehte Cirrah in wahrer Todesangst und hörte sofort zu weinen auf.

Mit seinem Messer schnitt der Knabe jetzt den Schwänen die Flügel ab; Cirrah mußte ihm dabei helfen. Die Leiber warfen sie ins Meer hinab.

„Wir müssen warten, bis sie wiederkommen, wir wissen ja den Weg nicht," entschied Hämo.

Cirrah war seit der Drohung, daß er ohne sie davonfliegen wolle, alles recht.

Der Sommer verging dem Knaben in fortwährender leidenschaftlicher Sehnsucht nach seinem Ende, langsam, langsam. Sein heißes Verlangen, das ihm wie Fieber aus den Augen glühte, zehrte ihn auf. Sie hielten ihn für krank, und Ercole war tief traurig darüber. Nur Cirrah wußte es besser und stand in der letzten Zeit immer auf dem Gipfel, um nach den ersten Vogelzügen auszuspähen; denn mit den ersten, den allerersten wollten sie fliegen.

Hämo hatte es folgendermaßen bestimmt: sie mußten weiße Kleider anziehen und Kränze aufsetzen, ganz so, wie die beiden Engel auf dem Bilde. Die Schwanenfittiche wurden mit schmalen Bandriemen an den Schultern befestigt.

Nie war Cirrah so zärtlich gegen Ercole gewesen, wie in diesem Sommer. Stundenlang saß sie bei ihm, glückselig, wenn sie sich an ihn schmiegen konnte. Als die Zeit näher herankam und bereits die ersten Vogelzüge gesehen wurden, konnte sie es trotz Hämos strengen Verbotes nicht über ihr Herz bringen, gegen Ercole zu

schweigen. So vertraute sie ihm denn geheimnisvoll an: sie hätten jetzt auch Flügel und würden nun bald auch fliegen; aber nur in die Sonne hinein, dann kämen sie wieder zurück — ganz gewiß!

Ercole lachte herzlich: das sei recht! Da ward es ihr denn auch etwas leichter ums Herz, und sie begann sich nun ebenfalls auf den Sonnenflug zu freuen.

Ercole und Mino befanden sich beide auf ihrer Herbstfahrt nach der Küste, als die ausspähenden Kinder die ersten großen Vögelzüge gewahrten. Unverzüglich wurde ans Werk gegangen. Cirrah brachte eines ihrer Linnengewänder für Hämo auf den Gipfel und flocht die Kränze. Unterdessen rüstete der Knabe den Flug. Darüber brach der Abend ein, so daß sie es bis zum nächsten Tag aufschieben mußten.

Sie stiegen zum Winterhaus hinunter, aßen, sprachen vor Marjas Madonnenbild ihr Gebet, legten sich nieder, umfaßten sich, schliefen ein. Hämo träumte von Sonnenglanz und Engeln.

Als die Sonne aufging, standen sie bereits wieder auf dem Gipfel. Sie hatten ihre lichten Kleider an, die Kränze auf und eines befestigte dem andern die großen, schimmernden Fittiche.

Hand in Hand traten sie auf den äußeren Rand der Klippe hinaus.

„Hast du auch keine Furcht, Cirrah?"

„Wir kommen ja wieder zurück."

„Im Frühling mit den Schwänen."

„Also, dann wollen wir fliegen!"

„In die Sonne! In die Sonne!" jauchzte der Knabe.

Sie sprangen hinunter. Wie Blumen sanken sie hinab. Angstvoll flatterte Cirrahs Möwe über ihnen. Als sie fielen, schwang sie sich auf: zur Sonne, zur Sonne!

— — — — — — — — — — — — — —

Auf den blauen Wellen treibend fand Ercole die Geschwister. Sie hielten sich fest umklammert, beide hatten noch ihre Kränze auf, beide hatten noch ihre Flügel an. Sie hielten die Toten über den Wogen.

Cirrah sah heiter und hoffnungsvoll aus und hatte die Augen fest geschlossen; aber die des Knaben starrten weit offen, und ein unbeschreiblicher Ausdruck von Schreck und Entsetzen lag auf dem jungen, schönen Gesicht.

Ercole sagte es dem Vater und bat, daß er sie begraben dürfe. Mino erlaubte es ihm.

So trug er sie denn auf die Insel und legte sie mit ihren Kleidern, mit ihren Kränzen und Flügeln in das alte Römergrab, bedeckte sie ganz mit Myrtenlaub und verschloß die Oeffnung mit einer Felsenplatte. Zum Zeichen, daß es ein Grab sei, ritzte er mit einfältiger Kunst in das Gestein zwei geflügelte Kindergestalten, die Hand in Hand der Sonne zuschwebten.

Der Mönch von Palazzuola.

Der Mönch von [illegible]

I.

Auf der sagenvollen Stätte, wo einst Albalonga gestanden haben soll, liegt seit geraumer Zeit ein Franziskanerkloster. An den steilen Abhängen des Monte Cavo erbaut, hängt das düstere Gebäude hoch über dem Kraterrund des Albanersees. Ringsum herrscht Einsamkeit und das erhabene Schweigen der Wildnis.

Von Grottaferrata und Marino her führt der Weg zum Kloster bald durch üppige Weinpflanzungen, bald durch wüste Felsenlandschaft oder wilden Buschwald.

Es läßt sich nichts Schwermütigeres denken, als, immer dicht am Kraterrand entlang gehend, diese klassische Verlassenheit zu übersehen. Dann und wann unter Epheu und wildem Myrtengesträuch ein graues Stück Römergemäuer: hier errichtete Rom über dem Grabe seiner Mutterstadt die Zwingherrschaft, die eine Welt unterjochte. Dann und wann liegt ein schlankes korinthisches Kapitäl oder ein zertrümmerter Marmorleib am Wege: hier war in leuchtenden Hallen die Blüte hellenischer Kunst aufgestellt. Dann und wann ein schwarzes, verfallenes Kreuz mit roter, halb verlöschter Inschrift: hier geschah ein Mord.

Im Bereich des Klosterfriedens herrscht die Ruhe eines Kirchhofs.

Von der andern Seite führt der Weg über Castel Gandolfo und Albano nach Palazzuola, dem einstmaligen Palatium des lateinischen Urstamms.

Hier umgibt den Wanderer immergrüner Urwald. Kaum, daß es dem Sonnenlicht gelingt, durch die hohen Baumkronen zu brechen und glühendes Geflimmer auf die schwarzen Riesenstämme und den düsteren Boden zu werfen. Große funkelnde Lacerten gleiten raschelnd durch das Lorbeer- und Mastixgesträuch, über fremdartigen Blumen gaukeln Schmetterlinge; aber kein Vogel singt.

Zuweilen wird im Rahmen grauer Steineichenwipfel, die sich tief über den Abgrund des Kraters neigen, der schwärzliche See sichtbar und die weite Virgilische Landschaft mit dem im Abendsonnenschein aufleuchtenden Meer. Man sieht den feierlichen Gipfel des Monte Cavo und mit ihrem grenzenlosen Horizont die schimmernde Campagna, darin, wie verloren in der Unermeßlichkeit, eine lichte Linie: Rom! ein bläulicher Punkt: die Peterskuppel!

Der Pfad zieht sich steil an den Felsen empor; mit jedem Schritt wird es wilder und wundersamer. Der Seespiegel liegt dicht unter dem Kletternden. Wer hier, auf einer der weit vorgerückten Klippen stehend, von Schwindel gefaßt, hinunterstürzt, den begraben die Fluten.

Hier soll es gewesen sein, wo der Sohn des Aeneas, unmittelbar unter dem Heiligtum seines zum Gott erhobenen Vaters seine Stadt gründete. Noch durchziehen tiefe, geheimnisvolle Grotten das vulkanische Gestein, die Totenstätten eines uralten Volkes, das von seinem Dasein

keine andern Spuren zurückgelassen, als seine unzerstörbaren Gräber.

Eine hohe Felsenwand versperrt den Weg. Auf einmal Geläute einer Kirchenglocke, so nahe, daß es aus dem Felsen zu klingen scheint. Immer enger wird der Pfad. Eine Grotte thut sich auf, deren feuchte Wände dicht mit den zarten Blättern des Nymphenfarnkrautes bekleidet sind. Am Eingang steht, als Brunnenbecken für eine silberhelle Quelle benutzt, ein antiker Sarkophag mit den wildschönen Gestalten eines Bacchuszuges.

Hier badet gewiß in hellen Mondnächten die Nymphe des Orts; oder treibt gar noch andrer antiker Geisterspuk sein mänadisches Spiel?

Noch einige Schritte weiter und eine mächtige Mauer schiebt sich vor, aus den Riesenquadern eines römischen Tempels errichtet. Wo sie am Rande des Abgrunds endet, ist der Pfad, der um sie herumführt, so schmal, daß man acht haben mag, nicht hinabzustürzen.

Diese Mauer trägt einen Garten, unter dessen Lorbeerlaub und Granatblüten soeben eine braune Mönchskutte erscheint. Ein hageres, asketisches Gesicht, von dunklem Bart umwirrt, taucht über der Brüstung auf, um sich sogleich wieder abzuwenden, als wäre in dieser Wildnis der Anblick eines Menschen gegen das Klostergesetz. Die Augen auf das Brevier geheftet, verschwindet die unheimliche Gestalt in dem Cypressengang. Die Glocke verklingt.

2.

Die Mönche von Palazzuola lebten ganz ihrer zeitlichen und ewigen Seligkeit. Ringsum trug einstmals

und trägt noch heute das Land reichen Segen an Heiligtümern. Der Boden, der die süßesten und feurigsten Weine Latiums reifen läßt, erzeugt zugleich in wunderbarer Fruchtbarkeit die frömmsten und gottesfürchtigsten Klöster. Der ehrwürdigen Väter, die in stiller Beschaulichkeit ihre friedlichen Tage unter Weinreben und Rosen dahindämmerten, waren noch bis vor kurzem so viele, daß es für die einzelnen wenig mehr zu thun gab, als die Trauben für sich reifen und ernten und die Rosen für die Schönheit der Erde erblühen zu lassen.

Einige Vorsorge für das Heil der unsterblichen Seele unterbrach angenehm die glückselige Einförmigkeit eines Lebens, das ein goldenes Zeitalter der Menschheit zu sein schien, wo nicht allein die Lilien auf den Feldern nichts thaten, um dennoch von dem Himmel genähret zu werden.

In den Gärten der Gottessöhne, die diese überall dort besaßen, wo das Land am schönsten und außerdem am fruchtbarsten war, bestellten sich die Broccoli- und Artischockenfelder schier von selbst. Auch Mandeln, Pfirsich und Feigen forderten, um die volle Freude des Genusses zu spenden, kaum mehr als die Mühe des Abnehmens. Nur die Olive und der Weinstock verursachten den in Gottesvertrauen und Nächstenliebe leuchtenden Stirnen einige geistliche Schweißtropfen. Dagegen war es freundlich vom Himmel eingerichtet, daß er das Keltern und Pressen um so freudenreicher geschaffen: war doch dieses, wie das ganze irdische Leben, nur eine Zeit der Hoffnung auf zukünftige Wonnen! Wenn es dann mit dem frischen Oel ans Braten und Backen ging und mit dem neuen Wein ans Prüfen und Proben, so waren die kurzen Tage der Arbeit herrlich belohnt.

Weniger leicht machte sich der Bruder Ignatius die Vorbereitung aufs Himmelreich.

Er war ein ernsthafter, trübsinniger, schweigsamer Mann, der die Welt, getreu nach empfangener Unterweisung, als einen einzigen ungeheuren Sündenpfuhl betrachtete, in dessen Schlamm sich die menschliche Seele bereits im Mutterleib badet. Um sich zu reinigen von der Schuld, die den Menschen schon von Geburt an der ewigen Verdammnis überliefert, war es unerläßlich, das irdische Leben so jammervoll, als irgend möglich, hinzubringen: je reuiger, bußfertiger und zerknirschter, um so christlicher.

Bruder Ignatius that nur dann nicht die Pönitenz, die er dem Himmel für sein bloßes, sündhaftes Dasein schuldig zu sein glaubte, wenn er gerade einer andern notwendigen Aeußerung seiner Gottesfurcht oblag. In jungen Jahren war ihm das so gelehrt worden, also war es so. Darüber nachgedacht hatte er niemals. Wozu auch? Der Tradition zufolge fühlte er sich einer schweren Schuld bewußt, und da er es mit seinem Mönchsberuf ehrlich meinte, so war er jeden Augenblick bereit, sich an die Brust zu schlagen: Der Herr sei mir Sünder gnädig!

Auch hatte er, genau nach Vorschrift, niemals in Untersuchung gezogen, worin eigentlich seine schreckliche Sündhaftigkeit bestand. Von seiner Seele, für deren Heil er ununterbrochen eifrig beschäftigt war, wußte er nicht viel mehr, als daß sie jedenfalls einmal im Fegefeuer brennen würde. Es handelte sich nur darum, wie lange.

Dabei hatte dieser fromme Mann mit der unbe-

wußten christlichen Seele einen Körper von wahrhaft gigantischem Gliederbau. Dank seinem gottesfürchtigen Lebenswandel war es ihm gelungen, in dieser mächtigen Gestalt so gänzlich alle Kraft zu zerstören, daß es den riesigen Armen Mühe kostete, den Geißelstrang über den Rücken zu schwingen, und die Hände, mit denen er einen jungen Baum hätte ausreißen können, nur zitternd Rosenkranz und Brevier zu halten vermochten.

Wenn Bruder Ignatius einmal des Jahres seine Sandalen und Kutte flickte, so that er dies nur zaudernd und ungern: leuchteten doch dann seine Demut und Gottesfurcht weniger sichtbar durch sein Kleid zum Himmel empor. Ein Fleischgericht oder sonst eine besonders kräftige Nahrung hätte ihn sicher krank gemacht. Aber das größte Unglück seines Lebens wäre gewesen, des Tags eine Stunde weniger beten und büßen zu müssen.

So hatte er es getrieben von seinem sechzehnten bis zu seinem dreißigsten Jahr.

Bruder Ignatius war eines Steinmetzen Sohn aus Aricia.

In dieser schönen Stadt des keuschen Sohnes des Theseus ward in seiner Jugend alte kostbare Römer- oder Griechenarbeit gleich gemeinem Feldstein geschätzt. Die blassen Marmortrümmer bedeckten die Vignen und Oliveten, wo der Landmann sie zornig mit der Haue zerschlug; oder sie lagen in den Gärten zu Haufen unter Rosmarin und Rosen begraben.

Mit den heiligen Leibern des griechischen Göttergeschlechtes und den Trümmern ihrer Tempel wurden die Straßen gepflastert und die Felder ummauert; die prachtvollsten Reliefs verbaute man in die Kirchen und

Häuser, und nicht wenig thaten sich die Bürger von Aricia auf ihre Schlauheit zu gute, als sie entdeckten, daß sich die Sarkophage prächtig zu Brunnen- und Waschtrögen verwenden ließen. Auch daß man aus unnützem Marmor nützlichen Kalk brennen konnte, war in der Welt gut eingerichtet.

Der Vater des Ignatius war noch weiser. Er sammelte sich ein ganzes Museum zerbrochener Marmorbilder, schlug in einer uralten Tempelcella sein Atelier auf, und wenn er nicht gerade vor seiner Werkstatt in der Sonne liegen oder sonst nichts thun mußte, flickte er die armen zertrümmerten Leiber so gut zusammen, als sie sich eben flicken lassen wollten. Hatte er dann durch die Zuthat eines Flügelpaares ein leichtsinniges Nymphlein in einen christlichen Engel verwandelt, oder einen lustigen Satyr durch Aufsetzung eines römischen Senatorenhauptes in einen würdevollen Cherubim, so lag er wieder im Sonnenschein, geduldig wartend, bis er für seine Arbeit einen Käufer finden würde. Es dauerte denn auch nicht lange, so bewohnte den Kirchhof von Aricia ein ganzes Volk schönen Heidengesindels, das hier eine christliche Maskerade aufzuführen schien.

Einmal bekam unser Bildhauer vornehmen Besuch.

Es war dies die hübsche, leichtsinnige Frau des reichsten Bürgers von Aricia, eines alten Ehrenmannes, der sich nicht entschließen wollte, dieses irdische Jammerthal mit einem besseren Aufenthalt zu vertauschen.

Frau Marietta hatte eine abergläubische Seele. Die Folge davon war, daß sie sich nach einem Grabdenkmal für ihren lieben Hausherrn umsah, noch ehe derselbe eines solchen Monumentes bedurfte.

Das Mittel half. Der Biedermann hatte jedoch noch kein Jahr vor seiner jungen, hübschen, munteren Ehehälfte die ewige Ruhe gefunden, als die traurige Witwe eines Knäbleins genas, welches, sobald es das Licht der Welt erblickt, schleunigst nach Grottaferrata einer Wärterin übergeben wurde.

Von dieser mütterlichen Freundin war unter den obwaltenden Verhältnissen der Weg ins Kloster nicht weit.

Ueber seine Eltern erfuhr Bruder Ignatius nichts weiter, als daß auch sie große Sünder gewesen. Er hatte aber mit dem Abbüßen seiner eigenen Schuld so viel zu thun, daß er für die seiner Erzeuger keine Zeit übrig behielt. Da sollte ihm etwas Seltsames begegnen.

3.

In einem seiner zornvollsten Bußpsalmen, darin der unbußfertige Christ bis in die siebente Hölle hinein verdammt wurde, hieß es mit etwas dunklem Sinn, aber sicher voll tiefer Weisheit: der Teufel allerärgster sei die Schönheit. Bruder Ignatius entsetzte sich gebührendermaßen nicht wenig über diesen greulichen Unhold. Ja, die Furcht vor demselben bemächtigte sich seiner zerknirschten Seele so ausschließlich, daß er in seiner Herzensangst zuletzt sogar auf das Denken verfiel.

Was war Schönheit, wie war Schönheit?

Bereits hier nahm der Anfang sein Ende.

Um sich vor diesem Erzfeind jedes gottesfürchtigen Christen zu wahren und gegen seine Anfechtungen sicherzustellen, war es jedoch unerläßlich, zu wissen: welche

Gestalt der Versucher anzunehmen beliebte, wenn er sich als Satanas Schönheit Seelen einfing.

Wie aber sollte sich der Mönch die Schönheit vorstellen, wie sich ein Bild von derselben machen?

Er zergrübelte sein armes, dumpfes geistliches Gehirn nach allen Richtungen, ließ seine gemarterte mönchische Phantasie unter allen ihr bekannten, christlich-katholisch erlaubten Gestalten nachspüren. Doch nichts von den Satansgrimassen und dem Höllenspuk schien ihm des ärgsten aller Teufel würdig zu sein.

Die Folge davon war, daß er sich fortan in seinem Gemüte höchlichst beunruhigt fühlte und von seinen Gedanken oft wie von einem Schwindel befallen ward. Gern hätte er sich bei seinen Brüdern erkundigt, hatte indessen allen Grund, anzunehmen, daß diese nicht besser unterrichtet waren wie er selbst.

Da besuchte der hochwürdige Vater Nuntius des Ordens das Kloster. Zu dessen Kenntnis von Erde, Himmel und Hölle faßte der gute Ignatius nach langem Zögern und Zagen endlich Zutrauen: in der Beichte gestand er dem Hochgelehrten seine gänzliche Unwissenheit. Doch was er von diesem großen Kirchenlicht zur Antwort erhielt, erleuchtete seine dunkle Seele auch nicht besonders. Es lautete: „Schönheit ist Versuchung. Ehe du dich dem Versucher mit einem Gliede deines Leibes überlässest, lieber stürze dich in einen Abgrund, wo solcher sich vor dir aufthut."

Fortan lag der tödlich Erschrockene den Himmel und allen Heiligen unablässig mit Flehen an: ihn um seiner Seelen Seligkeit willen nicht in Versuchung zu führen! Ueber dem Entsetzen, das ihn packte, hatte er

ganz vergessen, den Hochehrwürdigen nach der Gestalt der Schönheit zu fragen. Er wußte also noch immer nicht, wie sie aussah, lebte daher in Angst und Zweifel fort.

Eines Herbsttages wandelte Bruder Ignatius im Garten. Sämtliche Brüder waren gen Rocca di Papa in den Klosterwald zur Kastanienlese gezogen. Ihn hatten sie zurückgelassen, weil er ihnen zu ihrer fröhlichen, festlichen Arbeit sicher mönchischen Sauerteig gethan hätte. Dem also Verschmähten war das ganz recht: bei solcher weltlichen Verrichtung konnte man nicht einmal einen Psalm vor sich hin sagen, an Lesen im Brevier gar nicht zu denken. Ueberdies: je einsamer, desto christlicher! Nun, von diesem Christentum hatte er in Palazzuola genug.

Bruder Ignatius, nachdem er seine Arbeit verrichtet und alle seine Gebete gethan, überließ sich etwas erschöpft dem seltenen Genusse des Ausruhens, was er sich jedoch mit einem heimlichen Seufzer sogleich wieder als eine neue Sünde anrechnete.

Rings um den wandelnden Mönch ließ der Himmel einen Garten wachsen, zu dessen Herrlichkeit seine demütigen Knechte kaum die Hände rührten.

In allen Farben leuchtete es im Sonnenschein auf.

Ueber die Klostermauern hing es wie dunkelrote und goldgewirkte Teppiche herab, daß von dem düsteren Gemäuer darunter nichts zu erblicken war. Und Rosen wanden sich an den grauen Cypressenstämmen hinauf, ihre Beute unentreißbar mit zahllosen rosigen Schlingen umspannend. Die Sitzplätze der guten Väter, zu denen antike Kapitäle und Architravbalken dienten, lagen in tiefsten Blumendickichten versteckt. Wer dort saß, sah über

sich nichts als die schwankenden Blütenzweige und den strahlenden Himmel.

Gleichsam wie in Sehnsucht, dem Klosterbann zu entfliehen, in die weite, freie Welt hinaus, drängte sich ein bunter Wirrwarr von Knospen über die niedrige Brüstung und warf sich von hoch oben kopfüber die Wände hinunter.

Von solcher irdischen Poesie merkte der Mönch natürlich nichts. Und wenn er seine schwermütigen Augen einmal dumpf und stumpf über die Mauern seines Kerkers hinweg in die Ferne schweifen ließ, über See und Land bis zum Meeresstrand, und über diesen hinaus in die leuchtende Unendlichkeit hinein, so hätte er niemals begriffen, daß dies Schönheit sei. Der Dämon, der ihm vom Gipfel des Monte Cavo aus die Herrlichkeit der Erde gewiesen, wäre für ihn kein Geist der Hölle gewesen. Das größte Wunder seines Glaubens hätte ihm nicht so orakelhaft gedünkt, wie z. B. das Wunder der Schönheit einer einzigen Rosenblüte. Wußte er doch kaum, daß Rosen duften.

Doch da hätte eine Ranke den ganzen Mann fast zu Fall gebracht.

Die Unverschämte war, weil sie an der Klostermauer zu hoch hinaufbegehrt hatte, gebührendermaßen herabgefallen und lag nun mitten im Wege. Wie die geistlichen Füße achtlos über sie hinwegschreiten wollten, hatten die boshaften Dornen nichts Eiligeres zu thun, als den guten Bruder an seiner ehrwürdigen Kutte festzuhalten und inbrünstiglich — die Heuchler! die priesterlichen Beine zu umklammern.

Endlich von der leidenschaftlichen Umschlingung er-

löst, wäre Bruder Ignatius, einen in ihm aufsteigenden sündhaften Zorn bekämpfend, gelassen weiter gewandelt, hätte er nicht den Einfall gehabt, daß dies erste Mal leicht nicht das letzte Mal sein könnte.

Also bekümmerte er sich so viel um das Heil seiner Person, daß er sich mühselig bückte, die Ranke aufnahm, sich von ihr stechen ließ und die Verlorene sodann in Zucht und Ordnung zu ihren sittsameren Geschwistern zurückführte. Dabei schoben sich Laub und Blüten weit auseinander. Erschrocken fuhr der Mönch zurück. Aus der Wand, als entreiße er sich soeben dem Stein, schien ihm, von Rosen umkränzt, ein gelblicher Körper entgegenzutreten: der junge Leib eines reizenden Weibes.

Das Kreuz zu schlagen und ein „Satanas apage!“ zu stammeln, war das Werk eines Augenblicks. Aber die Erscheinung blieb regungslos. Schon fühlte er sein Haar sich sträuben, als er entdeckte, daß das Gespenst nur aus Stein sei.

Dies beruhigte ihn etwas, doch blieb er mißtrauisch. Wer bürgte ihm dafür, daß in dem alten Heidenwerk (also Teufelswerk) kein unheiliger Zauber steckte? Schleunigst wollte er den dornigen Blütenvorhang wieder über die leuchtende Gestalt zurücksinken lassen; indessen seine menschliche Neugier war schließlich stärker als seine christliche Furcht. Mit seinem besten gottesfürchtigen Grauen sah er sich das römische Götzenbild noch einmal an.

Seltsam! Auch die Heiden hatten ihre Götter ganz menschlich gebildet, menschlich am ganzen Leibe. Er mußte das erkennen, denn kein Faltenwurf verhüllte den schlanken, zarten Körper. Es war der erste Menschenleib, den der Mönch sah, und er konnte kein Auge davon abwenden.

Was für eine römische Heilige mochte das nackte Weib vorstellen? Es schien noch jung, beinahe noch ein Kind; aber was war's für ein wildes Geschöpf!

In den langen, gelösten Haaren hingen Trauben, und sie schwang unter leidenschaftlichen Gebärden eine Schale. Den kleinen, feinen Kopf hatte sie hoch empor, nach hintenüber geworfen, und dieser wilden Bewegung folgten die Arme, folgte der ganze Oberkörper.

Wie zart dieser war und — — „Wie weich er sein muß!" dachte der Mönch. Unwillkürlich streckte er seine Hand danach aus, aber schnell zuckte er mit derselben wieder zurück: wie leicht könnte der Teufel selbst in dem Götzenbild stecken! Schleunigst zog er jetzt die Rosendecke wieder davor und schritt eilends davon. Boshafte Zungen hätten sogar, ohne allzusehr zu verleumden, von Laufen reden können.

Auf dem Wege zur Kirche nahm er sich vor, den Brüdern, sobald sie zurückgekehrt wären, den römischen Spuk zu zeigen. Derselbe mußte gleich morgen unter den stärksten Beschwörungen aus der Mauer genommen und in den See versenkt werden; die Stätte selbst konnte man nachher durch Gebet und Weihwasser reinigen und von neuem einweihen. Freilich würde es immer ein Ort bleiben, an dem der Versucher Macht über die Seelen behielt.

4.

Aber als die Brüder spät abends, mit der braunen, süß schmeckenden Herbstfrucht reich beladen, in ihr einsames Gotteshaus zurückkehrten, schloß ihm eine unerklärliche Scheu den Mund.

Am nächsten Morgen, lang vor dem ersten Gebet, stand er wieder bei der Rosenwand, schob die Ranken auseinander und schaute hin, mit einer Gewissensangst, als ob er das enthüllte Geheimnis eines verbotenen Mysteriums sähe. Zufällig kam der Bruder Gärtner des Weges. Der Betroffene konnte sein Geheimnis nur durch eine Lüge retten: er habe in den Rosen nach dem Nest einer Amsel gesucht.

Der Bruder Gärtner schüttelte seinen Kopf: Seit wann nisten die Amseln im Spätherbst? Und seit wann suchen Mönche im Morgengrauen nach Nestern?

Mit dem höllischen Zauber, der in dem Marmorleib steckte, hatte es übrigens seine Richtigkeit. Bruder Ignatius fühlte mit Grausen, wie der Böse immer mehr Gewalt über ihn erhielt. In den wenigen Stunden Schlafs, den er sich jetzt spärlicher als je gönnte, hatte er wilde Träume, die ihm den Teufel in Gestalt des gelben Götzenbildes bis auf sein hartes, frommes Lager brachten. Aber auch tags über wurde er von allerlei Anfechtungen verfolgt. Wollte er dann die Unholde kraft seiner Gottesfurcht vertreiben, so schlugen die stärksten Mittel nicht an; ja, als er in seiner Seelenangst einmal drei Tage gefastet und sich nach besten Kräften die Geißel gegeben, fiel er in der Kirche vor dem Altar der Gottesmutter in Zuckungen nieder und hatte Gesichter, bei deren Beschreibung und Schilderung den herbeigelaufenen Mönchen die Kniee schlotterten. Ein ganzes Heer von Satansleibern, so schrie der Besessene, wälze sich über ihn her.

Seit diesem Ereignis wurde Bruder Ignatius von seinen Mitbrüdern mit geheimer Scheu betrachtet, wie einer, der seinem Verhängnis verfallen. Der Superior

ließ alle für seine arme Seele beten und berichtete über das Vorgefallene nach Rom. Vom Vatikan kam die Weisung: Bruder Ignatius solle eifrig fortfahren, mit der ganzen Macht der Askese den Teufel zu bekämpfen, der sicher dabei im Spiele wäre.

Das untrüglichste Zeichen, daß der Mönch unter dem Bann einer unheiligen Gewalt stand, war: noch immer vermochte er kein Wort über die Gestalt in der Klostermauer zu verraten. Selbst in der Beichte blieb ihm der Mund verschlossen, ein Verbrechen, dessen Bewußtsein ihn völlig zermalmte. Um nicht in die Nähe der Unglücksstätte zu kommen, verließ er das Kloster tags über nicht mehr; aber nachts, namentlich wenn der Mond schien, gewann der Böse Gewalt über ihn. Er stand von seinem harten Lager auf, gürtete seine Kutte, verließ seine Zelle und schlich durch Kapitelsaal und Refektorium zum Kloster hinaus, als trüge er das Allerheiligste mit sich fort. Dann stand er stundenlag vor dem Steinbild, das bei dem blassen Schimmer der Sterne oder dem leuchtenden Mond gespenstisches Leben gewann. Im Traum trat das wilde Weib aus dem Gemäuer heraus, schmetterte die Schale zu Boden, riß Rosenranken ab, mit denen es auf seinen nackten Leib schlug, bis dieser in den tollen Windungen eines höllischen Tanzes raste. Zuletzt stürzte es sich auf den wehrlosen Mönch, den es wie eine Schlange umringelte und nicht eher wieder losließ, bis derselbe eine Gotteslästerung gestammelt, worauf der Spuk in lautes Hohngelächter ausbrach, bei welchem dem Mönche die Sinne vergingen. Wenn er erwachte, lag er mit blutig gegeißeltem Rücken am Boden.

Wieder war der Bruder Ignatius ganz allein im Kloster. Dieses Mal verhinderte ihn seine körperliche

Schwäche, die Brüder in den Oelwald zu begleiten, die schwarze, kostbare Winterfrucht einzuernten.

Es war um die Faschingszeit, aber im Klostergarten blühten die Rosen in voller Sommerpracht. Dennoch verbrachte der Mönch die langen, einsamen Stunden in der dämmerigen Kirche vor dem Bilde des Heiligen. Da wurde draußen heftig die Klosterglocke geläutet; doch völlig unbekümmert um den irdischen Ton setzte Bruder Ignatius seine Andacht fort. Eine ganze Weile hörte er geduldig zu, wie an dem Glockenstrang gerissen ward. Da er indessen in der Betrachtung seiner zum Himmel schreienden Sündhaftigkeit doch einmal gestört war, so raffte er sich endlich mühsam auf, schlurfte durch die Sakristei ins Kloster und von hier aus durch einige Gänge und Hallen nach der Thür, die er auch nicht mit allzu großer Eile öffnete.

Auf den Stufen kauerte ein Mädchen, das den Mönch gellend anschrie: im Walde läge einer erschlagen.

Was ging das den guten Bruder an? Für Tote war das Kloster nicht da, für einen Toten würde er keine Hand rühren, und nun gar für einen, der mit dem Sterben nicht einmal gewartet hatte, bis ihm seine Sünden vergeben waren. Uebrigens geschah dergleichen in den Waldungen des Monte Cavo jede Woche — als ob man jede Woche solche unnütze Wege machen könne. Wenn der Mann schon tot war, so ging er den Mönch gar nichts an. Desto schlimmer für ihn — für den Toten.

Bruder Ignatius wollte daher die Thür gleich wieder schließen; herzlich froh, nach so kurzer Störung wieder in seinen Betwinkel zurückkriechen zu können. Allein das junge braune Geschöpf that so wild und toll, daß er diesmal nicht so leichten Kaufes davonkam.

Nach einigen Verhandlungen, von seiten des Mädchens mit großer Leidenschaft, von seiten des Mönches mit größter Gelassenheit geführt, mußte sich derselbe seufzend entschließen, seine fromme Arbeit für diesen Nachmittag aufzugeben und die braune Hexe zu dem Gemordeten zu begleiten. Damit die Sache nicht so gänzlich unnötig erschien, nahm er sich die Stola um; ja er versorgte sich sogar zum Ueberfluß mit Balsam und Wein. Unterwegs erfuhr er, wie das Unglück geschehen war.

„Erst tranken sie beide, dann stritten sie beide und dann zog der verd .... Teufel sein Messer und stach ihm in den Leib hinein.“

Bruder Ignatius bekreuzte sich.

„War's dein Bruder?“

„Was Bruder! Mein Liebster war's! Der andre hätte mich auch gerne gehabt, das wollte aber der meine nicht leiden. Dafür hat ihn der verd .... Teufel umgebracht.“

Sie begann wieder mit ihrem Geheul. Ihr rabenschwarzes Haar hatte sich bei dem wilden Gebaren aufgelöst und hing ihr in langen wirren Strähnen um das braune Gesichtchen. Ueber die Backen liefen langsam große Thränen herunter. Der kleine, rote Mund zuckte jämmerlich, wobei jedesmal die weißen Zähne hervorschimmerten. Wenn ihr der Atem ausging, ruhte sie eine Weile aus, schluchzte jedoch dann und wann heftig auf und schielte mit ihren großen, brennenden Augen zu dem Priester hinüber. Dabei hielt sie ihre Hände keinen Augenblick ruhig; bald fuhr sie sich damit ins Haar, das sie sich noch mehr ins Gesicht zerrte, bald warf sie jammernd beide Arme hoch über den Kopf.

Den Mönch überlief ein Schauer. Sein steinerner Unhold unter den Rosen fiel ihm ein.

Etwas beruhigte es ihn, daß sie wie alle andern Mädchen der Gegend gekleidet ging; nur waren in den Sandalen ihre Füße nackt. Wie klein die waren!

Plötzlich bemerkte er, daß ihr purpurfarbenes Bruststuch ganz zerrissen war. Voller Scham wandte er sich ab, sich zum Ueberfluß noch bekreuzend.

Um etwas zu sagen, fragte er sie nach einer Weile, jedoch ohne sie anzusehen: „Wo ist der Mörder hin?“

„In die Macchie. Den findet kein Hund und kein Teufel. Der ist gescheit! Das ist einer!“

Sie lachte plötzlich laut auf. Darauf vertraute sie dem Mönch: „Ich soll nachkommen, weiß auch wohin; aber ich verrat's nicht. Ihr hetzt sonst die Karabinieri hinter ihm drein — die verd .... Teufel! Das ist ein Kerl! Mit einem Stoß hat er meinen armen Giannuccio in den Leib gestochen und gleich mausetot. Solch eine Bestie!“

Sie war voller Bewunderung. Dann fiel ihr ihr toter Liebster wieder ein. Sie warf den Kopf in den Nacken und schrie: „Mein armer Giannuccio! Nicht einmal das letzte Oel hat er bekommen. Nun muß er im Fegefeuer sitzen. Das brennt! Oh! Oh! Oh!“

Sie warf sich mitten in den Weg nieder, biß in ihr Haar hinein und fluchte die ganze Hölle auf den „verdammten Teufel“ herab. Der Mönch stand daneben und sah scheu auf sie.

Als sie von neuem nebeneinander her gingen — sie wieder ganz ruhig! — fragte er sie, wie sie hieße.

„Santine. Ist's kein hübscher Name?“

„Ein wunderhübscher Name! Welche Heilige heißt so?“

„Wer kann das wissen?"

Dagegen ließ sich nichts einwenden.

„Von wo bist du denn eigentlich her?" begann er gesprächig, wie niemals in seinem Leben, von neuem.

„Wißt Ihr das nicht? Aus Cività Lavigna."

„Ist das weit?"

„Dahinten liegt's." Sie machte eine Bewegung mit dem Kopfe nach dem Nemisee zu. Dann berichtete sie aus freien Stücken.

„Wir wollten nach Rom."

„Was wolltet ihr in Rom?"

Sie sah ihn groß an.

„Was sollten wir wohl in Rom wollen? Den heiligen Vater sehen, die vielen Kirchen und — ja, und für mich ein neues Kopftuch kaufen. Mein Giannuccio wollte mir eins schenken, schöner, als das von der fetten Marietta. O du verd .... Teufel, du sollst mir's bezahlen!"

Der Mönch verstand nicht, ob sie den Totschlag ihres Geliebten oder den Verlust des verheißenen Kopftuchs meinte. Ein Gefühl ganz sonderbarer Art überkam ihn: zum erstenmal in seinem langen geistlichen Leben, darin er's bis zum Priester gebracht hatte, empfand er eine Regung von Mitleid. Er war selbst ganz erschrocken darüber.

Um nicht über die Sache nachdenken zu müssen, fragte er: „Wer ist dein Vater?"

„Wer kann das wissen?"

„Deine Mutter?"

„Ist tot — am Fieber."

„Zu wem gehörst du denn?"

„Zu keinem."

„Betest du fleißig?“

„Was sollt' ich wohl beten?“

„Aber du gehst doch in die Messe?“

„Wenn mir's gerad einfällt.“

Der Mönch wollte aus Entsetzen über solche Sündhaftigkeit schleunigst ein Kreuz schlagen, kam aber diesmal mit den Fingern nur bis zur Stirn, so heftig erschrak er.

Denn Santine stellte sich plötzlich dicht vor ihn, ihn dadurch zwingend, gleichfalls stehen zu bleiben. Ihr Gesicht nahm einen beinahe wilden Ausdruck an, ihren schlanken Körper durchlief ein Schauer. Sie zuckte wie in Qualen zusammen.

Ehe der Mönch sie fragen konnte, was ihr sei, riß sie sich das Busentuch herab und zeigte ihm völlig entblößt Nacken und Brust. Sie war ganz blutig geschlagen.

„Die Sonne brennt darauf. Gebt mir von Eurem Balsam. Es thut weh.“

„Wer hat das gethan?“ brachte der Mönch mühsam hervor und starrte totenblaß auf den jungen wunden Körper. „Wer hat dir das gethan?“ wiederholte er mechanisch und schloß die Augen, vor denen blutige Funken tanzten.

„Mein Liebster! Was kümmert's Euch? Nun ist er tot! Ich wollte,“ rief sie mit plötzlich auflodernder Leidenschaft, „er könnte mich halb zu Schanden schlagen.“

Sie warf den Kopf zurück, drückte beide Augen zu, öffnete die Lippen, seufzte so tief auf, daß es wie Stöhnen klang. Der Mönch sah sie wieder an und begann heftig zu zittern.

Sie gelangten zu dem Platz, wo der Mord geschehen war. Es war ungefähr eine halbe Stunde vom Kloster

entfernt, auf der Straße, die gewöhnlich die Pilger von Nemi gezogen kommen. Santine lief voran, sich wie eine junge Katze durch die dichten Ginster- und Kastanienbüsche windend. Langsam stolperte der Mönch nach. Er war so erschöpft, als wäre er stundenlang durch die Wildnis gewandert.

Der Tote lag im hohen Grase lang hingestreckt auf dem Rücken. Das braune wilde Gesicht war im Todeskampfe verzerrt, die Augen standen weit offen, die Hände hatte er tief in den Boden gewühlt. Das Blut bildete eine dunkle Lache um ihn und hatte ringsum das Gras bespritzt. Er war bereits kalt und steif.

Bruder Ignatius stellte sich zu Häupten des Leichnams auf und begann ein langes Gebet zu murmeln; Santine hatte sich zu Füßen ihres erschlagenen Geliebten niedergekauert und glich mehr als je einem schönen wilden Tiere. Während der Mönch mechanisch mit singender Stimme eintönig seinen Text absagte, sah er fortwährend zu dem Mädchen hinüber.

Als die religiöse Zeremonie beendet war, erhob sich Santine und schickte sich an, ihre und des Toten Sachen zusammenzupacken, die zerstreut umherlagen. Sie untersuchte die Leiche ihres Liebsten sorgfältig und zog einige Kupferstücke und etwas blutgetränktes Papiergeld heraus, das sie mit sichtlicher Freude in ihr Mieder verbarg, dabei mißtrauisch auf den Mönch schielend.

Dieser zog unterdessen den mitgebrachten Wein und den Balsam hervor. Mit dem Wein wollte er des Mädchens Wunden auswaschen; aber Santine riß ihm die Flasche fort und trank so gierig, daß ihr der rote Wein auf die nackte Brust niederrann. Danach ließ sie sich ge-

duldig den Balsam auf die Wunden legen, worauf sie sich das Tuch wieder umband und ihren Anzug und ihr Haar ordnete.

Des Mönches Augen verfolgten jede ihrer Bewegungen. Nachdem sie fertig war, bat er sie, den Rest in der Flasche zu trinken. Als dieselbe geleert und Santine nicht mehr durstig war, empfand er etwas wie Freude. Gar zu gern hätte er ihr auch zu essen gegeben. Er fühlte es beinahe an sich selbst, wie hungrig sie sein mußte.

Beide standen neben dem Toten, Santine jetzt ganz zufrieden und ruhig.

„Was willst du thun?"

„Warten, bis Pilger kommen. Könntet Ihr nicht noch was beten? Aber Geld kann ich Euch nicht geben," setzte sie hastig hinzu.

Der Mönch konnte „noch was" beten, ohne Geld, aus reiner Hoffnung auf einstigen Himmelslohn.

Santine setzte sich dabei hin und raufte aus Langeweile Gras und Blumen aus, die sie über den Toten warf. Als ihr genug gebetet zu sein schien, stand sie auf und sagte: „Basta! Meint Ihr nicht, daß er nun etwas schneller aus dem Fegefeuer herauskommt?"

Bruder Ignatius meinte es natürlich. Er versprach ihr sogar, für die Seele des Erschlagenen eine Messe zu lesen, was sie indessen sehr gleichgültig aufnahm. Beide setzten sich sodann auf einen Stein in die Nähe des Toten und warteten, wobei der Mönch immer ganz ängstlich auf den Weg sah, fürchtend, daß sie zu bald kommen könnten. Santine schwatzte ihm allerlei vor, zuletzt bettelte sie ihn um Almosen an. Zum erstenmal in seinem Leben bedauerte Bruder Ignatius, daß er arm sei. Er gab ihr

seinen Rosenkranz, nach dessen Preis sie fragte und den sie dann ohne Dank einsteckte.

Die Sonne neigte sich bereits über Porto d'Anzio tief dem Meere zu, als im Wald ein Zug Pilger sichtbar ward. Santine sprang auf, brach in ein Jammergeschrei aus und lief den Ankommenden entgegen. Der Mönch sah, wie sie von Männern und Weibern umringt ward und hörte ihre gellende Stimme. Plötzlich ward ihm todtraurig zu Mut: er war so allein auf der Welt!

Als habe er an dem Ort nichts mehr zu suchen, schlich er beiseite, konnte sich jedoch nicht entschließen, fortzugehen.

Von Santine angeführt, kamen die Pilger herbei. Das Geschrei begann von neuem, die Geliebte des Gemordeten raste wie eine junge Megäre. Unter den Lamentationen der Frauen hoben die Männer den Leichnam auf und trugen ihn fort. Die älteste der Pilgerinnen, eine Greisin, die an hohem Stabe gebeugt daherwankte, schritt voran und stimmte die Totenklage an, in welche Männer und Frauen in dumpfen Tönen einstimmten. Santine lief hinterdrein. Um den Mönch hatte sie sich nicht mehr gekümmert.

Die Sonne war untergegangen. Der Bergweg und die Kastanienwaldungen leuchteten im tiefen Violett. Langsam entschwand der wilde Zug den Blicken des nachstarrenden Mönches. Als er längst nicht mehr sichtbar war, tönten noch die schauerlichen Melodien des Klagegesanges zu dem Einsamen herüber. Als dieser nichts mehr zu hören vermochte, suchte er in der Dämmerung nach zwei starken trockenen Aesten, die er mit einem seiner Sandalenriemen zusammenband, worauf er das Kreuz über dem Blute des Erschlagenen aufrichtete.

Erst spät in der Nacht kam er in sein Kloster zurück.

Als er einige Tage darauf das römische Idol suchen wollte, konnte er es trotz allen Suchens nicht finden. Ueberall blühten die Rosen in gleicher Pracht.

5.

Bruder Ignatius war mit Leib und Leben dem Bösen verfallen, und nicht einmal, daß er's wußte. Jede Nacht kam der Versucher. In Gestalt eines kleinen gelben Geschöpfes kauerte er vor der Klosterpforte, seiner Beute harrend. Jede Nacht kam es aus dem Heiligtum geschlichen und brachte der Hölle seine Opfer: Brot, Wein, gebratene Fische, in Oel gebackene Maiskuchen.

In der ersten Zeit kargte sich Bruder Ignatius so viel ab, wie er entbehren konnte, um nicht geradezu zu verhungern; aber das junge gierige Geschöpf war unersättlich. Dann stahl er den Brüdern die Speisen von den Tischen fort, darauf nahm er es von den Armen, denen er Almosen austeilen sollte.

Auch Geld sollte er bringen.

Zuerst wollte er nicht, zuletzt erbrach er vor der Kirchthür die Almosenbüchse und war glückselig, als er dem Mädchen einen Haufen braunen Metalls in den Schoß schütten konnte. Wenn sie von ihm das Gewand der Madonna begehrt oder den Fuß des heiligen Franziskus, oder vom Altar das Allerheiligste selbst, sie hätte, um alles zu erhalten, nur zu drohen brauchen, nicht mehr wiederzukommen. Jedesmal küßte sie dem Mönch demütig die Hand und ließ sich von ihm segnen. Dieser schlug mechanisch das Kreuz über sie.

In einer Mondscheinnacht des Hochsommers fand Bruder Ignatius Santine nicht vor dem Kloster. Es war indes noch nicht die Stunde, wo er sie erwarten durfte. Er ging ihr auf dem Weg, den sie kommen mußte, entgegen: um den Klostergarten herum, nach Albano zu, wo die Macchie von Nemi begann. Sie hatte ihm gesagt, daß sie dort in der verlassenen Hütte eines Kohlenbrenners hause — ganz allein. Er hätte sein Leben und seine ewige Seligkeit dafür gegeben, hätte er den Pfad weiter und weiter gehen dürfen, immer tiefer in die Wildnis hinein, bis er sie gefunden in der einsamen Rohrhütte, über der immergrüne Eichengipfel rauschten. Wahrscheinlich wäre er von ihr herausgejagt worden. Aber was that das?

Mühselig schleppte er sich den steilen Pfad die Felsen hinauf. Der Mond schien so hell, daß es ihm unheimlich ward und er sich ängstlich in den Schatten drückte, den die hohen Bäume auf die lichten Klippen warfen. Dicht neben ihm, tief im Abgrund, lag der See dunkel und feierlich da. Kreisrund stiegen um ihn die nackten Felsen auf. Er glich im Mondschein einer ungeheuren Schale aus Silber und Krystall mit einer schwarzen, geheimnisvollen Flut auf dem Grund.

Wie Drachen mit leuchtenden Schuppenpanzern hingen die Eichenstämme über den Rand, als wollten sie die glanzvollen Wände hinabkriechen. Ueber den See hinaus zerfloß alles in Schimmer, und im Meere schienen Himmel und Erde als Strahlenwellen zusammenzuströmen.

Mit keuchendem Atem lehnte der Mönch am Gestein.

Vor ihm lag die Grotte mit dem Brunnen. Im Hintergrund war die Höhle mit Schwärze gefüllt; doch

das Marmorbecken, welches die Quelle umfaßte, beschien der Mond.

Das Wasser rieselte und rauschte, eine lichte Gestalt bewegte sich darin, tauchte auf, tauchte unter, warf die Arme hoch in die Luft, kicherte, lachte.

Es war Santine.

Nein, es war das Götzenbild! Aus der Klostermauer war es verschwunden und als Fleisch und Blut zu dem Mönch gekommen: der ärgste aller Teufel, die Schönheit.

„Ehe du dich dem Versucher mit einem Gliede deines Körpers ergibst, lieber stürze dich in den Abgrund, wo solcher sich vor dir aufthut." Und er hatte seine ganze Seele dem Bösen gegeben.

— — — — — — — — — — — — — —

Santine wartete bis nach Mitternacht auf den Mönch und kehrte, als dieser nicht kam, in ihre einsame Hütte in der Macchie zurück. Weil sie weder Essen noch Geld mitbrachte, bekam sie den Rücken blutig geschlagen. Sie ließ es ruhig geschehen.

Die Sibylle von Tivoli.

Eine Geschichte aus dem Sabinergebirge.

1.

Damals, als diese wilde und phantastische Geschichte sich zutrug, hatte Tivoli eine andre Brigantaccia als die heutige: Gastwirte mit Banditengelüsten und ein Gesindel wegelagernder Schufte, die sich mit Selbstgefühl Cicerone nennen. Wenn man damals in der Säulenhalle des Sibyllentempels Rast machte, mußte man noch nicht wohl oder übel der Gefangene jener modernen Räuberhöhle werden, die, den arglosen Wanderer unter dem harmlosen Pseudonym albergo della Sibilla anlockend, ihn rettungslos den Rechnungen eines echten Sohnes seines Landes und seiner Zeit überliefert. Sicher vor den Ueberfällen eines römischen Kellners, der sich jeden Atemzug sibyllinischer Luft mit einem Café nero, einem Vermouth di Torino oder einer Foglietta herben „Vino di Paese“ bezahlen läßt, konnte man im Sonnenschein zwischen den schlanken goldigbraunen Travertinsäulen des Tempels lang ausgestreckt auf den ehrwürdigen Marmorplatten liegen. Ueber sich die gebräunte Kassettendecke und das leuchtende Himmelsgewölbe, unter sich, so dicht unter sich, daß ein Sprung sichern Tod kosten kann, die Schlucht des tosenden Anio, dessen Fälle dumpfen Donnerhall heraufdröhnen lassen und Italiens herrlichsten und zugleich

schauervollsten Abgrund mit brauenden Dünsten erfüllen. Hinabblickend in die Tiefe, auf die Gipfel eines Urwaldes altersgrauer Korkeichen, deren Riesenwurzeln die jähen, bald wild zerklüfteten, bald phantastisch gezackten Felswände umklammern, oft den schneeweißen Möwen zuschauend, die, im Sonnenschein aufblinkend, ruhelos über den Fällen flattern, bald blitzschnell in den furchtbaren Abgrund hinabtauchen, bald glanzvoll wieder emporschweben — läßt sich hier gar weltvergessen träumen und fabulieren. Die Jahrhunderte schwinden zurück, die Zeit untergegangener schöner Götter kehrt wieder; aber der Blick hinab in die Anioschlucht ist unverändert geblieben. Immer war's dasselbe düstere, erhabene Bild, immer dasselbe grollende, majestätische Brausen, immer dieselben grauen, mystischen Dämpfe aus den Spalten und Klüften des Gesteins aufwallend und wirbelnd. — Horch! über den sanftbewegten Gipfeln des heiligen Haines geheimnisvolles feierliches Raunen und Rauschen des Nachtwinds wie Flüstern offenbarender Geisterstimmen; und zwischen den Säulen, die im matten Sternenschimmer erglänzen, erscheint jetzt eine hohle, in weiße Schleier gehüllte Gestalt. Die Augen mit dem zukunftsehenden tottraurigen Blick in die Tiefe gesenkt, steht die Priesterin da. Was mag sie schauen? Daß die Welt dieselbe bleibt, wenn auch Tempel zerfallen, Völkerschaften vergehen und selbst die „ewigen Götter" sterben müssen?

Arme Seherin!

* * *

In der Zeit, als dann und wann ein deutscher Maler mit seiner Wandermappe oder ein englischer Lord mit seiner Reisekutsche das ganze Fremdenpublikum Tivolis

ausmachten, bewohnte den Sibyllentempel nebst einem daranstoßenden, auf uralten Mauern aufgeführten Hause die Familie Cesana, bestehend aus Mann, Frau und zwei Kindern: ein Knabe und ein Mädchen. Die ehemalige Cella des kleinen zierlichen Rundtempels war das fensterlose Wohngemach, während die Kammern im Nebenhause lagen, durch eine in die Wand gebrochene Thüre mit dem Tempel verbunden.

Don Cesana besaß einen kleinen Weinberg und eine winzige Oliveta, so dicht am jenseitigen Ufer der Anioschlucht gelegen, daß sie vom Staubregen der Fälle ohne Unterlaß genäßt wurden und der Boden von steter Feuchtigkeit schlüpfrig war; deshalb gediehen die Oelbäume schlecht und der Wein galt für einen der sauersten der Gegend. Wegen dieses Weinberges und des Oelwaldes hatte der Mann seine Base Cesana aus dem Tempelhause geheiratet. Sie war halb schwachsinnig, starrte und murmelte stundenlang vor sich hin, wollte nicht in die Kirche gehen, weil sie dort fortwährend angestarrt wurde und hatte vor jedem Geistlichen Scheu. Im Hause beschäftigte sie sich mit der Zucht von Seidenraupen, die sie mehr liebte als ihre Kinder: jene brachten Brot ein, diese verzehrten es.

So wuchsen denn die Geschwister auf, wie es dem Himmel gut dünkte. Das Mädchen war zwei Jahre älter als der Bruder und keiner der Nachbarinnen schien es mit natürlichen Dingen zuzugehen, daß es bei seiner apathischen kindischen Mutter nicht jämmerlich umkam; denn diese that kaum etwas andres, als daß sie das kleine Geschöpf auf ihrem Schoß hielt und ununterbrochen darüber hinsprach, ein Gebaren, über welches sämtliche

kluge Frauen ihre sibyllinischen Auslegungen machten. Nach wenigen Jahren bereits fing das Mädchen an, so unerhört, so unnatürlich verständig zu werden, daß sie ihren völlig vernachlässigten Bruder warten und pflegen konnte. Wenn sie mit ihm auf den Tempelstufen hockte und ihn mit den Sprüchen, die sie der Mutter abgelauscht, in Schlaf sang, sahen sich die Nachbarinnen mit einem verständnis- und bedeutungsvollen Blick an, und keine einzige war darunter, die nicht im stande gewesen wäre, dem Kinde seine ganze Zukunft zu prophezeien.

Mit jedem Jahre wurde der hübsche wilde Knabe mehr und mehr der Abgott und Tyrann seiner kleinen schwesterlichen Erzieherin, die ihn mit einer Zärtlichkeit, einer Sorgsamkeit hütete, welche die mangelnde mütterliche Liebe beinahe ersetzte. Der träge, selbstsüchtige Junge nahm alle Not und Mühe, die seine Schwester mit ihm hatte, als etwas Selbstverständliches hin, und ebenfalls als etwas durchaus Selbstverständliches betrachtete das Mädchen dieses geschwisterliche Verhältnis, sowohl was ihre Wärterinnendienste, als was ihres Bruders Undank betraf. Die Mutter dagegen blieb ihr unheimlich; auch von ihrem Vater wußte sie kaum mehr, als daß er seinen Wein selbst trank und jeden Abend die Mutter schlug, was diese ruhig geschehen ließ. Trotzdem war ihr der Vater der Liebere.

Mit der Zeit war es in der Familie Cesana, die schon seit vielen Generationen den Tempel inne hatte, Brauch geworden, immer eine Tochter Sibylla taufen zu lassen; denn wie vor Jahrtausenden, so lebte auch heute noch der Sibyllentempel in aller Leute Mund. Uebrigens stand der Name im Kalender.

Die jetzigen Bewohnerinnen des Tempels, Mutter und Tochter, hießen beide Sibylla.

Wunderlich und schier unheimlich war es, wie das Volk ein Stück der alten, am Lokal haftenden mystischen Tradition auf dessen Insassen übertragen hatte. Die Leute behaupteten, daß alle Frauen der Familie Cesana, besonders die, welche Sibylla hießen, allerlei seltsame Eigenschaften und dunkle Kräfte besäßen. Die Weiber ließen sich von ihnen ihre Träume deuten und die Zahlen nennen, auf die sie in der Lotterie und der Tombola gewinnen würden; ja, sie brachten ihnen wohl gar die Eingeweide frischgeschlachteter junger Hühner und Lämmer, um sich durchaus die Zukunft prophezeien zu lassen. Desgleichen sollten die Cesana im Besitz allerlei mächtig wirkender Sympathiemittel und wunderthätiger Salben sein, das Blut besprechen und gegen Kugeln feien können. Die Cesana hatten den unantastbaren Ruf und die Leute den unerschütterlichen Glauben, so daß den Sibyllentempel nach wie vor, außer den Schauern der Stätte selbst, die des Aberglaubens und eines geheimnisvollen Zauberdienstes umschwebten.

Einige der Sibyllen Cesana sollten, wie die Sage ging, große Streghe, das heißt Hexen, gewesen sein. Von den Männern dagegen, die wie die Frauen ihres Hauses ein ungewöhnlich schönes, aber düsteres und zügelloses Geschlecht waren, errang sich mancher den Ruhm eines kühnen Briganten. Auf dem Kopf eines Cesana hatte sogar ein Preis gestanden; dieser war der Stolz der Familie.

Die ältere der beiden jetzt lebenden Sibyllen Tivolis hatte dem Ort eine schwere Enttäuschung bereitet; um so

mehr fühlte man sich berechtigt, etwas ganz besonders Schauerliches von der jüngeren zu erwarten.

Sibylla schien denn auch allen Hoffnungen, die man auf sie setzte, entsprechen zu wollen. Das Leben mit der stumpfsinnigen Mutter, der beständige Aufenthalt am Rande des Abgrundes, die Scheu, mit welcher bereits dem Kinde begegnet wurde, machten dasselbe frühzeitig verschlossen und düster. Dieses absonderlichen Wesens wegen und weil sie dazu bestimmt war, die zukünftige Sibylle Tivolis zu werden, bekam sie auch keine Spielgefährten. Denn alle Mütter waren eifrig beschäftigt, ihren jungen Nachkömmlingen von dem Sibyllentempel Schauergeschichten zu erzählen und vor der kleinen Unholdin Grauen einzuflößen. Sogar von den älteren Kindern wurde das arme einsame Geschöpf scheu angestarrt und gemieden. Das Gerechtigkeitsgefühl der Kleinen geriet über solche Ausstoßung in helle Empörung; aber ihr fiel nicht ein, jemanden um den Grund solcher Feindseligkeit gegen sie zu befragen, sondern sie brütete unabläßig darüber nach, bis sie älter wurde und es endlich begriff: sie konnte nichts dafür! Ein dumpfes Gefühl von Groll und Haß bemächtigte sich der jungen Seele und erfüllte sie, je älter sie wurde, mehr und mehr. In ihren Gebeten warf sie es den Heiligen leidenschaftlich vor, daß sie Sibylla Cesana hieß.

Da ihr Bruder von dem Unrecht, das man ihr anthat, nichts zu bemerken schien, ihre Mutter apathisch und stumpf blieb, so kam über den Schmerz ihres jungen Lebens nie ein Wort über ihre Lippen. Als kleines Kind freilich hatte sie oft, während ihre Händchen sich zornig ballten und heiße Thränen die braunen Wangen hinunter-

liefen, unter irgend einem Gebüsch ihren Kummer über die Verbannung von allen Kinderfreuden lautlos ausgeschluchzt, indessen das fröhliche Getümmel der spielenden Jugend zu ihr hinüberschallte. Aber sehr bald kam es nie mehr zu einem solchen Ausbruch ihres kindischen Wehes.

Unter den braunen halbwilden Söhnen Tiburs galt Carlo Cesana, wenn „Brigant und Sbirren" gespielt wurde, als der kühnste aller Banditenhäuptlinge. Dieses Spiel war in Tivoli weit beliebter, als die Morra oder das Werfen mit dem hölzernen Diskus.

Während Sibylla sich oft den halben Tag über mutterseelenallein in der grausigen Anioschlucht aufhielt, die sie kannte, wie den Säulenrundgang ihres elterlichen Tempelhauses, furchtlos in die verrufenen Grüfte und in die von bösen Geistern bewohnten Grotten eindrang, durchstreiften die Banden der jugendlichen Häscher und Räuber die schönen Wildnisse des nahen Catillus. Sie legten sich in den Schluchten, den Dickichten und Ruinen altrömischer Landhäuser in Hinterhalt, brachen hervor, stürzten aufeinander los, Schlachten liefernd, in denen Heldenthaten begangen wurden. Oft hörte Sibylla den wilden Jubel bis in ihre Tiefe hinunter, dann ganz mit ihrer Einsamkeit zufrieden; wußte sie doch, daß ihr lieber Carlo dabei war.

Dann und wann mußten die Kinder, die nichts von einer Schule wußten, mit den Eltern arbeiten, Carlo mit dem Vater in der Oliveta und in der Vigne, Sibylla zu Hause mit der Mutter bei den Seidenraupen. Zu des Mädchens großer Freude dauerte des Vaters Arbeit niemals lange; dazu waren die Felder zu winzig. Während Don Cesana im Berge zu „thun" hatte oder den ganzen

Tag auf dem Domplatz herumlungern mußte, sollten beide Kinder in der Schlucht oder auf dem Catillus trockenes Reisig sammeln, wohl auch Pilze und Beeren suchen. Aber Carlo scheute sich vor der Schlucht und auf dem Berge jagte er lieber Falken und wilde Tauben; seine Schwester bestärkte ihn zum Ueberfluß in dieser Liebhaberei und arbeitete dann für sie beide. Erst auf dem Rückweg trafen sie wieder zusammen; der Knabe müde und mürrisch, daß er nichts erbeutet, das Mädchen bemüht, ihn durch Geschichten aufzuheitern, die es selbst erfand.

Am meisten bekam sie zu thun, wenn im Frühling die Maulbeerbäume anfingen, sich zu belauben. In wollene Läppchen eingenäht, trug sie dann an ihrer Brust die Eier der Seidenraupe, bis diese ausgebrütet waren. Darauf mußte sie die gefräßige junge Brut ernähren helfen, wozu es vieler Körbe Maulbeerblätter bedurfte, die weit draußen in der Ebene, bei den Ruinen der Hadriansvilla, gepflückt wurden.

Erst wenn auf den Hürden die Raupe sich einzuspinnen begonnen, gab es für sie freiere Zeit. Doch dann mußte sie gleich wieder für ihren Liebling sorgen, der inzwischen recht verwildert war. Sicher hatte seine grünsametne Sonntagsjacke in einem blutigen Kampf mit den Sbirren wieder einmal klaffende Wunden erhalten und sie mußte sich der blessierten annehmen; das ging nicht leicht, denn die Kunst des Nähens war ihr so ziemlich ein Mysterium geblieben. Ueberdies ward ihr der schwere Samariterdienst von dem jungen Helden, der sich gern seiner Thaten vor aller Augen rühmte, sehr verargt.

Da man auch in Tivoli lieber die Beine mit Lappen umwickelte, als Strümpfe trug, und Sandalen jedem

andern Schuhwerk vorzog, sorgte Sibylla dafür, daß ihres Bruders braune Füße wenigstens des Sonntags in reinlichen Linnen steckten; ein Luxus, der dem jungen Elegant das Staunen und den Spott aller tapferen Briganten und Sbirren Tivolis eintrug. Daher gab es denn auch jeden Sonntagmorgen zwischen Bruder und Schwester eine leidenschaftliche Scene. Aber so sehr das Mädchen auch sonst dem verzogenen, trotzigen Knaben zu willen war, was die Reinlichkeit und die Pflege seiner hübschen kleinen Person anbetraf, blieb sie unerbittlich. Auch ruhte sie nicht eher, bis der Vater ihrem Bruder eine lange rotwollene Schärpe gekauft. Als sie ihm am Marientag, strahlend vor Glück, dieses Prachtstück um den Leib wickelte, erhielt sie von Carlo die erste brüderliche Liebkosung. Diese erste blieb auch die letzte.

2.

Einer der Spielgefährten Carlos verursachte Sibylla frühzeitig leidenschaftliches Leid.

Alessandro Sebastiano war von allen Knaben Tivolis, Sibylla nahm selbstverständlich ihren Bruder aus, nicht nur der stärkste, wildeste und schönste, sondern auch der stolzeste. Obgleich seine Eltern zu den ärmsten Bewohnern der Stadt gehörten, trug sich Sandro, so wurde sein Name abgekürzt, zu Sibyllas geheimem Leid und Neid am stattlichsten von allen. Auch that er sich nicht wenig darauf zu gute, namentlich Carlo Cesana gegenüber, welcher die Eitelkeit und die saubere Kleidung seines Kameraden von Herzen verachtete. Statt seiner fühlte sich die Schwester in tiefster Seele beleidigt.

Sandro und Carlo waren sich indessen leidenschaft-

lich zugethan. Diese Empfindung jedoch wurde durch ihre gemeinschaftlichen Spiele scheinbar mehr und mehr in ihnen erstickt. Denn wenn Carlo der Anführer aller tapferen Briganten war, so stand Sandro an der Spitze der Sbirren, deren schimpfliches Handwerk er durch seine stattliche Person und seine heldenhafte Kühnheit zu großem Ansehen erhob.

Als Banditenhauptmann und Anführer der Häscher mußten die beiden Knaben sich notwendigerweise hassen. Denn wer hätte je gehört, daß Briganten und Sbirren nicht grimmige Todfeinde gewesen!

Wenn Sandro fortfuhr, Carlo in geheimster Seele lieb zu behalten — wie dieser ihn — so konnte er doch dessen Schwester nicht ausstehen, und seinem heftigen Temperamente gemäß zeigte er das, wo er nur vermochte. Er mied sie nicht, wie die andern thaten, sondern er suchte sie auf. Mit spöttischem Lächeln und überlegenem Blick schlenderte er an dem Mädchen vorbei, sie mit einem höhnischen Ritornell herausfordernd. Oder er stellte sich dicht vor sie hin, streckte seine Hand aus und verlangte von ihr die Zukunft geweissagt zu haben. Auch forderte er ihr einmal einen Trank ab, der ihn in sie verliebt machen sollte. Stumm und regungslos hörte Sibylla zu, ihn mit ihren finsteren Augen unverwandt anblickend, bis dem Knaben unheimlich zu Mute ward und er mit einem gezwungenen Auflachen langsam davonging. Einmal drohte er ihr: „Warte nur, bis ich päpstlicher Gendarm geworden, dann lasse ich dich als Hexe einsperren."

Als er gegangen war und sie nicht mehr sehen konnte, warf sich Sibylla auf den Boden nieder, schluchzend, als ob ihr das Herz brechen wolle.

Eines Abends kam Carlo mit einer tiefen Wunde

an der Stirn nach Hause. Während die Mutter ihm nur einen stumpfen Blick zuwarf, schrie Sibylla bei seinem Anblick laut auf. Doch faßte sie sich sogleich, holte Wasser herbei und wusch die Wunde sorgsam aus.

Während der Knabe sich von ihr verbinden ließ, raunte er ihr zu: „Das bekam ich um dich.“

„Um mich?!“

Sie erschrak so, daß ihre Hände zu zittern begannen und sie den Verband wieder verschob.

„Er bekam aber auch sein Loch in den Kopf. Ich glaube, ich schlug ihn halbtot.“

„Wen?“

„Wen anders als den Sbirren Sandro. Sei nicht ungeschickt!“

„Was that er dir?“

„Er schimpfte dich eine Strega.“

„O Carlo — —“

„Das kommt davon, daß du solch seltsames Ding bist, ganz anders als andre, und daß wir in dem verdammten Heidenhause wohnen und du den dummen Namen hast, du — du Sibylle!“

Schweigend, mit leichten sanften Händen beendete die Gescholtene ihr Werk. Als die Wunde sogleich aufhörte, zu bluten, begann auch der Bruder an ihre übernatürlichen Kräfte zu glauben und sagte es ihr in seiner kränkenden Weise. Sie warf ihm einen so schmerzlichen, einen so entsetzten Blick zu, daß er sich schämte.

Die Wunde auf der Stirn und die Narbe, die er davon behielt, verzieh Carlo seiner Schwester niemals, indessen diese nie aufhörte, ihm in einer scheuen, fast demütigen Weise dafür dankbar zu sein.

Uebrigens war Sandro noch übler zugerichtet worden. Trotzdem er sich vorher sorgfältig vom Blut gereinigt hatte, heldenmütig seinen Schmerz verbiß und behauptete, von einem Felsen gestürzt zu sein, befand er sich in einem solchen Zustande, daß seine Mutter, als sie durch einen andern Knaben die Wahrheit erfuhr, mit einem Gefolge von Nachbarinnen heulend zum Tempel gelaufen kam und die ganze Familie Cesana bis ins siebente Glied gräßlich verwünschte. Donna Cesana, die mit jedem Jahre dem Leben mehr abstarb, haspelte gerade ihre Cocons ab, die einzige, weil ganz mechanische Beschäftigung, der sie obliegen konnte. Als sie das Geschrei vernahm, die vielen Weiber auf sich eindringen sah, schauderte sie zusammen, erhob sich, blickte wild um sich und begann mit lauter, gellender Stimme eintönig eine alte sibyllinische Beschwörung abzusingen, die zu den geheimnisvollsten Familientraditionen der Cesana gehörte. Die Weiber verstummten, hörten eine Weile zu und ergriffen dann die Flucht. Während des ganzen Vorganges lehnte Sibylla mit geschlossenen Augen an der Wand, totenblaß, unfähig, ein Wort zu stammeln oder eine Bewegung zu machen. Erst als die Mutter schwieg, sich wieder setzte und mit dem Abhaspeln der Seidenfäden fortfuhr, als sei sie nie darin unterbrochen worden, belebte sie sich allmählich, mit einem tiefen schmerzlichen Seufzer die Augen aufschlagend. Dann ging sie zur Mutter, setzte sich zu ihren Füßen auf einen Schemel und sah ihr in das fahle, welke Gesicht, bis ihren Blick Thränen verdunkelten. Als sie die Irrsinnige umfassen und an sich ziehen wollte, stieß diese sie heftig zurück.

Am nächsten Tage kam Carlo blaß und verstört zu

seiner Schwester, Sandro habe das Wundfieber, sie müsse ihm durch eine verschwiegene Nachbarin Heilsalbe schicken, die Mutter bewahre davon eine Büchse in der Truhe. Ueberdies wisse ja auch sie Salben und Tränke zu bereiten.

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Sibylla, holte die Büchse und gab sie der dienstfertigen Frau. Aber das Weib brachte das Medikament wieder zurück: Sandro habe gleich gemerkt, daß es von Sibyllen käme, und wolle lieber sterben, als sich davon auflegen lassen. Ruhig nahm Sibylla das wunderthätige Mittel und warf es in den Abgrund.

Unterdessen hörten die weisen Weiber nicht auf, der Familie Sebastiano wegen der Verwünschungen, die Sandros Mutter gegen die beiden Sibyllen geschleudert, das gräßlichste Unglück zu prophezeien. Ein unheilvoller Zufall wollte, daß kurze Zeit nach jenem Ereignis Sandros Vater beim Forellenfang in der Anioschlucht verunglückte und starb, ehe er das Sakrament empfangen.

Bei der Beerdigung gebärdete sich die Witwe, als begrüben sie einen Erschlagenen, und ihr junger Sohn ging umher, als habe er einen solchen zu rächen.

Für die Familie Cesana schienen die Tage ihrer großen Urahne, der „Hexe“ wiederzukommen.

3.

Sibylla war achtzehn Jahre alt, als sich im Frühling ihr Vater in den sumpfigen Anioniederungen den Typhus holte. Er lag auf dem Tode. Donna Cesana erwachte plötzlich aus ihrem Stumpfsinn, warf das Chinin

des Apothekers, dieses Universalmittel gegen das Fieber, in die Schlucht hinab und braute unter allerlei mystischen Anstalten und Vorbereitungen ihre Tränke. Bevor sie jedoch fertig gekocht und gemischt hatte, ward sie selber von dem tödlichen Uebel ergriffen, schleppte sich indessen noch zur Hadriansvilla hinunter, um dort ein besonders kräftiges Heilkraut zu suchen. Als sie zurückkam, war sie kränker als ihr Mann, der den Trank mit einer Verwünschung aus ihren zitternden Händen stieß, mechanisch, aus alter Gewohnheit nach ihr schlug und dann wie ein Römer aus der Zeit der Republik sich zum Sterben zurechtlegte.

Gleich am ersten Tage der Erkrankung ihres Vaters hatte Sibylla ihren Bruder zu den Ziegenhirten auf dem Monte Genaro geschickt und ihm streng befohlen, nicht eher wieder zurückzukommen, bis sie ihn würde rufen lassen.

Als die Nachbarinnen, die unter gellender Absingung von Sterbeliedern das ganze Tempelgemach erfüllten — denn hierher hatte man die beiden Todkranken dicht nebeneinander auf den Boden gelegt, Don Cesanas Gleichgültigkeit gegen die Erdendinge gewahrten, lief eine von ihnen schleunigst nach dem Geistlichen. Von Küster und Knaben begleitet, erschien derselbe. Doch bevor er den alten Heidentempel betrat, umschritt er vorsichtig das verdächtige Gebäude unter Gebetmurmeln und reichlicher Besprengung mit Weihwasser.

Mit großer Gelassenheit empfing Don Cesana die Zusicherung: nach möglichst kurzem Aufenthalt im Fegefeuer — was durch eifriges Bestellen von Totenmessen und Opferung frommer Spenden wohl durchzusetzen sein

würde, in das Himmelreich einzugehen. Trotzdem er nicht viel von Beichte und Buße wissen wollte, erhielt er doch, in Anbetracht seines Zustandes, das Sakrament.

Mitten in der heiligen Handlung, der sämtliche Nachbarinnen mit großer Genugthuung beiwohnten, richtete der Sterbende sich auf, warf einen wilden Blick auf sein still neben ihm liegendes Weib, bedeutete dem Priester leidenschaftlich, von ihm abzulassen und sich seiner Frau zuzuwenden, hob, als dieser es nicht that, die geballte Faust gegen ihn und sank röchelnd zurück.

Gleichmütig beendete der Geistliche seine Funktion an dem einen Lager und schickte sich darauf an, das Haus zu verlassen, ohne zu der Sterbenden getreten zu sein. Die Weiber kreischten vor wohlthuendem Schreck laut auf, worauf der Mann Gottes erklärte: Donna Cesana sei der göttlichen Gnade nicht würdig; denn, obgleich stumpfsinnig, hätte sie sehr wohl eine fromme Christin sein können, da gerade solche zum Glauben verpflichtet seien.

Seit wann in Tivoli einer Frau dieses verrufenen Namens die Sterbesakramente gereicht worden seien? Seit wann Hexen in den Himmel kämen? Seit wann?

Ein herzzerreißender Schrei unterbrach die Rede des hochwürdigen Mannes, zu dessen Füßen Sibylla sich warf, mit aufgehobenen Händen für die Mutter bittend.

Da geschah etwas Wunderbares. Als ob sie im Sterben ihre gesunden Sinne erhalten, gebot Donna Cesana mit klarer, ruhiger Stimme ihrer Tochter, aufzustehen und vor Gott zu knieen, anstatt vor diesem falschen Priester.

Von Entsetzen gefaßt, drängten sämtliche Weiber der

Thüre zu; aber der Priester befahl ihnen, zu bleiben, wandte sich zum Sterbelager und rief über dasselbe die Verkündigung ewiger Verdammnis aus. Darauf entfernte er sich, gefolgt von den zitternden Frauen.

Mutter und Tochter waren allein. „Glaube ihm nicht,“ sprach die Verdammte feierlich mit dem verklärten Blick einer Seherin. „Ich sehe nichts als Glanz und Licht.“

Sie schwieg, lag still da, murmelte vor sich hin; plötzlich veränderten sich ihre Züge, eine namenlose Angst drückte sich in ihnen aus, sie schrie auf: „Mein Kind, mein armes, unseliges Kind!“

Dann begann sie schauervolle Dinge, hellseherische Phantasien zu raunen, die Visionen einer Sterbenden. In halber Entgeisterung hörte Sibylle zu.

Unterdessen war der Tempel von Weibern umlagert, darunter auch die, welche vorhin mit dem Priester entwichen. Sie harrten auf allerlei schauervolle Ereignisse; aber vor allem wollten sie den Tod der beiden Cesana abwarten, um bei der nächsten Lotterie die Zahl dieser Stunde zu setzen. Denn die Todesstunde eines Menschen gehörte zu den allerglücklichsten Nummern; bei jedem Sterbefall wurde genau auf dieselbe geachtet, sowohl von Bekannten und Verwandten, als auch von den Angehörigen selbst. Je höher der Sterbende im Leben gestanden, oder je Ungeheuerlicheres man sich von ihm zu erzählen wußte, je schauerlicher sein Tod gewesen, um so glückverheißender waren die Ziffern. Ein Todesfall bei den Cesana hatte in Tivoli von jeher als ein Ereignis gegolten, und diesmal starben gar zwei dieser berühmten Familie, darunter eine in aller Form verdammte Sibylle.

Bei der nächsten Lotterie würde sicher ganz Tivoli gewinnen.

Je länger die wißbegierigen Frauen warten mußten, umsomehr wuchs die Aufregung. Als die Nacht einbrach und aus dem Tempelhause noch immer keine Nachricht kam, faßten einige der Beherztesten den Mut, in das Sterbezimmer zu dringen. Sie fanden Mann und Weib bereits tot und Sibylla über die Leiche der Mutter hingesunken. Fast hätten die Frauen einen Tumult erhoben vor Entrüstung, daß man ihnen die Anzeige vorenthalten, sie also um ihr Glück gebracht. Sie bestürmten Sibylla, ihnen die Todesstunde der Eltern genau bis auf die Minute anzugeben, sowie alles, was sich dabei zugetragen. Das Mädchen erhob sich langsam, erwiderte kein Wort, wies mit einer drohenden Gebärde zur Thür. Sie sah dabei so wild aus, ihre Augen waren so stier, daß die abergläubischen Weiber eiligst ein Kreuz schlugen und zum Ausgang zurückwichen. Hinter ihnen wurde der große eiserne Riegel vorgeschoben. Noch am selben Abend verbreitete sich durch ganz Tivoli das Gerücht, Sibylla Cesana sei eine Strega.

Da keine der Nachbarinnen erschien, um die Leichen unter Absingung von Lamentationen in Linnen zu hüllen, Sibylla diesen letzten Liebesdienst wohl auch von niemandem geduldet hätte, schickte sie sich an, die Nacht hindurch allein Totenwache zu halten. Sie legte zu diesem feierlichen Zweck ihr bestes Gewand an, entzündete die geweihten Kerzen, von denen sie zwei zu Häupten und eine zu Füßen der Toten aufstellte, deckte diese mit Tüchern zu, riß draußen von den Rosen, die den Tempel bis zum Dache, um alle Säulen sich schlingend, be-

rankten, lange Blütenzweige ab, mit denen sie die Bahre vollends zudeckte. Da es indessen längst Nacht geworden, die Stadt dunkel und grabesstill dalag, ließ sie die Thür weit offen und kauerte sich auf der Schwelle hin. Es war ihr immer, als ob die beiden stillen, starren Menschen aufstehen, hinter sie treten und röcheln müßten: „Mein Kind, mein armes, unseliges Kind!“ Von Grausen überwältigt, sprang sie auf und eilte durch den Säulengang des Rundtempels, bis sie an die Stelle kam, von wo aus sie noch den schwachen Kerzenschein gewahren konnte, der durch die offene Thür auf den Marmorboden fiel. Hier kauerte sie sich wieder hin, das Gesicht zur Schlucht hinabgewendet, und faltete mechanisch die Hände. Aber sie betete nicht.

Durch das erhabene Schweigen der Nacht tönte der Donner der Fälle in doppelter Stärke empor. Eine dichte Dunstschicht füllte die Tiefe, welche dem schwarzen Felsenbett eines unterweltlichen Nebelsees glich, auf dessen Grund die Hölle toste.

Feurig ging über dem Catillus der Mond auf, gerade hinter dem Kreuz, das triumphierend auf dem Gipfel stand. Es sah aus, als sei es von Glorie umstrahlt.

Während ringsum die grauen Felsenrücken aufstrahlten, blieb die Schlucht im Dunkel, bis endlich auch sie sich erhellte. Als der Glanz die Nebelfläche berührte, schien diese zu wogen und aufzuwallen. Heller und heller wuchsen die Felsen aus der Dämmerung empor, bis es die Wände und Klippen umschimmerte, als flössen Ströme Silbers darüber hin, als entsprühte ihnen Strahlengeriesel.

Die Dunstwellen der Tiefe zerrannen, glanzvolle

Wipfel tauchten auf — wie ein Zaubergarten lag es in dem Abgrund versenkt.

Leuchtende Nebelgestalten erhoben sich und schwebten langsam, langsam, gleich befreiten und erlösten Geistern der Tiefe hinauf in die himmlische Bläue. Lichtumflossen stand der Tempel da, als sei er eben für die Göttin geschaffen.

Regungslos starrte Sibylla hinab. Als es sich drunten mehr und mehr verklärte, mußte sie tief aufseufzen. In ihr war tiefe Nacht.

Da hörte sie jemanden über den kleinen Platz schleichen, der den Felsenvorsprung, auf dem der Tempel stand, von der Stadt schied. Vielleicht hatte sie gerade an ihn gedacht, denn sie wußte sofort, daß er es sei. Es überlief sie heiß und kalt. Sie schauerte zusammen, und ihr war's, als habe sie plötzlich die ersten Regungen jener dunklen Kraft in sich empfunden, welche bei ihrer Mutter erst im Tode erwacht war, aber in der Seele einer jeden ihrer Familie schlummern sollte, sie alle im Diesseits und im Jenseits der Qual überliefernd. Sie sank mit dem Kopf gegen die Säule und drückte ihr Gesicht in die Rosen, ohne der Dornen zu achten.

Sandro gewahrte sie nicht. An der untersten Stufe des Tempelaufgangs blieb er stehen, scheu hinaufspähend, wo die beiden unheimlichen Toten lagen, spärlich beleuchtet von dem flackernden Licht der Kerzen. Als auf dem Tempeldach ein Kauz jammervoll aufwimmerte, bekreuzte sich der Bursche. Darauf rief er leise: „Sibylla! Sibylla!“

Da er sie nirgends sah und sie nicht antwortete, begann ihm zu grausen. Er nestelte an seinem Halse,

löste eine Schnur, ging hastig die Stufen hinauf und legte einen kleinen Gegenstand auf die Schwelle, worauf er sich eilig davonmachen wollte. Doch da regte sie sich, da erblickte er sie.

Er ging unten um den Rundtempel herum, bis er zu ihr hinkam. Der Raum war dort so enge, daß er, dicht neben dem hohen Unterbau des Heiligtums stehend, in der Tiefe die Wirbel des Flusses und den Gischt der Fälle leuchtend aufschäumen sah.

„Deine Eltern sind beide tot,“ begann er, zwischen Grausen und Mitleid kämpfend, „und alle lassen dich allein.“

„Sie liegen beide drinnen,“ erwiderte das Mädchen mit tonloser Stimme. „Willst du auch ihre Todesstunde für die Tombola wissen? Dir will ich sie sagen, damit du durch meinen Jammer gewinnst. Wie viele Skudi wünschest du dir?“

Sie sagte das letzte mit solchem zermalmendem Hohn, daß der Jüngling fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen drang.

„Ich bin gekommen,“ stieß er hervor, „um mit dir —“

Sibylla fiel ihm ins Wort.

„Als ob ich nicht wüßte, weshalb du gekommen wärst, Sandro Sebastiano.

Meine Mutter soll ja wohl deinen Vater ins Grab gejagt haben aus Rache für die Verwünschungen deiner Mutter und für die Wunde, die du meinem Bruder um meinetwillen, um der Strega willen, geschlagen. Vielleicht haben die Leute recht: es geschieht so vieles, was wir nicht begreifen können. Jeder kann es an sich selbst erleben jeden Tag.“

Sie versank in Brüten. Währenddessen tobten in Sandros Brust die leidenschaftlichsten Empfindungen. Er wollte fort, stand aber wie gebannt und blickte zu ihr hinauf.

„Weil meine Mutter Sibylla Cesana hieß," klagte die Verwaiste, als ob sie zu sich selbst spräche, „und über dem Gemurmel und den Blicken der Leute zuerst tiefsinnig, dann schwachsinnig wurde, und erst im Sterben ihre Vernunft wieder bekam, hat sie der Priester verdammt. Als ob sie es mit diesem Fluch auf ihr nicht schon im Leben gewesen. Wenn sie morgen meinen Vater und meine Mutter eingraben, bekommt nur mein Vater den Segen, mein Vater, der meine Mutter, seitdem sie mich unter dem Herzen trug, mißhandelt hat, der sterbend noch seine Hand gegen sie aufhob. Wie meine Mutter gelebt, werde ich leben, und wie sie gestorben ist, werde ich sterben. Hier ein jammervolles Dasein und dort ewige Qualen. Und wofür?"

Sie erhob wie zur Anklage beide Arme gegen den Himmel.

„Wenn du zum Priester gehen wolltest," riet Sandro, von neuem von Erbarmen ergriffen.

„Zum Priester!"

Sie lachte auf, so wild und gellend, daß davon das Echo der Schlucht geweckt wurde.

„Den kenn' ich jetzt," schloß sie, plötzlich wieder ganz ruhig.

„Ich will dir geweihtes Wasser holen. Bespreng' damit das Haus und dich selbst," bat der entsetzte Jüngling.

Sie deutete in die Tiefe hinab.

„Dort fließt geweihtes Wasser genug. Wenn ich mich

dort hinein würfe, brauchte ich kein andres mehr. Aber ich darf noch nicht; erst muß sich alles erfüllt haben — meine Mutter hat mir's gesagt."

Sie verstummte; nach einer langen Weile schreckte sie auf.

„Stehst du noch immer da?"

„Dein Bruder ist fort?"

„Auf dem Monte Genaro. Wenn sie begraben sind, hol' ich ihn. Er braucht nicht zu sehen, wie sie seine Mutter noch im Tode beschimpfen."

Ihre Stimme brach. Sie vermochte nicht an den Bruder zu denken, ohne die Thränen gewaltsam zurückhalten zu müssen.

Um ihre Schwäche abzuschütteln, rief sie: „Wenn mein Bruder wüßte, daß der Priester die Mutter in die ewige Verdammnis geschickt, er müßte den Mann niederstoßen, und wenn er am Altare stünde, das Allerheiligste in der Hand —"

Sandro hielt es nicht länger aus an dem schauerlichen Ort mit der Unheimlichen so allein. Mit stockender Stimme nahm er Abschied.

„Ich geh' morgen fort — nach Rom."

„Glückliche Reise!"

Er ging aber noch immer nicht. Sie hörte, wie er schwer Atem holte.

„Damit du es nicht von den Leuten erfährst, wollte ich es dir selbst sagen. Ich werde päpstlicher Gendarm."

„Sbirre!"

Sie sprach das schimpfliche Wort langsam und mit einem solchen Ausdruck von Verachtung, daß Sandro aschfahl im Gesicht wurde. Mit heiserer Stimme rief er

zu ihr hinauf: „Sag deinem Bruder, dem Briganten: er solle sich vor dem Sbirren in acht nehmen, denn der käme nach Tivoli. Und du selbst, mit deinen Zaubersprüchen und Hexenkünsten — hüte dich vor ihm!"

Er stürzte davon.

Als sei sie von einer Schlange gestochen worden, schnellte Sibylla in die Höhe. Der Ausruf, den sie schon auf den Lippen hatte, erstarb in einem Stöhnen. Während sie wie entgeistert, mit weit aufgerissenen Augen hinstarrte, wo in der dunklen Gasse der Jüngling verschwunden, wußte sie, wie alles kommen würde, wußte sie plötzlich wie durch innere Eingebung die ganze Zukunft. Sie sah ihren Bruder, den „Briganten", sie sah den Geliebten, den Gehaßten: den „Sbirren", sie sah sich selbst, die Rächerin. Und alle drei waren sie blaß und bluteten aus Todeswunden.

Mit einem gräßlichen Schrei sank sie hin. Sie konnte in die Zukunft sehen, sie war eine Sibylle.

Als sie beim Morgengrauen in den Tempel zurückwankte, fand sie auf der Schwelle ein kleines, kupfernes Heiligenbild, wie man sie zum Schutz gegen böse Gewalten auf der Brust trug. An der bunten Schnur erkannte sie, wer es hier verloren habe. Ihre erste Bewegung war, den Talisman von sich in den Abgrund zu schleudern. Dann jedoch barg sie das Bild hastig an ihrer Brust.

4.

An demselben Tag fand das Begräbnis statt.

Die Totenbrüderschaft, teils in rote, teils in schwarze Kapuzröcke vermummt, schleppte zwei lange, schmale, nied-

rige Kisten herbei: die Särge. Uebrigens war der eine Sarg besser: aus stärkerem Holz, grellbunt angestrichen, während der andre aus ungehobelten Brettern zusammengezimmert war.

Als die Männer dem besseren Sarg seinen Toten gegeben, den Deckel zugeschlagen und eine alte, goldgestickte Decke darüber gelegt, eine Umhüllung, welche sonst nur Signori erhielten, schickten sie sich an, auch die Frau in den Sarg zu legen, für den nur ein schwarzes großes Tuch bestimmt war. Da öffnete sich die Thüre, die in das an den Tempel anstoßende Haus führte, und Sibylla trat ein.

Sie hatte den roten Seidenrock ihrer Mutter angezogen, ein Prachtgewand, mit dem bereits mehrere Generationen der Familie Cesana geprunkt und das immer eine Sibylle von der andern erbte. Faltenreich umschloß der schwere Seidenstoff den schlanken Leib des Mädchens, das darin wie eine Königin aussah. Um die Schulter trug sie eine Mantille von purpurfarbenem Samt und auf dem Kopf über dem silbernen Blumenkranz einen langen schwarzen Schleier, der bis auf die Füße herabfiel und vor das Gesicht geschlagen die ganze Gestalt einhüllte.

Als wäre sie über Nacht zum Weibe geworden, so düster und hoheitsvoll stand die Tochter der beiden Toten unter den Männern, die sie aus ihren Kapuzen hervor betroffen ansahen.

„Meine Mutter rühre keiner an!“ gebot das Mädchen mit tiefer ruhiger Stimme. Und als sie unentschlossen dastanden: „Geht hinaus und wartet draußen, bis ich euch rufe.“

Schweigend wurde ihr gehorcht; sie schloß hinter ihnen die Thür.

Nach einer Weile hörten die Harrenden Hammerschläge; sie wagten sich jedoch nicht hinein. Unterdessen lief das Volk zusammen, bis der ganze Platz vor dem Tempel Kopf an Kopf gedrängt vollstand.

Endlich wurde die Thür wieder geöffnet. Das Gesicht hinter dem Schleier verborgen, trat Sibylla auf die Schwelle und deutete stumm hinein. Darauf zog sie sich wieder zurück.

Die Männer fanden die Tote in den Sarg gelegt, diesen bereits geschlossen und mit der roten Samtmantilla bedeckt, so daß er neben dem andern aussah, wie der Sarkophag einer Fürstin. Gerade kam mit einem großen Gefolge von Diakonen, Mönchen und Chorknaben der Geistliche durch das ausweichende Volk geschritten. Der Priester wollte ein Beispiel geben.

Die Totenbrüderschaft flüsterte untereinander; dann traten zuerst die in den roten Kutten an den Sarg des Mannes und trugen ihn hinaus. Als die Schwarzen mit der andern Leiche folgen wollten, winkte Sibylla ihnen gebieterisch, zurückzubleiben, und stellte sich neben dem Sarge auf.

Auch der Priester hatte es nicht anders gewollt: es sollten zwei völlig voneinander getrennte Begräbnisse werden, das eines Christen und das einer Verdammten.

Unter dem Geläut aller Glocken ordnete sich vor dem Tempel der Zug. Die Geistlichkeit trat an die Spitze, voraus wurde ein großes, florumwundenes Kreuz getragen — von der halben Einwohnerschaft geleitet, setzte sich der Kondukt in Bewegung.

Unter feierlichen und pomphaften Ceremonien wurde der Sarg auf dem Kirchhof in das Grab gesenkt; daneben war kein andres geschaufelt.

Erst als die Glocken verklungen, hieß Sibylla die Männer den Sarg ihrer Mutter aufheben. Sie schritt dicht dahinter, die einzige Leidtragende. Den Schleier behielt sie vor dem Gesicht; aber sie trug den Kopf stolz aufrecht, so daß sie eher einer Triumphierenden als einer Trauernden glich. So wenigstens wurde ihre Haltung vom Volk aufgefaßt, das sich vor dem Kirchhofsthore zusammengerottet. In der vordersten Reihe standen alle Freunde und Verwandte des Hauses Sebastiano, darunter die Mutter Sandros in vollem Putz, von vielen Frauen umringt.

Niemand grüßte den Sarg. Nur die Angst vor der „Strega“ erstickte einen Ausbruch der leidenschaftlich erregten Empfindung.

Das Mädchen schien es zu wissen. Ein düsteres Feuer flammte in ihren Augen auf; sie schlug den Schleier zurück und warf einen feindseligen, herausfordernden Blick auf die Menge. Als die Träger, denen es unheimlich zu werden begann, eilen wollten, herrschte sie ihnen zu, langsam zu gehen. Sie gehorchten sofort.

An einem abgesonderten Platz wurde der Sarg in eine niedrige Grube gestellt, welche die Männer hastig zuwarfen.

Sibylla blieb am Grabe bis die Nacht einbrach.

Eine fast fanatische Liebe zu ihrer toten Mutter bemächtigte sich ihrer; den Vater, den sie trotz seiner Rohheit und seines Wesens lieb gehabt, begann sie zu hassen.

Viel dachte sie auch ihres Bruders.

Wie konnte sie ihn seinem Schicksal entreißen?

Und wie den andern dem seinen?

An sich selbst dachte sie nicht.

Der eine Sbirre, der andre Bandit!

Denn davor würde ihn keine Schwesterliebe bewahren können. Der Bandit war ihm voraus bestimmt, wie ihr die Seherin: sie und er waren beide echte Cesana.

Da würde es wohl nichts helfen.

Aber versuchen wollte sie es doch.

Mit diesem Entschluß erhob sie sich von dem Boden; jedoch wie sie ihn ausführen sollte, das wußte das arme, unwissende Geschöpf nur undeutlich und schattenhaft. Es würde ihr gewiß zur rechten Zeit einfallen — ihr eingegeben werden. So unerschütterlich glaubte sie bereits an ihr Wundertum, und daß sie willenlos unter einer geheimnisvollen, furchtbaren Macht stehe.

Mühsam schritt sie davon. Auf ihrem Kopfe lag ein schwerer brennender Druck, wie über einen solchen die Mutter immer geklagt. Sie begab sich nach Hause, kleidete sich um, wartete, bis der Mond aufging, und stieg dann beherzt in die Schlucht hinunter. Gleich heute Nacht mußte das erste gethan werden; sie durfte nicht zaudern.

Unmittelbar neben dem Tempel führte ein Pfad steil hinab. Doch nicht viele hatten den Mut, ihn zu betreten, weniger seiner Gefahr wegen als aus Furcht vor den Dämonen, die in der Schlucht hausten. So viele feierliche Umzüge die Geistlichkeit Tivolis auch bereits unternommen, so kräftig man mit Weihwasser, Rauchwerk und Beschwörung vorgegangen, so zahlreiche Kreuze man in den Schluchten und Grotten eingehauen, so viele Bilder

der schützenden Gottesmutter man darin aufgehangen und den Unholden entgegengehalten — sie wollten von der Stätte nicht weichen.

Obgleich Sibylla seit ihrer Kindheit mit den Schauern des Ortes vertraut war, hatte sie doch noch niemals gewagt, des Abends die Schlucht zu betreten. Seitdem sie jedoch wußte, daß sie selber eine Art Unholdin sei, kannte sie kein andres Grausen mehr, als das Grausen vor sich selbst.

Es sollte an ihrer Vernunft nicht ungestraft bleiben, daß die Verstorbene sie unter dem Herzen getragen.

Ohne besondere Vorsicht tastete sie sich die Felsen entlang, in die damals noch kein Weg eingesprengt, keine Galerien eingehauen waren. Die Zweige des wilden Oelbaums und Arbutus oder des stachlichten Mastyx mußten ihr Halt geben. Zuweilen schien sie wie über dem Abgrund zu schweben. Da sie jedoch den grausigen Pfad kannte, wie den Rundgang des elterlichen Tempelhauses und sich überdies ihrer sibyllinischen Kräfte bewußt war, that sie selbst bei dem täuschenden Schimmer des Mondes keinen Fehltritt. An Stellen, wo die Zweige über ihr zusammenschlugen oder wohin das Mondlicht noch nicht gedrungen war, wartete sie, bevor sie weiterschritt, bis sich ihre Augen an die Finsternis gewöhnt hatten. In dem schwarzen Grund sah sie den blassen Gischt sich dahinwälzen und fühlte ihr Gesicht genäßt von dem Sprühregen der Fälle, die von allen Seiten hinabrauschten.

Endlich näherte sie sich ihrem Ziel.

Mehr und mehr verengte sich die Schlucht, die Felsen rückten zusammen, schlossen sich fast. In ungeheuerlichen

phantastischen Bildungen stieg es rings um die Nachtwandlerin auf, ein Gewirr mondscheinbeschienener Klippen und Zacken. Ein Brausen über ihr, ein Brausen unter ihr, daß der Boden zu schwanken schien. Ueber niedrigem, schier undurchdringlichem Gesträuch, einer Wildnis von Schlingpflanzen und Röhricht, hohem Blattwerk und riesenhaften Farren, ward der finstere Eingang zu einer Grotte sichtbar, die in die Unterwelt selbst zu führen schien. Betäubend war der Lärm, der aus der Oeffnung heraufdrang: ein Zischen und Tosen, ein Brodeln und Brüllen, daß es einen Donnerschlag übertönt hätte. Dichte Wolken Wasserdampfes quollen hervor.

Sibylla wartete, bis sie ihr Herz weniger stark schlagen fühlte; dann drang sie mutvoll vorwärts, in die finstere, schlüpfrige Tiefe hinab.

Sie befand sich in einer hohen Grotte, einem gewaltigen Felsenspalt. So viel in der Dunkelheit zu erkennen, schien in der Ferne eine mächtige Säule aufzusteigen, über die sich ein matter Schein ergoß. Von dort kam der Donner her. Es war der Anio, dessen Hauptmasse sich von oben herabstürzte. Wenige Schritte von dem kühnen Mädchen entfernt wirbelte der Strom in wilden Strudeln einem unterirdischen Abfluß zu. Es war die Neptunsgrotte.

Sibylla kauerte auf dem Felsboden, den von Zeit zu Zeit eine Welle überspülte, halb betäubt von dem höllischen Lärm. So verharrte sie lange. Als der Mond durch den Felsenspalt herabschien und Wasserfall und Grotte plötzlich wie durch Zauberschlag in bläulichem Glanze erstrahlten, ein Mondregenbogen über dem Abgrund sich wölbte, stand sie auf, trat bis zum Rand der

Klippe vor, erhob Antlitz und Arme und sprach langsam und feierlich den sibyllinischen Spruch, den sie seit der Kindheit aus der Erinnerung verloren und der ihr gestern nacht plötzlich wieder eingefallen war. Das vollbracht, bückte sie sich, pflückte eine blasse Blume, die auf der Klippe blühte, zog den Dolch ihres Vaters aus dem Mieder, stach sich damit in den Arm und ließ drei Blutstropfen in den Kelch der Blume fallen; darauf warf sie den Dolch in den Strom.

Als der wundersame Glanz um sie her erblaßte, der Farbenschimmer über dem Sturze erlosch, ging sie.

Das Leben ihres Bruders war gefeit. Nur eine Kugel konnte ihn treffen — über diese eine hatte sie keine Gewalt.

5.

Schon vor Sonnenaufgang saß Sibylla und nähte aus dem Fell einer Wildkatze, die ihr Vater in einer Adventnacht auf „Blutgrund" geschossen, einen kleinen Beutel und barg darin die blasse, von den drei Tropfen gerötete Blume. Die Schnur, an welcher der Beutel getragen wurde, drehte sie aus ihrem Haar. Dann packte sie in einen Korb zusammen, was sie an Eßwaren im Hause hatte: einen Sack Maismehl, eine Flasche mit Oel, ein Bündel gedörrter Anioforellen. Auch von ihres Vaters Kleidern that sie hinzu und füllte einen Schlauch von Ziegenleder, darin im Herbst Most aufbewahrt wurde, mit Wein. Nun legte sie sich ihre weißen Schleiertücher auf, hob den Korb auf den Kopf und schickte sich an, das Haus zu verlassen. An der Thür zauderte sie, wandte sich noch einmal zurück.

„Es hilft ja doch nichts.“

Das murmelnd nahm sie die Büchse des Vaters von der Wand herab, hing sie über die Schulter, packte auch noch auf, was sie an Pulver und Blei vorrätig fand. Jetzt begab sie sich ohne weiteres fort, schloß hinter sich zu und legte den Schlüssel unter ein antikes Kapitäl, das vor der Thüre als Sitz diente.

Es war eine mühselige Wanderung durch die Steinwüsten des Gebirges, die Last auf dem Haupte. Aber ihre Seele war so beschwert, daß sie für die Anstrengung ihres Körpers keine Empfindung hatte. Mit gleichmäßigem Schritt, beide Arme übereinander geschlagen, stieg sie über Geröll und durch die trockenen Rinnsale der Bäche steil aufwärts. Nicht mit dem Blick zu umspannen, lag unter ihr das schimmernde römische Land; am Horizont rannen Meer und Himmel leuchtend ineinander.

An den grauen Felsenlehnen erspähte sie dann und wann die Steinhütte eines Hirten und diesen selbst, in Felle gekleidet, an seinen langen Stab gelehnt, die Herden weidend.

Er sah die einsame Bergwandlerin und sang ihr ein schwermütiges Ritornell hinüber, erhielt aber keine Antwort.

Scharen brauner Felsenhühner liefen über ihren Weg; im Grase raschelten unaufhörlich die Lacerten; sie funkelten, als glitten Regenbogenstrahlen durch die Blumen und das duftende Kraut. Aus dem wilden Buschwerk tauchten schwarze halbwilde Bergschafe auf. Ueber der erhabenen Oede kreiste einsam ein Adler.

Zuweilen kam sie an einem Steinhaufen vorüber, darauf ein rohes Holzkreuz errichtet war, vom Winter-

sturm halb niedergerissen: hier ward einer erschlagen. Bei jedem dieser Zeichen dachte sie der beiden andern Kreuze, die einmal für zwei Erschlagene errichtet werden würden. Wo aber war das dritte Grab? Das dritte konnte sie nicht sehen, so sehr sie auch in sich schaute.

Die silberfarbene Pyramide des Genaro immer vor Augen, wanderte sie weiter ohne auszuruhen. Als die Mittagssonne heiß herabzubrennen begann, gewahrte sie das Felsenplateau, auf dem die Hirten von Monticelli ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Carlo empfing seine Schwester, als ob er auf sie, oder vielmehr auf ihren Korb lange hätte warten müssen. Er begrüßte sie, ohne sich vom Boden zu erheben, wo er unter Lavendel und Menthe einen guten Teil des Tages Siesta hielt. Sogar er mußte wahrnehmen, welche Veränderung mit ihr vorgegangen.

„Der Vater ist tot.“

„Gestern begraben, auch die Mutter.“

Carlo heulte laut auf. Nach einer halben Stunde verlangte er ungeduldig, daß Sibylla „endlich“ Feuer anmache, um einige von den gedörrten Forellen, seiner Lieblingsspeise, in Oel zu braten.

Sie hatte zu diesem Zweck bereits trockenes Reisig gesammelt.

Während sie die Mahlzeit bereitete, begann Carlo von neuem zu schluchzen und sich auf dem Boden zu wälzen. Seine Schwester bat ihn flehentlich, doch nicht zu weinen, wobei ihr selbst lautlos die Thränen herunterrannen; von der Feuerstelle aus sprach sie ihm Trost zu.

„Beide haben sie bald das Fegefeuer überstanden und gehen dann in die ewige Seligkeit ein — der ewigen

Seligkeit teilhaftig werden sie auch ohne Priester und ohne Totenmessen. Die Cesana brauchen die Priester nicht. Das ist ein starkes Geschlecht! Die Mutter ging nie in die Kirche, beichtete und kommunizierte niemals und war doch eine gute Frau, gar nicht so einfältig, wie die Leute uns glauben machen wollten. Pfui, die Leute! Auf deren Geschwätz darfst du nie hören. Nichts als Verleumdung und Lügen. Die Mutter starb wie eine Heilige. Und was sie mir alles gesagt hat!"

„Was?" forschte Carlo. „Hat sie heimlich Geld aufbewahrt? Ist es viel? Wie viel ist es?"

Er war so aufgeregt, daß er in die Höhe sprang.

„Pah, Geld! Wenn du Geld haben willst, davon kann ich dir genug verschaffen."

„Du, halt mich nicht zum Narren, hörst du."

Er warf sich wütend und enttäuscht wieder hin, ohne weiter zu fragen, was die Mutter in ihrer Sterbestunde seiner Schwester gesagt. Vielleicht hatte sie ihm ihren Segen hinterlassen, aber für den echten Italiener ist Geld der einzige Segen.

Sibylla hielt ihres Bruders Schweigsamkeit für einen neuen Ausbruch seines Grams. Um ihn auf andre Gedanken zu bringen, trug sie ihm das köstlich duftende Fischgericht auf, wobei sie scheinbar gleichgültig hinwarf: „Wäre ich du, so wüßte ich, was ich thäte."

Carlo hatte Hunger wie ein Wolf und wußte daher sehr wohl, was er zu thun hatte, that es auch. Sibylla schenkte ihm aus dem Schlauch seine Kürbisflasche voll, setzte sich ihm gegenüber auf ein Felsstück und schaute mit herzlichem Anteil seinen Thaten zu, welche bald die ganze Pfanne leerten.

Für sich hatte sie nur ein Stück Brot abgeschnitten, worüber Carlo sehr erfreut war.

„Ja, wenn ich du wäre," begann sie von neuem, kein Auge von ihm wendend. „Ein Bursch bist du, wie kein zweiter im ganzen Kirchenstaat. Ich bliebe gewiß nicht in Tivoli. Was sollst du dort wohl anfangen?"

Er wußte es sehr wohl: sich von seiner Schwester alle Tage Forellen braten lassen. Daher begnügte er sich, ihre Worte zu wiederholen.

„Was sollte ich wohl anfangen — freilich."

„Ich an deiner Stelle ginge nach Aquila, wo auch Cesana sind." Sie wartete angstvoll, was er zu Aquila und den Cesana sagen würde. Da er jedoch völlig stumm blieb, er wußte wohl warum, fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort: „Oder wenn du durchaus nicht nach Aquila willst, so gehe in Gottes Namen in die Abruzzen. Dort ist ein Mann wie du, der eine gute Büchse führt, mehr als ein Principe."

Carlo vergaß vor Erstaunen, den Bissen in den Mund zu stecken. Er brummte: „In dich ist wohl der Teufel gefahren!"

Da sie ihn in einer solchen Verfassung fand — er ging also ungern von ihr fort, die Madonna segne ihn dafür! und er den Teufel beschworen, mußte sie ihm die Hölle etwas heiß machen.

„Oder willst du das ganze Jahr über in den Oliveten arbeiten?" drohte sie; „denn arbeiten mußt du, in Tivoli."

Das wirkte. Er wurde sichtlich beunruhigt; denn er kannte ihren eisernen Willen.

„Die Seidenwürmer müssen wir aufgeben," schmie-

dete Sibylla das heiße Eisen. „Dafür könnten wir des Nachbars Vigne pachten. Sie liegt zwar entfernt und hat mehr Steine, als Blätter darauf wachsen; aber du — —“

Sie erkannte seinen Schreck, ließ das Gespräch plötzlich fallen, that ihren Meisterschlag.

„Ich habe dir auch des Vaters Büchse mitgebracht. Du kannst dich hier üben.“

Gleich war er Feuer und Flamme, ließ sogar das Essen stehen, sprang auf, lief nach dem Fels, dahinter Sibylla bei ihrer Ankunft die Büchse gestellt, kam damit zurück, sie sofort einer sorgfältigen Prüfung unterziehend.

„Es gibt hier Wölfe genug. Die dummen Hirten verjagen sie nachts durch Feuer, anstatt sie anzulocken und niederzuschießen.“ Seine Augen leuchteten. Es war zum erstenmal in seinem Leben, daß er mit einer Büchse schießen sollte, deren einstiger Besitz seit den Kinderjahren das höchste Ziel seiner Hoffnungen gewesen.

Das Gewehr ladend, rühmte er seine Schwester: „Du denkst doch an alles.“

„Also du versprichst mir, den Sommer über hier oben zu bleiben?“

„Ich muß Wölfe schießen. Zum Winter komme ich dann hinunter.“

„Wozu?“ Sie machte sich am Feuer zu schaffen. „Denk dir, Sandro Sebastiano —“

Carlo ließ die Büchse, die er eben zum Probeschuß auf einen Falken angelegt, wieder sinken.

„Was ist's mit dem?“

„Der ist in Rom.“

„Meinethalb!“ Er beobachtete den Vogel, der über einem Felsen kreiste.

„Zum Winter kommt er wieder nach Tivoli.“

„So?“

„Als Sbirre.“

„Das lügst du!“ schrie Carlo auf und ward totenblaß. Aber er kannte seine Schwester; er warf die Büchse hin, drückte sein Gesicht auf den Boden und begann bitterlich zu weinen. Die Schande seines Gespielen traf ihn tiefer ins Herz als der Tod der Eltern.

Sibylla stand mit zuckenden Lippen neben ihm und mußte sich Gewalt anthun, nicht hinzuknieen und seinen Kopf an ihr Herz zu drücken, aufschluchzend: Ich habe ihn ja auch lieb gehabt!

Da fiel ein Schuß. Als ob ein Mensch getroffen sei, schrie Sibylla auf. Sie sah Carlo mit der rauchenden Büchse in der Hand: er hatte den kreisenden Falken getroffen. Dann trat er dicht vor sie hin, erhob seine geballte Hand und drohte: „Wenn du mir noch weiter an den Menschen denkst, töte ich dich. Starr' mich nicht an wie eine Tolle! Als ob ich nicht wüßte, daß du in ihn vergafft bist.“

Vor Sibyllas Augen ward es dunkel. Die Scham erstickte ihre Stimme; sie konnte nur eine abwehrende, beschwörende Bewegung machen.

„Willst du leugnen, daß du schon als ganz junges Ding auf der Gasse nach ihm ausgeschaut hast, du — du Dirne!“ schrie er sie außer sich an.

Da bäumte sich ihr tödlich getroffener Mädchenstolz wie ein getretener Wurm in ihr auf, daß der wütende Jüngling vor ihren flammenden Blicken zurückwich.

„Wärst du nicht mein Bruder, ich würde dir mit der Faust ins Gesicht schlagen. Weißt du nicht, du thörichter Knabe, daß er und ich Todfeinde sind und es in den Sternen geschrieben steht, daß unser beider Blut vergossen werden muß? Hüte dich, daß deines nicht auch fließt.“

Sie stand vor ihm wie eine Sabinerin aus der alten großen Zeit, der ein Römer Schmach angethan, sah ihm voll ins verblichene Gesicht, wandte sich von ihm ab und ging in die Wildnis hinein. Er wagte nicht, ihr zu folgen.

Erst bei Sonnenuntergang kam sie zurück. Da die Hirten bereits ihre Herden dem Lagerplatz zutrieben, hielt sie in einiger Entfernung an und winkte dem Bruder, der die ganze Zeit über nach ihr ausgespäht hatte. Als er bei ihr war, bedeutete sie ihn stumm, auf einem Felsen Platz zu nehmen, während sie vor ihm stehen blieb.

„Es bleibt dabei, daß du den Sommer hier oben zubringst. Ich werde dir jede Woche durch einen Knaben Wein und Brot heraufschicken, dir auch Pulver und Kugeln besorgen. Die Leute in Tivoli sind uns feindlich gesinnt; es würde zwischen ihnen und dir zu Streit und Zank kommen, und das dulde ich nicht. Zum Winter gehst du nach Rom und wirst Soldat. Das ist ein braver Stand! Damit du in der Stadt bald zu Ansehen gelangst, geb' ich dir Geld. Du sollst leben können wie ein Signore. So will ich's und so geschieht's.“

In stummem Trotz hörte Carlo zu; als sie des Geldes Erwähnung that, sah er flüchtig auf.

„Wie willst du wohl zu Geld kommen?“ murrte er ungläubig. „Das alte Heidenhaus kauft dir kein Mensch

ab und für die Vigna samt der Oliveta zahlen sie dir nicht hundert Skudi."

„Ich bringe dir zum Herbst tausend Skudi herauf und mehr," bestimmte Sibylla mit solcher Sicherheit, daß ihr Bruder nicht wußte, was er davon denken sollte.

Ob sie wohl nach der Mutter artete? überlegte er, einen scheuen Blick zu ihr hinüberwerfend. Da sie aber so ruhig dastand, so stolz und streng aussah, fiel ihm ein, daß sie schließlich alles könne, was sie wolle. Möglicherweise war sie auch wirklich eine Zauberin.

Tausend Skudi hatte sie ihm verheißen, tausend Skudi und mehr; vielleicht würden es zwei, vielleicht gar dreitausend! Seine Augen funkelten, als sähe er das viele Geld vor sich.

Er erteilte also seine Einwilligung: wenn das Geld da sei, wolle er nach Rom gehen; sonst müsse sie für ihn sorgen.

Sibylla fühlte sich beruhigt, denn wegen des Geldes war sie gewiß. Sie gab ihm jetzt das Säckchen, das sie für ihn genäht hatte.

„Es steckt ein Zauber darin," sagte sie mit düsterer Feierlichkeit und legte ihm selbst die Schnur um den Hals.

Sie versteht sich auf solche Dinge, dachte ihr Bruder mit ehrlichem Entsetzen. Da er annahm, daß sie alle seine Gedanken wisse, stammelte er: „Ich dachte nur, ob du wohl selbst den Zauber gemacht hast. Vor dem Tode der Mutter konntest du das noch nicht."

„Nein, vor dem Tode der Mutter konnte ich das noch nicht." Sie seufzte auf; es klang wie ein Stöhnen.

„Und jetzt kannst du's?"

Sie nickte ernsthaft.

„Jetzt kann ich's."

„So bist du auch eine —" Ihm wollte das schreckliche Wort nicht über die Lippen.

„Gewiß bin ich auch so eine. Was hilft's? Wir müssen werden, was wir werden sollen, und müssen erfüllen, wofür wir bestimmt sind." Leiser setzte sie hinzu: „Man kann freilich seinen Verstand dabei verlieren."

Sie dachte an ihre Mutter.

Schaudernd wich der Jüngling vor seiner Schwester zurück. Sie wußte: jetzt kommt er sicher nicht nach Tivoli, auch wenn ich ihm das Geld nicht bringen würde. Ihm graut's vor mir.

Carlo wollte nicht dulden, daß Sibylla die Nacht im Lager zubringe, da ihre Anwesenheit den Herden seiner Gastfreunde Schaden zufügen könne. In größter Ermattung machte sich daher das Mädchen auf den Heimweg. In einiger Entfernung vom Lager legte sie sich unter einer Korkeiche nieder. Von ihrem Platz aus konnte sie das Feuer sehen, das die Hirten zum Verscheuchen der Wölfe entzündet hatten. Dort lag auch ihr Bruder in tiefem glücklichem Schlaf.

Vielleicht vermochte sie ihn doch zu retten.

6.

Nur durch eine breite und tiefe Kluft vom Sibyllentempel geschieden, war die Stelle, wo die Hauptmasse des Anio unterirdisch in die Neptunsgrotte niederstürzt. Vor geraumer Zeit hatte ein Erdbeben hier den Fels derartig erschüttert, daß er klaffende Sprünge und Risse erhalten. Die Bewohner Tivolis schwebten seit Jahren in Angst, der Fels werde einstürzen und das Bett des wilden Stro-

mes, der dann seine Fluten durch die Stadt ergossen hätte, verschütten.

Um den bedrohten Ort unter besonderen Schirm und Schutz des Himmels zu stellen, hatte Tivolis fromme Bürgerschaft dicht an der gähnenden Oeffnung, durch die sich der Anio in die Tiefe warf, der fürbittenden Gottesmutter ein Kapellchen errichtet, in welche sich der drohenden Gefahr wegen nur selten einige Andächtige hineinwagten. Auch war das kleine Heiligtum durch verschiedene Erdstöße und Erschütterungen mehrfach eingestürzt und nie wieder völlig aufgebaut worden. Bei jedem besonders heftigen Gewitter geriet ganz Tivoli in Furcht und Zittern, daß die gefürchtete und längst erwartete Katastrophe eintreten könne. Alle Bewohner waren dann auf dem Platz vor der Schlucht versammelt, die Geistlichkeit mitten darunter, die Weiber auf den Knieen wehklagend, die Heiligen anrufend, die Männer ebenso hilflos. Alle Glocken läuteten, des Nachts brannten Pechpfannen. Auch zur Zeit der starken Regengüsse, oder wenn Erdbeben zu befürchten standen, wurde in den Kirchen inbrünstig für die gefährdete Stadt gebetet. Unter Voranführung des wunderthätigen Marienbildes umzogen Prozessionen die schauervolle Stätte, und dem wütenden Element wurde der Gekreuzigte entgegengehalten. Bis jetzt hatte das auch immer geholfen.

Seitdem Sibylla ihrem Bruder die Büchse seines Vaters gebracht, hatte die gewaltige Erregung ihres ganzen Wesens nachgelassen, so daß es wie eine Abspannung aller ihrer Kräfte — auch ihrer physischen — über sie kam. Ihre geschäftige Regsamkeit war einem düsteren Grübeln gewichen, einer geistigen und körperlichen Stumpfheit, die

zu Zeiten dem Stumpfsinn glich. Kaum daß sie sich etwas Essen bereiten und ihres Bruders Sachen in stand halten mochte; die Cocons, von denen sie noch großen Vorrat hatte, rührte sie nicht an. Da ihr das öde Haus unheimlich geworden, wie von dem irrenden Geist ihrer Mutter bewohnt, hielt sie sich wieder viel in der Schlucht und an den Fällen auf, wo sie stundenlang in die Strudel starren konnte, alle die mütterlichen Sprüche, die ihr aus ihren Kinderjahren mit jedem Tage mehr und mehr wieder einfielen, eintönig vor sich hin singend. Ihr Lieblingsplatz für ihre schwermütigen Träumereien und sibyllinischen Stimmungen war jene halbzerfallene Marienkapelle geworden. Hier brachte sie einen großen Teil des Tages zu und zwar, da sie schlaflose, fieberhaft erregte Nächte hatte, in denen sie in wilde Phantasien verfiel, schon vom Morgengrauen an. Auf den Stufen kauernd, neben sich den Eingang in die Unterwelt, in welche hinab pfeilschnell die tosenden Wasser schossen, wurde ihre Vernunft von den Wirbeln einer tollen Einbildung ergriffen.

Rings um sie her war der Boden zerklüftet und geborsten, oft spürte sie ihn unter sich erbeben, und oft hörte sie durch den Donner des Falles, wie sich in der Tiefe große Felsstücke ablösten und mit schrecklichem Getös niederschlugen.

Das gute Volk von Tivoli, welches das Mädchen fortwährend dort sitzen sah, fühlte sich dadurch höchlich beunruhigt: sie verhexte den gefährdeten Ort. Gern hätte man ihr durch den Geistlichen den Aufenthalt an jener Stelle verbieten lassen, fand jedoch nicht den Mut dazu.

Die Traubenlese hatte bereits begonnen, als Sibylla

eines Abends zu den Ruinen der Hadriansvilla hinunterstieg, dort gewisse Kräuter zu sammeln, aus denen sie für ihren Bruder eine Salbe bereiten wollte. Carlo hatte ihr durch den Knaben, der ihn jede Woche mit Proviant versorgte, das Fell des ersten, selbst erlegten Wolfes geschickt und der Bote dem Mädchen verraten, daß der Jäger im Kampfe mit dem Raubtiere eine tiefe Schramme im Schenkel davongetragen habe. Die Salbe sollte das Wundfieber stillen.

Ohne für die Wunder ihrer Umgebung einen Blick zu haben, durchwandelte sie suchend die Wildnis. Wie die Trümmer einer zerstörten Stadt, einer untergegangenen Welt von Pracht und Schönheit, lag es in den Waldungen, den Feldern, Wiesen und Morästen zerstreut; bald halb versunken, bald gewaltig aufragend. Blumige Prairien, auf denen Pferde- und Ochsenherden weideten, königliche Pinienwälder, düstere Cypressen- und Eichenhaine begruben die vernichtete Herrlichkeit. Ueber diesem großen Grabe standen trauernd gebrochene und geborstene Säulen.

Weinberge und Oelwälder füllten die Thermen, die Gymnasien und Akademien. In den Prachtgemächern des kaiserlichen Palastes wurde das Wildschwein gejagt, in den Sümpfen des Canapus brüllte der Büffel und in den Labyrinthen der „Unterwelt“ verbarg sich der verfolgte Bandit. Sibylla schritt über Stellen, wo im Sande bunte, musivische Bilder aufglänzten, durch Säulenhallen, deren Nischen sich in Rosen hüllten, an Tiefen vorüber, darin unter Menthe und Ginster ein umgestürzter Obelisk lag, oder der Torso einer Riesenbildsäule. Statuen, Reliefs, Inschriftplatten und Stücke von Prachtgebälken

waren, zu kleinen Hügeln aufgeworfen, für den Kalkofen bestimmt.

Ohne Staunen und ohne Gedanken blickte die Sabinerin zu den felsenähnlichen Wänden und Riesenwölbungen empor, die ein schönerer Wahnsinn, als der Neros gewesen, einst für die „Ewigkeit" bestimmt, hier aufsteigen ließ.

Sie befand sich in dichtem Gebüsch, einer Pinienwiese gegenüber, als sie plötzlich stehen blieb, lauschte, die Zweige behutsam auseinanderbog, hindurchspähte und unentschlossen schien, ob sie weitergehen oder umkehren sollte. Unter einer Pinie hatten sich zwei junge Mönche gelagert, die laut und eifrig im Dialekt der Sabiner miteinander sprachen. Gerade wo sie lagen, hatte Sibylla ein Kraut zu finden gehofft, das seine Wirkung verlor, sobald sie es pflückte, wenn jemand sie dabei sehen konnte. Und gar Mönche.

Sie entschloß sich also, zu warten, bis die beiden aufstehen und fortgehen würden; denn bald ging die Sonne unter, und es war dann in den Ruinen der Fieberdünste und Unholde wegen ein gefährliches Bleiben. Auch fühlte sie sich durch die ungewohnte Anstrengung des weiten Weges völlig erschöpft. Sie setzte sich also nieder, schloß die Augen und hörte teilnamlos auf das Mönchgeschwätz.

Sie sprachen von „Roma antica". Der Aeltere erzählte seinem Genossen die Geschichte der Trümmerwelt, darin sie sich aufhielten. Er sprach von Hadrian, von Antinous. Sibylla verstand nichts davon, es kümmerte sie auch nicht.

Sie wollte an ihren Bruder und dessen Verwundung

durch die Wolfstatze denken: es war doch ein mutiger Junge! Und wie stattlich er geworden! Sie kannte keinen so schönen und unbändigen!

Kannte sie wirklich keinen? Sie hätte erst darüber nachsinnen müssen, und dabei schmerzte ihr Kopf immer so mörderisch! Sie wollte es lieber nicht thun: ohne das Denken war das Leben weit schöner.

Und am schönsten war's, mit geschlossenen Augen im Sonnenschein zu liegen und die Wipfel über sich rauschen zu hören.

Auf einmal wurden ihre starren Züge seltsam belebt; sie öffnete die Augen, sah erstaunt um sich, horchte, lauschte — — dann erhob sie sich halb, mit angehaltenem Atem zuhörend, alle Sinne anstrengend, um das Gehörte zu verstehen und zu fassen.

„Leben für Leben! Wer sein Leben für das eines andern hingibt, dessen Opfer wird von der sühnenden Gottheit angenommen."

So begriff sie das Unbegreifliche.

Die beiden Mönche hatten ihre Rast längst beendet und ihren Weg fortgesetzt, als Sibylla noch immer auf den Knieen lag, in einer Versunkenheit, die sie nicht gewahren ließ, daß die Sonne untergegangen, die Nebel und Fieberdünste aufbrauten. Erst das kalte Wehen des Nachtwindes brachte sie zur Besinnung. Sie schauerte zusammen, erhob sich mit schweren Knieen und schmerzendem Haupt, schritt schwankenden Schrittes zur Pinie, pflückte beim letzten Dämmerlichte die Kräuter und trat ihren Rückweg an.

Noch viele Tage nach diesem Vorfall ging sie wie im Traume umher. Am Rand des Anio sitzend, gedachte

sie jenes Jünglings, der im fernen Aegypterland sich für seinen Kaiser in den Strom gestürzt. Und der Kaiser blieb leben!

Wie aber, wenn es zwei waren, die durch des einen Tod am Leben bleiben sollten?

Vergebens suchte sie auf diese Frage die Antwort.

7.

Sandro befand sich wieder in Tivoli als Sbirre.

Um seine innere Scham zu betäuben und den Haß seiner Landsleute mit Haß zu vergelten, hatte er durchgesetzt, nach seiner Vaterstadt berufen zu werden. Uebrigens stand die bunte Uniform dem schmucken, schwarzlockigen Burschen vortrefflich, und mit seinem kühnen, stolzen Gesicht glich er darin eher einem Befehlshaber als einem Untergebenen. Seine Mutter, die auf der Welt kein höheres Glück kannte, als ihren Sandrino stattlich gekleidet zu sehen und ihn schon als Kind am liebsten zu einer Puppe gemacht hätte, war glückselig. Nur daß sie es ganz im geheimen sein mußte, war ihr leidenschaftlicher Kummer. Seit einem Jahre war es die Lebensbeschäftigung dieser Mutter gewesen, vor den Leuten über ihren ungeratenen Bengel, den verd . . . Sbirren, zu lamentieren und nur im stillen über ihren lieben Jungen, den Signor Carabiniere, zu jubilieren. Das war sehr weise von dieser vortrefflichen Frau. Ihre Lamentationen gewannen ihr sämtliches weibliches Mitgefühl, das in Tivoli vorhanden, während Jubel ihr den ganzen Vorrat von Haß zugezogen hätte. Und es waren Sabinerinnen!

Um jedoch auch ihrem armen Sohne zu helfen und für sich womöglich noch mehr öffentliches Beileid zu ge-

winnen, ersann sie etwas, durch dessen Erfindung sie sich selbst übertraf:

Sibylla Cesana, um die Familie Sebastiano noch tiefer in Jammer und Unglück zu stürzen, habe ihrem Sandrino den verdammten Sbirren angehext. Auch, daß er nach Tivoli gekommen, sei ihr Werk, denn nur in Tivoli habe sie Gewalt über ihn.

Gerade zu rechter Zeit erinnerten sich sämtliche Weiber an das Begräbnis der Donna Cesana und an den Blick, den die Tochter auf Donna Sebastiano geworfen, und bald gab es in Tivoli kein Kind, das nicht die Schauergeschichte wußte: wie Sandro Sebastiano Sbirre geworden. Selbst den Männern kam die Sache verdächtig vor; daß ein Bürgersohn Tivolis freiwillig Häscher ward, konnte kaum mit rechten Dingen zugehen. Wer aber schließlich am unerschütterlichsten daran glaubte, das war Donna Sebastiano selbst, die plötzlich ihre ausschweifendsten Phantasien erfüllt sah; sie war in Tivoli zu einer Art von Mater Dolorosa geworden.

Es konnte nicht fehlen, daß auch Sandro von dem Gerücht zu hören bekam; hielt man ihn doch auf einmal statt für einen verächtlichen, hassenswerten Menschen für ein Opfer höllischer Künste. Zuerst ward er wild und wütend über die „Tollheit“, darauf nachdenklich; er entsann sich aus seinen Kinderjahren jener Straßenscene, wo er ihr, gereizt durch ihre stolze Schweigsamkeit, in knabenhaftem Uebermut gedroht: „Wenn ich erst groß und ein wirklicher Sbirre geworden, lasse ich dich als Hexe einsperren.“

Nachdem dieser Vorfall wieder in seine Erinnerung gekommen, verarbeitete und verwandelte er denselben in

seinem Gemüte, bis er sich gar nicht mehr vorzustellen vermochte, aus welchem Grunde er einen Beruf ergriffen haben konnte, der ihm den Haß aller eintrug. Was früher Lust am kindischen Spiele gewesen, war allmählich Lust am Ernst geworden. Aber niemals hätte er sich eingestanden, daß der bunte Rock, der Federhut, der blanke Degen und das gebietende kühne Ansehen der stattlichen Männer schon als Knabe sein Staunen und seine höchste Bewunderung erregt hatten. Auch Trotz mochte hinzugekommen sein. Warum sollte ein Sbirre nicht gleichfalls als ehrlicher Mann gelten? Selbst der allgemeine Haß, der diesen traf, war ihm zwar fürchterlich, aber doch nicht unbegehrenswert erschienen.

So kam es denn auch ihm, dem in düsterem Aberglauben Aufgewachsenen, immer wahrscheinlicher vor, daß eine geheimnisvolle dunkle Macht über ihn bestimmt habe und nicht aufhöre, eine unheilvolle Gewalt auf ihn auszuüben, eine Gewalt, die er am Klopfen seines Herzens, am Strömen seines Blutes empfand und der er nicht zu widerstehen vermochte.

Denn wenn er recht darüber nachsann, darüber brütete: Was scherten ihn die Leute in Tivoli und deren Haß? Um ihretwillen war er wahrhaftig nicht wiedergekommen, wo er hätte in Rom bleiben können, der großen, prächtigen, heiligen Stadt. Da lag der Zauber! Hatte er nicht oft bis vor die Porta von San Lorenzo laufen müssen, nur um den Weg zu sehen, der nach Tivoli — der zum Sibyllentempel führte? Wenn er am Abend fortgegangen wäre, hätte er am Morgen wieder zurück sein und doch über eine Stunde in der Säulenhalle stehen können, wo er ihr damals gesagt, daß er

nach Rom wolle. Wenn er von einem der römischen Hügel einmal zufällig aufgesehen und den Berg erblickte mit dem schimmernden Häuserstreifen, hatte ihn da nicht jedesmal Sehnsucht und Heimweh gepackt, daß ihm das Wasser in die Augen getreten?! Aber nicht Heimweh nach Tivoli, nicht Sehnsucht nach seiner Mutter — wahrhaftig nicht! Und das alles sollte kein Zauberwerk sein? Hatte er nicht schon als Knabe stehen bleiben müssen, auf ihre Stimme lauschend und sie anstarrend? Schon als Knabe war sie ihm lieb gewesen, mehr als Vater und Mutter, und er hatte ihr doch immer Groll und Haß zeigen müssen, wo er am liebsten gleich für sie gestorben wäre. War auch das keine Zauberei?!

Er knirschte mit den Zähnen, stöhnte laut, sich selbst entsetzend über den Haß, den er jetzt gegen sie empfand, gegen diese Zauberin, diese Hexe, diese Sibylle!

Aber er wollte sich rächen!

Tag und Nacht bewachte er sie; er spürte jeden ihrer Wege auf, ging ihr nach auf Schritt und Tritt, lauerte ihr überall auf, verfolgte sie wie ein Jäger sein Wild. Als einer seiner älteren Kameraden diesen Dienst, weil er sich einmal lohnen konnte, für sich verlangte, wäre deswegen fast Blut geflossen: kein andrer, dem sein Leben lieb sei, solle wagen, das Mädchen dem Sindaco von Tivoli zu überliefern. Sie sei sein — schon von früherer Zeit her.

Auch hatte er bereits allerlei Verdächtiges bemerkt: ihr stundenlanges Verweilen an jenem gefährdeten Ort; ihr Kräutersammeln nachts in der Schlucht, wenn der Mond schien und der Totenvogel schrie. Und daß sie niemals die Kirche betrat, niemals ein Heiligenbild grüßte,

jedem Priester auswich. Das Grausigste indessen, was der Sbirre entdeckte, war: sie hatte den bösen Blick! Um sich davor zu schützen, trug Sandro an seiner Uhrkette das kleine Büffelhorn, diesen mächtigen Talisman gegen den Malocchio; aber mit Entsetzen empfand er, wie ihr finsterer, starrer Blick trotzdem mehr und mehr Macht über seine Seele gewann. Dabei sah sie ihn, wenn er ihr drohend in den Weg trat, kaum an. Für einen vollen heißen Blick — des Hasses natürlich! aus diesen dunklen unergründlichen Augen hätte er ein Verbrechen begehen können; in solchem Maße war er bereits durch sie dem Bösen verfallen.

Alle diese untrüglichen Beweise für ihre Zauberkraft sammelte er mit leidenschaftlicher Sorgfalt, um, sobald sie vollzählig waren, die Anzeige zu machen, wie seine Pflicht ihm gebot.

Zum Oktoberfeste wurden in Tivoli eine Lotterie und Tombola, diese beiden offiziellen Mausefallen, angesagt. Der Speck für die dummen Mäuse war diesmal ganz besonders lecker: allein für die Tombola ein Hauptgewinn von zweitausend Skudi. So kam denn auch das angelockte Volk aus allen vier Himmelsgegenden herzugeströmt, durch die ungewöhnliche Größe des Gewinnstes in eine Aufregung versetzt, wie vor dem Ausbruch einer Revolution.

Lotterie und Tombola!

Die Faulen arbeiten, die Gottlosen beten, die Armen hungern, die Wohlhabenden darben ihretwillen. Um ein Lotterielos ziehen und in der Tombola spielen zu können, verkauft ein Mädchen seine Tugend, hintergeht die Frau ihren Mann, betrügt der Bruder den Bruder; ehrliche

Männer werden für sie zu Dieben, und ein Bandit kann darum einen Mord begehen. Zu keiner Zeit sind die Kirchen so voller Andächtigen, wird die Madonna so inbrünstig um Fürbitte angefleht, erhalten die Heiligen so reichliche Gelübde, als an dem Tage vor dem Herauskommen einer Lotterie und dem Ausrufen einer Tombola. Schon Wochen vorher, ehe man die Nummern zieht, bemächtigt sich der Gemüter eine fieberhafte Erregung. Jeder Traum wird ausgelegt, jedes Ereignis, jeder Zufall gedeutet. Die Weiber laufen zu den Mönchen, den Wöchnerinnen, den Sterbenden, um sich Zahlen nennen zu lassen. Sie werden zu Auguren und beobachten den Flug der Vögel. Das zerlesene „Glück in der Lotterie" und das vergriffene Tombolabüchlein werden zu heiligen Schriften, deren Verkündigungen die alleinseligmachenden sind. Rückt der große Tag endlich heran, so ist es wie bei einem Gericht, das über Seligkeit und Verdammnis entscheidet: der Seligen werden zwanzig, der Verdammten tausende sein.

Wieder einmal ward der Sibyllentempel förmlich von Weibern belagert; denn das Verlangen nach glückbringenden Zahlen war heftiger, als die Scheu vor der Strega und die Furcht vor dem bösen Blick. Die meisten kamen mit allerlei Opferspenden: Hühnern, Eiern, gedörrten Forellen, Früchten, Oel und Gemüse. Aber die weissagende Priesterin wollte nicht aus ihrem Heiligtum treten: der Tempel war verschlossen.

Unter Schimpfen und Lamentationen warteten die Frauen bis zum Einbruch der Nacht. Endlich kam Sibylla. Sie wurde mit Geschrei empfangen: alle drängten sich zu ihr, alle wollten Zahlen haben.

Mit rauher Stimme gebot das Mädchen, ihr aus dem Wege zu gehen, schritt, ohne sich aufhalten zu lassen, die Stufen hinauf, öffnete, schloß wieder hinter sich zu. Die wütenden Weiber hätten das Haus am liebsten gestürmt.

Am nächsten Tage war das Fest, natürlich ein Kirchenfest!

Feierliches Hochamt, Prozession, Böllerschießen, Musik. Die Straßen mit Blumen bestreut und mit grünen Zweigen bepflanzt, die Häuser bekränzt und mit Teppichen behangen, die Stadt durchwogt von einer bunten Menge im Festschmuck.

Nachdem das Volk Gott gedient, begann die Kirche dem Volke Freude zu machen.

Auf dem Platze an der Anioschlucht waren drei Tribünen erbaut, mit grellfarbigen Stoffen verhüllt, mit Guirlanden geschmückt. Ueber der mittleren erhob sich das verhängnisvolle schwarze Brett, auf welchem der Ausrufer die Nummern befestigte. Auf der einen der beiden Seitentribünen nahm in feierlichem Ornat der Sindaco von Tivoli Platz, auf der andern stellte sich, gleichfalls in Uniform, das Tombolakomitee auf, Beamte des Kirchenstaates.

Auch die zwei unschuldigen Waisenknaben, welche die Nummern zogen, waren da.

Unterhalb der Tribünen befand sich das Musikcorps, den ganzen Platz umgaben Gendarmen.

Dicht gedrängt stand das Volk, jeder hielt seine Karte fest in der Hand. Trompetenstöße verkündeten den Beginn.

Eine Nummer nach der andern wurde ausgerufen

und erschien auf dem schwarzen Brett. Dieser und jener gewann — kleine Summen. Die Tombola, das ist das Eintreffen aller Nummern einer Karte, schien auch diesmal, wie so viele Male, nicht herauskommen zu wollen; den Hauptgewinn heimste wohl auch diesmal die Regierung selbst ein.

Plötzlich entstand unter der Menge eine unruhige Bewegung, die das Spiel kurz vor seinem Ende unterbrach. Vom Sibyllentempel her näherte sich dem Festplatz ruhigen Schrittes eine hohe Frauengestalt, von roter Seide umleuchtet.

Auch sie hatte eine Karte.

Man murmelte, raunte, wich ihr aus, so daß sie dicht vor der Tribüne auf einen freien Raum zu stehen kam, vollkommen achtlos gegen das Aufsehen und die Unruhe, die sie erregte. Aber ihr Blick hatte etwas unheimlich Gespanntes.

Ihr gerade gegenüber stand Sandro.

Das Spiel nahm seinen Fortgang, doch sahen die meisten, anstatt auf das Brett, auf die Sibylle. Jeder wußte, wie es kommen würde.

Wer fern vom Festplatz stand, hörte zuweilen Geräusch wie von einem ausbrechenden Sturm. Gleich darauf wieder tiefe Lautlosigkeit, nur die gellende Stimme des Ausrufers, eintönig, geschäftsmäßig, und im Abgrund den dumpfen Donner der Fälle.

Der laute Ruf einer Frauenstimme gebot dem Spiele Einhalt. Eine Hand streckte sich auf und hielt eine Karte empor. Darauf ein Schrei der Empörung, ein Tumult, ein allgemeiner Aufstand: die Sibylle hatte die Tombola gewonnen!

Manche gedachten ihr zu wehren, das Geld zu empfangen. Auf einen Ruf des Sindaco drängten die Sbirren vor, umringten Sibylla, führten sie zur Tribüne. Hier wurde die Karte des Mädchens untersucht, Nummer auf Nummer für richtig befunden und das Geld der Gewinnerin ausbezahlt, eine Last Silbers, die sie mit einer Miene in ihre Schürze that, als habe sie Kastanien gewonnen.

Das Volk wollte der Räuberin ihre Beute entreißen. Mit gezogener Klinge mußten die Sbirren die Bedrohte schützen und nach ihrem Hause geleiten. Sibylla schritt in ihrer Mitte dahin, so gelassen wie sie gekommen. Nur einmal zuckte sie zusammen: das war, als sich unter Verwünschungen ein Weib zu ihr hindrängte. Einer der Sbirren stieß sie zurück — der Sohn seine Mutter.

8.

In der Cella brannte die dreiarmige Oellampe. Flackernd fiel der rötliche Glanz auf die grauen Wände des hohen Rundgemaches. An einem antiken Opferstein, über den eine Marmorplatte gelegt war, saß Sibylla, vor sich das Licht und einen Haufen Silbergeldes. Sie war noch in ihrem Festschmuck; nur den schweren silbernen Pfeil hatte sie aus den Flechten gezogen, so daß diese in langen Strähnen über ihre Schultern herabfielen. Abwesenden Geistes griff sie in das lose Haar und preßte es sich gegen die Stirn, daß es ihr Gesicht halb bedeckte. Ihr Haupt war auf die Brust niedergesunken.

Mit klangloser Stimme klagte sie vor sich hin: „Als ich ein kleines, hilfloses Kind war, hätte ich gern

alle geliebt. Warum hätte ich sie hassen sollen? Sie aber haßten mich. Ich hätte auch meine Mutter gern lieb gehabt und meinen Vater. Doch auch sie ließen mich einsam, thaten mir weder wohl noch weh. Nur mein Bruder streckte seine Händchen nach mir aus, und wenn er auch später zuweilen nach mir schlug und mir böse Worte gab, statt mich anzulachen, so war ich doch für ihn auf der Welt, und ich wußte, daß er mich vermissen würde, wenn ich ihm morgens nicht Ziegenmilch gebracht oder abends nicht Maiskuchen gebacken hätte.

Als ich gern mit ihnen gespielt, liefen sie fort von mir und schimpften mich Hexe.

Mein Name war ein Schimpfwort.

Ich wußte gar nicht, was die Worte bedeuteten, aber sie brannten in meinem Herzen, als hätten sie Feuer hineingeworfen.

Auch er haßte mich — er am allermeisten!

So oft ich die Madonna für meine Eltern und meinen Bruder bat, nannte ich ihr immer seinen Namen — seinen Namen am allermeisten.

Auch er schalt mich Hexe. Ich glaubte, daran sterben zu müssen.

Aber er hatte recht: ich war, was er mich schalt. Nur, daß ich es selber nicht wußte, auch nichts dafür konnte. Wenn ich Maria getauft worden wäre, anstatt Sibylla, könnte ich jetzt auch sein wie andre Mädchen.

Es würde mich gewiß einer lieb haben.

Und ich könnte lachen. Wie das sein mag?

Heute hätten sie mich, weil ich für meinen Bruder das Geld gewonnen, am liebsten in den Anio geworfen. Als ob ich es hätte nicht gewinnen können? War doch

die Todesstunde meiner Mutter dabei und alle die Zahlen, welche mein Leiden bedeuten!"

Sie fuhr mit dem Kopf jäh in die Höhe, schüttelte sich das Haar aus dem Antlitz.

„Sie haben mich gejagt und gehetzt wie ein wildes Tier; nun ich geworden bin, was sie mich schimpften, möchten sie mich zerreißen. Fluch über sie!

Als sie mich heute anheulten, sah ich Sandro an — selbst ihm schien ich leid zu thun. Er mußte seine Mutter von mir zurücktreiben; die Frau schwankte und schrie auf. Das stach mir ins Herz — nein, in den Kopf, daß ich hätte aufschreien mögen."

Mit einem gebrochenen Laut glitt sie von ihrem Sitz herab und fiel mit dem Kopf auf die Steinplatte, daß es hart aufschlug.

So lag sie lange und hörte nicht die Schüsse, die in der Stadt fielen.

Auf einmal wurde an die verschlossene Thüre gepocht, zuerst leise und heimlich, dann lauter und lauter. Auch rief einer ihren Namen, angstvoll, wie flehend.

Die Stimme brachte sie zum Bewußtsein zurück. Sie schnellte auf, blickte wild um sich, versuchte sich zu besinnen.

Wieder hörte sie ihren Namen rufen.

Sie schwankte zur Thür, schob mit bebenden Händen den Riegel zurück — Sandro drängte sich herein, schloß wieder hinter sich zu. Er sah ganz entstellt aus vor Angst, Seelenqual und Leidenschaft. Er mußte gekämpft haben, denn er war verwundet, an seinem Haar klebte Blut.

Sibylla war langsam zurückgewichen bis zur Wand,

an die sie sich lehnte. Ihre Glieder waren schwer und starr geworden. Mit diesem Blick, den sie nicht von Sandro abwandte, glich sie ihrer irrsinnigen Mutter.

Auch er ließ die Augen nicht von ihr.

„Sie sind sinnlos trunken! Sie wollen dich in die Schlucht werfen, die Gendarmerie liegt noch mit ihnen im Kampf! Wir sind aber unser zu wenig! Ich habe mich losgerissen. Die Weiber führen sie an.“

Er glaubte, daß sie aufschreien würde, sie blieb aber stumm. Er hörte die Schüsse, schon ganz nahe.

„Du mußt auf der Stelle fliehen. Ich gehe mit dir.“

Sie verstand ihn nicht; er sah es an ihrem Blick. Da schrie er ihr fast zu: „Ich gehe mit dir. Ich kann nicht von dir lassen. Gott sei meiner Seele gnädig!“

Er taumelte auf sie zu, stürzte vor ihr nieder, umschlang mit beiden Armen ihren Leib, drückte sein Gesicht dagegen und schluchzte, daß der ganze Mann zitterte.

Sie blieb stumm und starr.

Plötzlich sah sie, daß er blutete. Sie faßte nach seinem Kopf und stieß einen gellenden Schrei aus: sie hatte ihn getötet!

„Komm fort! Sie werden gleich da sein — horch!“

Das Getümmel drang näher und näher, die Schüsse hatten aufgehört.

Ihr fiel ein, daß die Heiligen vielleicht doch noch helfen könnten. Sie riß sich die Schnur vom Halse und hielt ihm seinen Talisman hin: er sollte leben!

„Sibylla! Sibylla!“ rief er sie an.

Sie stand da und lauschte mit verzücktem Lächeln auf den Klang ihres Namens.

Als Sandro ihre Entgeisterung gewahrte, umschlang

er sie, hob sie auf, wollte sie forttragen. Sie ließ es willenlos geschehen. Schon hatte er den Riegel zurückgeschoben.

Es war zu spät. Der kleine Platz wimmelte von rasenden Menschen, jeder Ausgang schien von ihnen versperrt. Er konnte sie nur dadurch noch retten, indem er sie zu seiner Gefangenen machte und sie als solche dem Volk zeigte.

Da schien Sibylla zu begreifen, was mit ihr geschehen solle, was Sandro ihr gethan. Sie riß sich von ihm los, eilte auf dem Rundgang hin, schwang sich hinab. Bevor Sandro den Ort erreichte, war sie in der dunklen Tiefe verschwunden; seiner entwichenen Gefangenen nach, sprang der Mann in den Abgrund.

Das wild bis zum Rand nachdringende Volk hörte nur das Gepolter des abstürzenden Gerölles, sonst nichts.

Sandro suchte die ganze Nacht hindurch, immerfort ihren Namen rufend, den das Gebraus der Fälle verschlang.

9.

Aber sie lebte. Was hätte es ihr auch genützt, zu sterben, solange noch über ihnen das Unheil schwebte? Keine Fluten, kein Abgrund hätte sie aufgenommen, ehe sich das nicht vollzogen. Lange bevor in jenem verzückten Lächeln der ganze Jammer ihres Daseins verrann, war ihr Wahn zum Glauben geworden.

In einer der Ruinen der Hadrianvilla hauste sie wie ein Tier mit anderen Tieren, sich wie diese vor dem Jäger verkriechend; denn sie wußte, daß ihr von einem, der sie fangen wollte, nachgesetzt wurde.

Zum Glück war der Winter überaus mild, sie überdies in ihrem halb unterirdischen Labyrinthe vor Entdeckung so sicher, daß sie Feuer anzünden konnte.

Nur ein hexenhaftes altes Weib aus der Solfatara, das den verrufenen Ort nach Schlangen durchkroch, deren Köpfe sie für Liebestränke gebrauchte, entdeckte ihren Aufenthalt. Doch kannte sie Sibylla nicht und hielt sie für eine entlaufene Sabinerin, die in den Ruinen auf einen Briganten, ihren Liebhaber, lauere. Sie erzählte dem Mädchen von der Sibylle von Tivoli, auf die sie, als auf eine gefährliche Konkurrentin, einen wütenden Haß geworfen hatte, und deren echtes Hexentum sie unter heftigem Schelten über den Aberglauben der Leute leidenschaftlich bestritt. Durch sie vernahm die Geflohene, daß man in Tivoli annehme, sie sei in der Neptunsgrotte verschwunden, um eines Tages wieder zu erscheinen, den Felsen in die Tiefe zu reißen und den Anio über die Stadt tosen zu lassen. Aus dem Gelde, das sie durch ihre Zauberkunst bei der Tombola gewonnen, sollte die Marienkapelle neu aufgebaut werden, mit einem prächtigen Altarbild: die Mutter Gottes, ihr Heiligtum vor der Sibylle beschützend. Der Sbirre, der die Hexe gefangen genommen und dabei so viel Mut und Eifer bewiesen — er ward halb zerschlagen aus der Schlucht heraufgebracht — war zum Korporale ernannt worden. Das Haus der Sibylle hatte sofort der Sindaco von Tivoli an sich gezogen; ihr Bruder sollte in den Abruzzen als Brigant gesehen worden sein.

Sibyllas Seele träumte zu tief, als daß diese Mitteilungen sie hätten wecken können. Sie empfand von ihrem Leben kaum mehr als die Furcht, daß sich darin

noch etwas werde erfüllen müssen. Unablässig darüber brütend, tauchten vor ihrem inneren Gesicht immer und immer wieder jene drei blutenden Gestalten auf. Wie sie von zweien das Blut würde abhalten können, dieser Gedanke war nach wie vor der Inhalt ihrer Tage.

Zuweilen war ihr, als wolle etwas in ihr aufklingen; aber sie konnte den Ton nicht mehr vernehmen. Und es war doch ihr eigener Name, von einer Stimme gerufen, die Liebe, Leidenschaft und Verzweiflung fast erstickt hatten.

Nachts wagte sie sich aus ihrem Versteck hervor. Ueber den Sümpfen des Canapus schwebten bläuliche Flämmchen, in den Ruinen jammerte der Totenvogel, schrie die Wildkatze und irrten die Fledermäuse.

Durch Dickichte und über Schutthügel hinweg drang Sibylla vor, bis sie von der römischen Landstraße her das Schellengerassel der Fuhrwerke, die des Nachts nach Rom zogen, und beim Grab der Plautia die Wellen des Anio rauschen hörte. War die Nacht nicht zu dunkel, so konnte sie hoch über den Oelwäldern Tivoli erkennen, die Cypressen der Villa d'Este, und den Catillus mit dem Kreuz auf seinem Gipfel.

Gerade unter diesem lag die Schlucht, stand ihr Haus.

Oft durchschweifte sie, sich mit einem Spahn aus Pinienholz leuchtend, die unterirdische Ruinenwelt. Dann strahlten schimmernde Wände auf, Gemälde und Bildsäulen. Einmal schwang sie ihre Fackel, da schien aus der weißen Marmorwand ein wunderschöner, blasser Jüngling zu treten, das Haupt bekränzt, Blumen in den Händen.

Es war zum erstenmal, daß sie stehen blieb und sich ein Bildwerk betrachtete.

Tottraurig war das schöne Antlitz, das sich ihr nie ganz zuwenden wollte.

Während es, von ihrer Fackel beleuchtet, rot und lebensvoll aufglühte und sie regungslos dastand, kam ihr eine Erinnerung zurück: ein Jüngling stürzte sich für seinen Kaiser in den Strom. Und sein Kaiser blieb leben.

Mit einem tiefen Seufzer verließ sie das Marmorbild: es erblaßte so schrecklich, wenn sie mit ihrer Fackel sich entfernte, tauchte so schaurig in Finsternis, blieb in seinem Grabe so einsam.

Fortan suchte sie es jeden Tag auf, und als es zur Weihnachtszeit wieder Blumen gab, pflückte sie bei Mondlicht und Sternenschimmer die halbe Nacht hindurch Anemonen und Narzissen, die sie vor das Bild schüttete; auch Kränze wand sie dafür.

Ueber dem Blumenwinden fiel es ihr ein: jener Jüngling starb für einen Kaiser; wenn sie, die Sibylle von Tivoli, für zwei starb, von denen der eine nur ein Brigant, der andre nur ein Sbirre war — so würden gewiß beide leben bleiben: Auf das Leben eines Kaisers mußte ja das Leben von tausenden kommen. Endlich hatte sie es gefunden!

Der Sirocco wollte nicht aufhören. Ein fahler Dunst umbraute Himmel und Erde. Das Albanergebirge erschien wie ein grauer, langhingestreckter Wolkenzug, der schwer und regungslos auf die ungeheure Weite niedergesunken war, und der Soracte glich, in seine Nebel gehüllt, mehr als je einer riesigen Sphinx, mit ihrem

Felsenleib über das unübersehbare Trümmerfeld der römischen Landschaft hingestreckt: das stolze Denkmal des gewaltigsten Schlachtfeldes der Welt, der Leichenstein eines Kirchhofs, in dessen Grüfte Völkerschaften zum ewigen Schlafe gebettet liegen.

Obgleich Frühling, war es dennoch schwül wie im Sommer. Einen vollen Monat hindurch hatte es ununterbrochen geregnet, in Strömen war es vom Himmel herniedergeflossen, so daß jedes Rinnsal zum Wasserfall geworden, jeder Bach zum Fluß und zum See jeder Sumpf. Im Gebirge waren Bergstürze geschehen, die Niederungen überflutet, in Rom herrschte Wassersnot.

Furchtbar toste der Anio.

Seitdem der Sirocco wehte, wurden öfters Erdstöße verspürt. Aus dem Neapolitanischen lief die Schreckenskunde ein, daß der Vesuv in voller Thätigkeit sei und an seiner Nordseite eine blühende Ortschaft verschüttet habe.

Den ganzen Tag über hatte Sibylla kaum Atem holen können, denn bis in die Grotten hinab drang die glühendheiße Luft und führte Wüstenstaub in die Lungen. Der Aufenthalt in dem halbdunklen Raume ward ihr zuletzt unerträglich. Sie begab sich also hinaus und hinauf, kauerte sich unter ein blühendes Laurustinusgebüsch und sah durch die schneeweißen Blumenzweige hindurch die Sonne untergehen als glanzlose, blutrote Scheibe.

Vom Meere her zog ein scharfes Gewitter auf; solches Gewölk hatte Sibylla vorher niemals gesehen! Es war wie von der Hölle ausgespieen.

Ihre Bangigkeit steigerte sich immer mehr zu einem

unerträglichen Angstgefühl. Die totenhafte Stille, die grauenvolle Einsamkeit erfüllte ihre kranke Phantasie mit Schreckbildern. Lebensvoll und deutlich, wie seit langem nicht, aber ins Ungeheuerliche verzerrt tauchten aus der Nacht ihrer Empfindung die Gestalten empor. Sie waren ihr so lebendig, daß sie vor den Erscheinungen wie vor Wesen aus Fleisch und Blut die Flucht ergriff. Aber sie wurde von ihnen verfolgt.

Indem sie, von ihren eigenen Geistern getrieben, durch die Ruinen eilte, bald in rasendem Lauf, bald schwankend und taumelnd, hörte sie sich gellend angerufen: „He du! He du!"

Zuerst wollte sie sich in die Gebüsche stürzen; aber es war der Ton einer Menschenstimme, und wenn es die ihres Todfeindes gewesen, sie wäre stehen geblieben, um auf ihren Wohllaut zu lauschen. So wandte sie sich und erblickte die alte Sibylle von der Solfotara. Sie eilte auf das Weib zu.

„Wo willst du hin, wenn die Welt untergeht? Kriech wieder in deine Höhle, du armes Ding! Hör nur das Sausen und Brausen! Als führ' der böse Feind durch die Luft. Kehr um!"

„Mir thut er nichts."

„Weil du eine Närrin bist? Horch! In Tivoli schießen sie."

„Auf wen?"

„Weißt du's nicht? Auf Carlo Cesana!"

„Carlo Cesana!"

„Das ist einer! Weil sie ihm das Geld seiner Schwester genommen, hat er heute abend den Syndaco erschossen. Die Sbirren sind schon hinter ihm her. He,

du, wo willst du hin? Jesus Christus! Was für ein Blitz! Bleib! Er erschlägt dich."

„Mich nicht! Ich bin die Sibylle von Tivoli und — —"

Donner übertönte die Worte.

Als das Knattern und Prasseln vorbei war, lag die Hexe von der Solfatara auf den Knieen und bekreuzte sich.

Zugleich mit dem Gewitter brach der Sturm los.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Mörder hatte sich in die Schlucht geflüchtet und wurde von seinen Verfolgern aus derselben hinauf auf den Catillus getrieben.

Dieser niedrige kahle Bergvorsprung erhebt sich dicht bei Tivoli, unmittelbar über der Schlucht. Wäre der Brigant von diesem Berge aus in das Felsengebirge entflohen, so hätte man jede Verfolgung aufgeben müssen. Deshalb war der Catillus gleich bei Beginn der Jagd von drei Seiten umzingelt worden. Sobald man den Mörder nicht mehr in der Schlucht wußte, hatte man auch die vierte Seite mit Bewaffneten besetzt.

Darüber brach die Dunkelheit herein. Die Bevölkerung trug große Reisighaufen zusammen, die, angezündet, über den ganzen Berg Helle verbreiteten. Bei dem Sturm, der sich erhoben und der mit jedem Augenblick heftiger wurde, schlugen die Flammen wild auf.

Langsam rückte der Kreis der Sbirren vom Fuß des Felsenkegels zum Gipfel vor; innerhalb des Zirkels suchten sie den Berg ab. Der Korporal Sandro Sebastiano führte sie an.

Ganz Tivoli sah der Jagd zu.

Die Leute schrieen, als sei ein Heer von Syndacussen erschossen worden. Aber bei dem Tosen der Fälle, dem Brausen des Sturmes, dem Rollen des Donners hörte man nichts von dem Toben der Menge.

Jeder Blitz erleuchtete das wilde Bild: die Anioschlucht mit dem Sibyllentempel, den Platz und die Brücke, besetzt mit rasendem Volk.

Keiner dachte mehr der Neptunsgrotte und doch war während der letzten stürmischen Tage die Gefahr ihres Einsturzes mit jeder Stunde gewachsen. Schon vor Wochen mußte der Platz vor der Marienkapelle durch eine niedrige Brüstung abgesperrt werden.

Sie hatten ihn!

Er stand auf dem Gipfel, der nur wenige Fuß Raum bot und umklammerte mit einer Hand das Kreuz, da der zum Orkan gewordene Sturm ihn sonst hinabgeworfen hätte. In der freien Hand schwang er seine Büchse, bereit jeden, der sich ihm näherte, niederzuschlagen.

Sandro war der erste, der oben anlangte, denn er wollte, daß Carlo dort sterben solle: sein Jugendfreund, Sibyllas Bruder, sollte nicht in Ketten in den Bagno wandern.

Deutlich erkannte man auf dem erhellten Gipfel die Gestalten der beiden.

Die Büchse fortwerfend, griff Sandro nach seinem Dolch. Da warf auch Carlo sein Gewehr hin. Sandro warf sich auf ihn, rang mit ihm.

Der Mörder lag überwunden am Boden, Sandro kniete auf ihm und wollte ihm den Todesstoß geben. Da leuchtete es unter ihm auf — da sah er sie neben

der Kapelle stehen, sah, wie sie, zum Gipfel aufblickend, sich hinabwarf.

Bei dem Donner, der dem Blitz folgte, schwankte der Boden. Darauf ein Getöse, als ob der Berg zusammenfalle. Das that er auch: bei der Marienkapelle stürzte er in den Abgrund hinab.

Fürchterlich war der Wirrwarr: jeder suchte sich zu retten. Indessen stiegen die Fluten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dem Fremden, welcher heute an der Seite eines Führers auf künstlich gebahntem Wege in Tivoli die Neptunsgrotte besucht, werden die wilden Strudel, aus denen chaotisch die niedergestürzten Felsmassen aufsteigen, geheimnisvoll als „das Grab der Sibylle" bezeichnet. Will der Mann mehr wissen, so braucht er nur zu fragen, und ihm wird mit dem Pathos eines Cicero die in Tivoli unvergeßliche Begebenheit jener Schreckensnacht berichtet, in welcher die „Sibylle von Tivoli", um das Leben ihres Bruders zu retten, aus ihrem Grabe auferstand und den Berg in die Tiefe riß. Aber den Felsen, der die Muttergotteskapelle trug, als ihren Leichenstein über sich, ist sie nun in ihrem Grabe festgebannt; sie muß liegen bleiben. Und liegen bleiben muß sie auch am jüngsten Tage, wenn alle auferstehen dürfen.

Im Albergo della Sibilla, wenn der alte Padrone — wohlverstanden, der alte! — über einer Foglietta Traubensaftes, der aber nicht in Tivoli gewachsen sein darf, redselig wurde, konnte man die Geschichte der Sibylle von Tivoli so lebendig erzählen hören, daß es einem nachher zu Mute war, als hätte man sie selber erlebt.

„Und was wurde aus dem Bruder, Padrone?"

„Was sollte aus dem geworden sein? Ein Brigant! Bald darauf, nachdem er in jener Nacht den Sbirren glücklich entwischte, wurde er gefangen und wegen Straßenräubereien lebenslänglich auf die Galeeren geschickt.

„Aber der Sandro?"

„Ja, der Sandro! Mit dem ist's eine eigene Sache — —"

„So sprecht doch! Nahm er auch solch ein schmachvolles Ende?"

„Der! Der setzte in der Lotterie die Todesstunde der Sibylla und gewann darauf bare zehntausend Scudi. — Noch ein frisches Fogliettchen, Signor Riccardo?"

Ich ging hinaus. Draußen stand ich im Säulengang, sah über dem Catillus den Mond aufgehen und lauschte den sibyllinischen Stimmen der Tiefe.

Es war wie wilde, zornige Klage.

Das Venusopfer.

Ein altrömisches Idyll.

I.

Wo jetzt die Pontinischen Sümpfe die Campagna von Rom verpesten, glich diese zur Zeit der ersten römischen Republik einem ungeheuren Garten. Ueber zwanzig Städte erhoben sich inmitten wohlbebauter Aecker und vor Ueppigkeit strotzender Fruchtgefilde. In den Hainen leuchteten Tempel und Säulenhallen, Amphitheater ragten auf, und an der Via Appia, die diese gesegneten Gegenden durchzog, reihten sich prunkende Grabdenkmäler, von rosendurchrankten Cypressen umdunkelt.

Aus diesem wahrhaft elyseeischen Lande stiegen die volskischen Berge auf mit kahlen, schimmernden Häuptern, die Felsenleiber mit bacchischen Gewinden umgürtet, eine Schar steinerner Silene. Wo oberhalb der Rosengärten und Weinfelder, über den Oel- und Mandelbaumwäldern, den Steineichen- und Karubenhainen das nackte Gestein zu Tage trat, türmten sich einige altersgraue Städte auf. Sie schienen von einem Riesengeschlecht erbaut worden zu sein; ihre Mauern glichen Felsenwänden, ihre Zinnen Klippen, ihre Türme Bergkuppen. Ein rauhes, wildes, kriegerisches Volk bewohnte sie, ein Volk, das sich nannte: götterentstammt. Die Tempel der unsterblichen Ahnherren lagen, aus goldbraunem Travertin oder grauem Peperin

errichtet, teils auf dem Forum der Städte, teils außerhalb derselben auf freien Höhen. Einige dieser Heiligtümer umzogen griechische Säulengänge.

Der Volsker, der auf den Mauern seiner Stadt stand, hatte über sich starrende, unwirtliche Gipfel, hatte unter sich proserpinische Fluren und pomonische Gefilde, die sich mit ihren immergrünen Laubwogen, ihren immerblühenden Blumenfluten über unabsehbare Weiten ergossen. Und der Ausspähende sah — Thalatta! Thalatta! das ewige, das heilige Meer mit blauenden Wellen ein langhingestrecktes leuchtendes Gestade marmorner Prachtbauten bespülen, sah einen schimmernden Felsenrücken — das promontorium Circeium, dem Thron einer Göttin vergleichbar, der Brandung entsteigen. Auf der andern Seite erblickte der Schauende den schönen Gipfel, der von einem lichten Städtekranz umgeben des Landes höchstes Heiligtum trug, deinen Tempel, Jupiter Latialis.

Aber gewöhnlich spähte der Volsker von den Turmzinnen seiner Stadt finsteren Blicks, gerade vor sich hin, in die Ferne, wo er es im Sonnenschein tausendfach aufblitzen sah: Rom, das goldene; Rom, das auf Neros Wink in Asche sank, das auf Neros Wink sich aus der Asche erhob, ein Phönix der Städte. Nun strahlte es zu den Göttern empor.

Bei Norba, der Stadt des Herkules, befand sich damals in ziemlicher Entfernung vor dem römischen Thore ein kleines buntes Haus. Es lag weit ab vom Wege, auf einer von drei Seiten fast unzugänglichen Felsenhalde, tief versteckt in einem Wäldchen von Oleander und Myrten. Ein enger, wenig betretener Pfad, im Sommer kaum zu durchdringen, führte von der großen Straße

ab zu dem einsamen Häuschen, das in seiner traumhaften Weltabgeschiedenheit wie auf einem Eiland lag. Weder besaß es ein stolzes Vestibül, noch ein prunkendes Atrium, war schlecht und recht aus schlanken Lorbeerstämmen aufgezimmert und bestand aus einem größeren Gemach und zwei Kammern. Seine Wände glänzten außen und innen von roten, blauen, grünen und gelben Farben, mit denen auch Decken, Giebel und Dach angemalt waren. Der felsige Fußboden war sorgsam mit gelblichen Bastmatten belegt, darauf jeden Morgen frische Myrtenblätter, an Feiertagen sogar Blumen gestreut wurden. Bastmatten schlossen auch die Thür und die Fensteröffnungen. Die wenigen Gerätschaften waren alle von höchster Einfachheit und zeugten für die glückselige Bedürfnislosigkeit der Bewohner. In der einen Kammer stand ein Webstuhl und der Mahlstein, in der andern das eheliche Lager, bedeckt mit glänzend weißen Linnen und einem wollenen dunkelroten Teppich, in den ringsum gelbe Palmetten eingewebt waren. Sämtliche Geschirre und Gefäße, aus campanischem Thon, zeigten altertümliche griechische Formen und schmückten edle Ornamente, die mit schlichter Kunst in den schwarzen Grund eingeritzt waren. Von griechischer Bildung erwiesen sich auch der Mischkrug und die beiden rötlichen Oellampen, deren Griff eine schön geringelte Schlange vorstellte. In dem größeren Gelasse prunkten zwei Speisebetten mit verblichenen Teppichen behangen; vor jedem stand ein Marmortischchen, dessen Platte auf zwei Löwenköpfen ruhte. In der Mitte war der Hausaltar aufgestellt, während sich der nur aus einer Felsplatte bestehende Feuerherd im Hintergrund des fensterlosen Raumes be-

fand. Wenn die Bewohner des Häuschens bei Sonnen- auf- und -untergang den guten Himmlischen opferten, so blickten sie dabei durch die weite Thüröffnung in die unendliche Ferne hinaus, auf das in Morgen- und Abendgluten aufglänzende Rom. Die grob aus hartem Olivenholz geschnitzten, grell buntbemalten Larenbilder zierten und weihten zugleich den Eingang; sie wurden jeden Morgen mit Tänien oder Kränzen geschmückt. Häufig brannten Wohlgerüche davor.

Es war zweifellos ein recht armseliges Häuschen, von dem die Welt kaum etwas wußte und das nur von den Göttern geliebt zu werden schien; denn im ganzen Volskergebirge gab es kein schöneres Fleckchen Erde. Wenn Sommers Oleander und Myrten in Blüte standen, ward das kleine Haus von den roten und weißen Blumenzweigen so umzogen und eingehüllt, daß es von weitem gesehen einem Blütenhügel glich. Und waren es nicht Oleander und Myrten, die das Häuschen durchaus in ein Zauberschloß umwandeln wollten, so thaten dies Jasmin und Rosen, Kaprifolium und Glycinien, die es bis zum Dache hinauf umrankten, so daß von seinem lustigen, bunten Anstrich selten etwas zum Vorschein kam. Vor der Hütte, wie man das Häuschen füglich nennen muß, grünte eine kleine Matte, die als ein wahres Wunder von Lieblichkeit gelten konnte. Sicher war es nicht bei Enna in Sicilien gewesen, wo Proserpina mit ihren Gespielinnen den Reigen tanzte, sondern hier im Volskergebirge bei Norba. Schon vor der Zeit der Saturnalien blühten auf der Wiese Veilchen und Anemonen, Narzissen und Krokus; bis zum Knie versank man in Goldlack und Nelken, in Reseda und Lilien. Die Schmetterlinge,

Bienen und Käfer wurden schier schwindlig von Duft und schier berauscht von Honigseim; und die Lacerten funkelten mit den Sonnenstrahlen um die Wette durch Menthe, Melisse und Lavendel. Jeder Monat machte aus der Wiese ein andres Blütenfeld.

Ringsum war dieser Garten von den köstlichsten Hainen umschattet. Da wuchsen düstere Cypressen und hohe, glänzend blätterige Magnolien, schlanke Palmen und rotstämmige, breitgipflige Pinien, Erdbeerbäume, Granaten und Mispeln. Weiterhin gelangte man in einen kleinen Weinberg, an den ein winziger Oelwald stieß, dem ein Feigengärtchen, ein Erdbeerfeld, eine Anpflanzung von Liebesäpfeln folgten. Das ganze kleine Reich umgrenzte eine hohe Kaktushecke, die sich zur Blütezeit wie ein leuchtender Blumenwall erhob. Gleich dahinter fiel es nach drei Seiten jäh und tief in eine mit Rosmarin und gelbblütigem Ginster bewachsene Schlucht hinab, durch die sich ein silberheller, brausender Wildbach stürzte. An einer Stelle sammelte sich das Wasser in ein Felsbecken, das hohes Röhricht, dunkelblätteriger Akanthus und Sumpfblumen einfaßten.

Daß Nachtigallen, Amseln und Drosseln das Häuschen umflöteten, und das länger wie irgendwo anders, bedarf keiner Erwähnung. Eigentlich hätte an diesem Platz statt einer Hütte ein Tempel stehen müssen.

Aber auch so waren dort Götter.

2.

Die Hütte bewohnte ein altes würdiges Ehepaar: Milo und Sora. Haus, Weinberg, Gemüsefeld, Fruchtgarten und Oelwald gehörten ihnen. Sie waren sehr

fromm und sehr einfältig, liebten sich zärtlich und thaten keinem Wurm etwas zuleide. Beide sahen sich ähnlich. Sie waren beide gleich kurz, gleich dick, gleich schwarzäugig, gleich rotwangig, gleich schweratmig. Auch in ihrer Gemütsart zeigte sich große Aehnlichkeit. Beide waren reinlich, bequem, friedfertig; beide aßen, schwatzten und schliefen gern viel; beide liebten es, über alles zu seufzen oder zu staunen, wehmütig oder verwundert die Köpfe zu schütteln, laut zu lamentieren und: „Ihr Götter!" oder: „Ihr Himmlischen!" zu rufen. Sie trugen beide die gleichen Kleidungsstücke; eine Tunika von selbstgewebtem, ungebleichtem Linnen und als Festtracht eine bunte baumwollene Toga. Uebrigens galt Sora für eine der geschicktesten Weberinnen. Sie buk vortreffliche Maiskuchen, hatte im ganzen Volskergebirge die größten Eier, die saftigsten Feigen, die zartesten Liebesäpfel und verstand Früchte in Honig einzulegen. Aus Norba gebürtig, war sie in ihrem ganzen Leben nicht weiter, als bis zum Herkulestempel gekommen, wo sie einigemal des Jahres inbrünstig betete, nach Herzenslust mit den Weibern schwatzte, sich verwunderte, den Priestern die Hand küßte, seufzte, kopfschüttelte, mit Emphase: „O Juno!" rief und endlich seelenvergnügt zurück nach ihrer Hütte trabte, wohin sich selten ein Mensch verirrte. An Festtagen war sie stets etwas weinerlich gestimmt. Sie trug dann ihre vierzigjährige „neue" gelblichbraune Toga mit dem apfelgrünen Saum, ein feuerrotes Kopftuch und eine mächtige goldene Armspange. In solcher Pracht begab sie sich an der Seite ihres Gatten würdevoll und schwerfällig zur Stadt und zum Tempel, am Arm einen mit schneeweißem Tuche bedeckten selbstverfertigten Bastkorb, darin

die Spenden für den Gott lagen: ein Dutzend Eier, eine fette Henne, ein Krug voll Oel, ein großer Lorbeerkuchen. Während der ganzen Dauer des Gottesdienstes befand sie sich in Ungewißheit darüber, ob sie sich eine neue Buße auferlegen solle, ob wohl ein Gewitter aufziehen und sie sich auf dem Heimwege ihre neue Toga verderben werde. Endlich beruhigte sie sich damit, daß sie für ihre häuslichen Larenbilder zwei neue Tänien gelobte, und sich vornahm, im Falle es regnen sollte, den Mantel ihres Mannes umzuthun. Nun konnte sie wieder aus voller Seele andächtig sein. Am Abend gab es dann als Festschmaus in Oel gebackenen Meerfisch aus Antium und etwas weniger reichlich gemischten Wein, nach welchem Genuß Milo regelmäßig sehr lustig, Sora jedoch sehr trübselig wurde. Während der Mann von den alten guten Zeiten erzählte, saß seine Alte da, schüttelte zu allem den Kopf, seufzte jammervoll und brach zuletzt in Thränen aus; denn: sie hatten keine Kinder.

Auch Milo kam wenig über seine Kaktushecke hinaus. Das war auch gar nicht nötig. Von seiner Hütte aus konnte er mehr von der Welt erblicken, als sein etwas schwacher Kopf zu begreifen vermochte. Er sah durchaus nicht ein, weshalb die Welt so groß sein mußte, hielt es für durchaus überflüssig und unpassend, daß sie so groß war. Was für Mühe mußten die Götter dadurch haben! Wenn er solch ein Gott wäre, er wüßte, was er thäte. Den ganzen Tag würde er sich in die Wolken legen, wo diese am weichsten und am sonnigsten wären; und den ganzen Tag würde er essen und trinken; frischen, heißen Maiskuchen und Wein; denn Nektar und Ambrosia schienen ihm etwas unsichere Genüsse. Was kümmerte

ihn die Welt, in der es überdies schlimm aussehen, darin allerlei geschehen und vorgehen sollte; und mit Vorgängen wollten weder er noch seine Hausfrau etwas zu schaffen haben, Vorgänge waren verdächtig, Vorgänge waren überflüssig. Wenn man in Norba auf dem Forum zu ihm von solchen thörichten und unnötigen Vorgängen sprechen wollte, fuhr er ganz böse auf: ob er das auch noch wissen solle. Er wisse genug! Er wisse, daß die Götter wären, daß Norba römisches Munizipium sei und daß er von seinem winzigen Weinberg schrecklich hohe Abgaben zu zahlen habe. Regelmäßig pflegte er darauf von dem „göttlichen Augustus“ anzufangen, der, als Milo geboren wurde, gerade starb. Wenn die Bürger von Norba ihm nicht andachtsvoll zuhörten, geriet er in Zorn und schalt auf die Welt, darin alles anders geworden und in der weder das Alter noch die Götter mehr geachtet würden. An solchen aufgeregten Tagen hatte Sora viel zu besänftigen und der gute, selbstgekelterte Wein wollte gar nicht recht schmecken. Aber nur der erste Becher nicht, denn schon zum zweiten setzte die kluge Hausfrau ihrem zornvollen Eheherrn frischgebackenen glühend heißen Maiskuchen auf den Tisch, mit welcher Speise sie sicher selbst einen Löwen gezähmt hätte.

Beide Gatten verbrachten das Jahr in einer überaus gemächlichen Thätigkeit. Sora waltete im Hause, am Webstuhl und am Herdfeuer, Milo auf dem Felde. Im Frühjahr pflanzte er sein Gemüse und brachte seinen Weinberg in Ordnung; im Sommer erntete er seine Mandeln und Feigen, seine Liebesäpfel und Maiskolben; im Herbst kam die Traubenlese und die Weinbereitung an die Reihe; im Winter Olivenernte und Oelbereitung.

Für den Verkauf der letzteren Erträgnisse seines kleinen Besitztums that er keinen Schritt, sondern ließ die Käufer zu sich kommen, denen er Wein und Oel zu denselben Preisen abgab, die sein Vater und Großvater dafür erhalten. Er war damit zufrieden und die Käufer waren es noch mehr.

Unterdessen gebot über die Welt, von der die beiden guten Leutchen durchaus nichts wissen wollten, ein Kaiser nach dem andern. Der große schreckliche Tiberius herrschte und wurde erstickt, der tolle Caligula herrschte und wurde erdolcht, der närrisch-weise Claudius herrschte und wurde vergiftet, Nero herrschte und mußte sich umbringen. Folgte Galba und wurde getötet, folgte Otho und tötete sich selbst, folgte Vitellius und wurde getötet.

Rom und ganz Latium überblickend, wußten die beiden von Rom und ganz Latium nicht mehr, als die Götter davon wissen mochten. Kaum, daß von den Lebensfluten, die unter ihnen brandeten und tosten, dann und wann eine verirrte Welle ein dumpfes Brausen zu ihrer, wie aus der Welt verlorenen Felsenhalde hinaufrauschen ließ. Wirkung davon war bewußtes, bedenkliches Kopfschütteln; damit war es abgethan.

Nur einmal gerieten sie außer Fassung; das war, als Rom in Flammen stand. Sie sahen den ungeheuren Brand sich wälzen, sahen von seinem Wiederschein den Himmel gerötet und meinten nicht anders, als daß die Götter die Welt in Flammen aufgehen ließen. Während dreier Tage und Nächte verließen sie den Tempel nicht. Milo gelobte dem helfenden Herkules den Ertrag seines stärksten Oelbaums, und Sora versprach der Juno ihr weißes Lieblingshuhn, wenn diese Gottheiten ein Einsehen

haben und die Welt noch eine Weile fortbestehen lassen würden. Als das zu ihrer herzlichen Freude geschah, wurden beide Gelöbnisse getreulich gehalten.

In ihrem Glücke darüber, daß sie weiterleben, weiter essen, trinken und schlafen durften, hatten beide die Götter, alle Menschen und sich selbst einander womöglich noch lieber, als zuvor. Sie wurden solch zärtliches Pärchen, daß man sie in Verdacht haben konnte, es den Turteltauben nachzumachen, die in den Oleander- und Myrtenbäumen nisteten. Aber obgleich auch sie sich unter Blüten ein Nest gebaut, blieb es doch nach wie vor still darin. Aus den Myrten- und Oleanderzweigen flatterten jedes Jahr Scharen junger gurrender Täublein in die Welt hinaus; nur in dem Häuschen wollte keine junge Brut flügge werden. Jahr für Jahr warteten sie darauf. Aus dem jungen Pärlein war allmählich ein altes Paar geworden; jedoch nach wie vor wurde der großen Mutter Cybele jedes Jahr von neuem ein wollenes Gewand und ein „großer“ Korb Eier versprochen, wenn sie ein Einsehen haben würde. Die Stola lag seit länger als dreißig Jahren in der Truhe: weiße, feinste Wolle mit breitem Purpursaum, darin goldene Palmetten gewirkt. Das Weiß war längst zum fahlen Gelb geworden und der amarantfarbene Purpur längst verblaßt. Bei jedem Ei, das Sora ihren gackernden Hennen wegnahm, dachte die Gute mit einem schweren Seufzer an den großen Korb, den sie so herzlich gern „ganz voll“ der großen Mutter hätte nach Rom hintragen lassen. Die Zeit schwand, Milo fing bereits an, den Weg von dem tiefer liegenden Oelwald nach dem Häuschen hinauf etwas keuchend zurückzulegen, Sora war auch an andern Tagen als an hohen Festen weiner-

lich gestimmt, und beiden fiel jetzt zuweilen ein, wer wohl für sie den Scheiterhaufen schichten lassen, die Gebete halten, die Asche in die Krüge thun und diese mit bunten Tänien und Kränzen umwinden würde? Wer ihrer gedenken sollte, wenn Milo und Sora eines Abends nicht mehr von ihrer Hütte dem Sonnenuntergang zuschauten?!

Da sollte des größten Vaters schönste Tochter auch zu dem Häuschen unter den Blüten hinabsteigen und in keinem Frühling sproßten auf der Wiese die Veilchen so duftig, flöteten und schluchzten die Nachtigallen so wehmütig selig, als in dem Lenz, da die Alten das Geschenk der Götter auf der Schwelle fanden.

3.

Trotzdem es nicht ihr „Eigenes" war, wollte Sora ihr Wort, das sie seit dreißig Jahren der großen Mutter gegeben, mit aller Gewalt halten. Milo mußte seinen alten getreuen Esel schirren, seine weiße Tunika anlegen und den hohen Wanderstab aus dem Winkel hervorziehen. Unterdessen packte die Alte glückselig den großen Korb „ganz voll" Eier, legte die verblichene Stola darüber und was an Rosen und Narzissen noch darauf gehen wollte. Diese Last wurde dem greisen ehrwürdigen Haustier, das längst ein Mitglied der Familie geworden, aufgebürdet, und Herr und Diener trabten friedfertig und zugleich trübselig miteinander davon: nach Rom, zum Tempel der großen Mutter.

Als Vater Milo an der Seite seines schwerbelasteten Hausgenossen durch die vom Geschrei der Cikaden er-

füllten, sommerlichen Oelwälder zog, mußte er viel und nachdrücklich den Kopf schütteln, und zwar zum ersten Mal in seinem Leben über sich selbst. Was fiel ihm in seinen alten Tagen nur ein? Leichtsinnig wie ein junger Fant lief er in die weite Welt hinaus und das mutterseelenallein, das heißt: ohne seine Sora. Er kam sich in seinem Mute, in seiner Tollkühnheit, teils ganz frevelhaft, teils wahrhaft heroisch vor. Als er sein hübsches, buntes Häuschen und seine gute, dicke Sora nicht mehr sehen konnte, wäre er am liebsten sogleich wieder umgekehrt und schnurstracks zurückgetrollt. Ihm ward angst und bang. Etwas Trost fand er in der Begleitung seines guten Freundes; leider schien diesem gerade so erbärmlich zu Mute zu sein. Denn wenn der Herr den Kopf schüttelte, so schüttelte der Diener die Ohren — was bekanntlich noch viel mehr besagen will. Und wie schüttelte er sie! Vater Milo mußte sich die seinen kratzen, so tief geriet er darüber in Staunen. Aus dem lebhaften Mienenspiel seines Gefährten schloß er, daß auch dieser am liebsten umgehend Kehrt gemacht hätte. Als beide an den letzten Weinfeldern Norbas vorüberzottelten, blieb der eine von ihnen denn auch richtig stehen, stemmte alle viere gegen den Boden, schüttelte die Ohren, hob den Kopf und stieß ein Geheul aus, so trostlos und verzweifelt, daß der andre darob zu Tode erschrak. Anstatt den Widerspenstigen mit Gewalt vorwärts zu treiben, legte sich Soras Gemahl aufs Bitten; und zwar bat er weder übermäßig laut, noch besonders flehentlich, sich im stillen der Hoffnung hingebend, daß sein Freund sich auch dieses Mal nicht würde erbitten lassen. Als derselbe endlich doch darauf hörte, seufzte

Vater Milo schmerzlich auf, wischte sich den Hoffnungsschweiß von der Stirn, schüttelte ergebungsvoll den Kopf und trabte weiter.

Doch konnte er nicht unterlassen, seine stillen Betrachtungen anzustellen. Da war sein Weib Sora, ein recht wackeres, ein recht gescheites Weib! Und da war er, Milo, auch gerade kein dummer Mann! Und da war der Esel, von allen dreien jedenfalls der Klügste, der klügste Esel von Norba, ein wahres Wunder von Esel! Aber diesmal benahmen sich die drei Gescheiten entschieden etwas unverständig. Ja, wenn das Kind ihr Kind gewesen wäre! Aber so das erste beste. Und wenn es noch ein Junge — ein Stammhalter gewesen! Seine Alte hatte wie närrisch gethan und jetzt saß sie gewiß und putzte sich das Püppchen aus. Was das Dingelchen für große schwarze Augen hatte? Und solche Fäustchen! Auch schrie es gar nicht, und als seine Alte es ihm hinreichte, griff das Dingelchen nach seinem Barte, bei Jupiter! Hielt ganz fest mit den rosigen Fäustchen, bei Jupiter! Und er hatte doch gerade in den Bart gebrummt über das Dingelchen. Nun es einmal da war, mochte es dableiben; aber das mit den Eiern, das war ein rechter Weiberunsinn: die Eier hätten sie selber essen sollen. Es mochten an hundert Stück sein, und wer weiß, ob die große Mutter sie zählte.

Unterdessen gelangten die beiden Reisenden nach Lanuvium, wo Juno als Ehegöttin einen heiligen Hain und einen prächtigen Tempel besaß. Zum Glück für die Fortsetzung ihrer Reise lag das berühmte Heiligtum nicht am Wege, sonst wären die Wandergenossen vor erstauntem Kopf- und Ohrenschütteln fürs erste sicher nicht von der

Stelle gekommen. Doch sollten sie zu dieser ihrer gewöhnlichen Art von Meinungsäußerung bald genug Gelegenheit erhalten, denn bald befanden sie sich mitten im Getreibe der großen römischen Straße. Das erste, worüber sich beide höchlichst wundern mußten, war der befremdliche und ungehörige Umstand, daß niemand sie zu kennen schien, daß niemand sich um sie kümmerte. Sie faßten denn auch mitten im Wege Posto, sahen sich entrüstet nach allen Seiten um, hoben zu schütteln an und schüttelten, bis sie in Gefahr standen, unter den vorüberziehenden Wagen Kopf und Ohren zu verlieren. Das brachte sie endlich zur Besinnung. Sich damit begnügend, Menschen und Tieren durch die lebhaften Bewegungen ihrer Häupter die hohe Meinung von sich beigebracht zu haben, daß sie große Weise seien, zogen sie weiter, dabei möglichst auf Erhaltung ihres Lebens bedacht.

Als sie in Aricia ankamen, glaubten sie in Rom zu sein. Vor dem ersten Tempel, der kein Herkulestempel war, machten sie Halt; worauf der eine Anstalten traf, dem andern abzuladen, was dieser andre mit größter Bereitwilligkeit geschehen ließ. Ein fetter, schmutziger Priester kam heraus und fragte den einen, was er bringe? Worauf der eine erwiderte: Nun eben die Eier! Er sei ja der Milo aus Norba, und Sora, sein Weib, habe sich das mit den Eiern nun einmal in den Kopf gesetzt. Da seien sie denn! Die Stola für die große Mutter liege dabei. Damit sei die Geschichte abgethan.

Der andre, der bekanntlich der Klügere von ihnen war, schüttelte zwar etwas mit den Ohren; aber der Priester kehrte sich nicht daran, sondern machte, daß er mit dem Korbe in den Tempel kam. Auch Vater Milo ging

hinein und verrichtete vor dem Götterbilde seine Gebete, wobei er nicht unterließ, der großen Mutter nachdrücklichst die Güte und Größe der Eier anzurühmen und die sichere Hoffnung auszusprechen, daß sie sich für den großen Korb voll Eier durch einen großen Korb voller Lebensspenden, als da sind: Gesundheit, Gedeihen des Geflügels, reiche Oelernte, ein gutes Weinjahr 2c. 2c., erkenntlich zeigen werde.

Nach dieser kräftigen und stärkenden Andacht begab er sich mit seinem Gefährten und dem leeren Korb in eine Herberge. Hier erhielt jeder, was jeder heimlich begehrte: der eine Wasser und duftendes Heu, der andre Wein und duftendes Oelgebäck, und alle beide erhielten Ruhe. Die von Vater Milo ward allerdings ein wenig durch die Entdeckung gestört, daß es bis Rom noch an sechzehn Miglien weit sei. Aber schließlich — so gut wie Eier Eier sind, war ein Tempel Tempel, ein Gott Gott; und mit der großen Mutter würde es ja wohl seine Richtigkeit haben. Hatte das Götterbild auch einen Bart gehabt, so war es dafür doch mächtig groß gewesen, mit dem Kleide einer Frau angethan, das es, mit Früchten gefüllt, ganz unschicklich hoch aufgenommen hielt. Die Stola fand daher gute Verwendung. Etwaige weitere Zweifel begrub unser Philosoph sophistisch in den Purpurfluten des Weins von Aricia. Wiederum gereichte es ihm zum großen Trost, daß sein langohriger Gefährte über diese tolle Welt, seinem Mienenspiel nach zu urteilen, höchst ungehalten schien. Und das Heu von Aricia war doch so süß.

In der Herberge befand sich allerlei Gesindel: Kot der Appischen Straße! Campanische Bettler, die ihr Ge-

schäft nach dem aricischen Berg verlegten, gefährliches Volk, das vorgab, nach dem Tempel der Diana zu wallfahrten, Fuhrleute, die afrikanische Bestien zu den Tierhetzen nach Rom brachten, Gladiatorenweiber aus Capua, welche ihren Männern folgten, die in Rom kämpfen sollten ꝛc. ꝛc. Vater Milo riß die Augen auf und wagte sich nicht von seinem Kameraden fort, der, auch in der Philosophie bewanderter als sein Herr, die Nachbarschaft höchst bedenklich aussehender Klepper mit größtem Gleichmut trug. Es war entschieden ein heimlicher Stoiker.

Am Morgen wurde Vater Milo durch ein feines Stimmchen über seinem Kopfe geweckt. Er lag mit offenen Augen, meinte in seinem Häuschen unter den Oleandern zu sein und brummte mit seiner Hausfrau wegen des „Dingelchens". Schließlich mußte er aber doch bemerken, daß das faulende dumpfige Stroh nicht sein Lager von getrockneten Myrtenblättern und Menthe sei, über die seine Sora das reinliche Linnen gebreitet. Er taumelte in die Höhe, rieb sich die Augen, starrte wild um sich. Da sah er denn seinen getreuen Schicksalsgenossen in aller Seelenruhe damit beschäftigt, die Krippe von den letzten Halmen zu säubern. Ueber seinem Rücken hing noch der große Korb und in dem großen Korbe kauerte ein etwa zweijähriges, halbnacktes Bübchen, das vergnügt mit den Blumen spielte, die der Priester im Korbe zurückgelassen. Vater Milo schüttelte, wie sich das gehörte, bedächtig den Kopf, trat näher an sein Eigentum heran, wollte Einwendungen erheben, stand da, blinzelte das Dingelchen mißtrauisch an, kratzte sich unsicher hinter den Ohren und schielte auf das Haupt seines Freundes,

was dieser wohl dazu sage. Aber der sagte nichts. Er war eben ein großer Philosoph und Menschenkenner.

Von seinem besten Freund und Ratgeber so schmählich im Stich gelassen, fand sich Vater Milo in einer bedenklichen Lage. Um seine Hilflosigkeit noch zu vergrößern, mußte es dem Dingelchen einfallen, ihn hell anzulachen und ihm beide Patschchen voll Blumen hinzuhalten. Vater Milo nahm gehorsam die Blumen, sah bald sie, bald das Dingelchen an und fuhr im übrigen fort, mächtig den Kopf zu schütteln. Dem Dingelchen gefiel das Spiel. Eifrig langte es in den Korb, packte geschäftig auf, was es packen konnte, und reichte unaufhörlich hin. Unaufhörlich nahm Vater Milo, bis er beide Arme voll hatte und der Korb leer war. Als das Dingelchen keine Blumen mehr fand, kam es dem Knirps in den Sinn, den Philosophen an seinen beiden stattlichen Ohren zu fassen und diesen großen Geist an seinen ehrwürdigen Gliedmaßen kräftiglich hin und her zu zerren. Während der eine einer solchen Schändung noch mit offenem Munde zusah, stieß der andre seinen Morgenschrei aus. Vater Milo traute seinen eigenen Ohren nicht; denn er, der jeden Laut seines Genossen kannte und verstand, wie eine Mutter das Lallen ihres Säuglings, hatte soeben mit eigenen Ohren gehört, daß diesem das Spiel mit seinen Allerheiligsten ganz ausnehmend behagte.

Jedoch das Dingelchen mißverstand die Meinung des Weisen. Es fuhr bei dem Gebrüll erschrocken zurück, tauchte in seinen Korb hinab, zog ein Mäulchen und begann bitterlich zu weinen. Nun war der Schreck auf Vater Milos Seite. Er ließ die Blumen fallen, stand noch einen Augenblick hilflos, unentschlossen, zaudernd,

faßte sich darauf ein Herz, griff in den Korb und langte sich das Dingelchen, das sich auch ruhig von ihm anfassen ließ, sänftiglich heraus. Er überlegte noch, was er damit anfangen sollte, als er es bereits gefunden hatte. Auf beiden Armen wiegte — wirklich wiegte er das Dingelchen langsam bedächtig hin und her, wobei er sich bemühte, ein möglichst freundliches Gesicht zu schneiden, auch fürchterlich mit den Lippen schnalzte und aus allen Kräften grinste. Plötzlich fiel ihm das andre Dingelchen und sein Bart ein, und daß beides, das Dingelchen und der Bart, zusammengehöre. Gedacht, gethan. Er nahm das eine rosige Patschchen und wühlte damit in dem struppigen Bart, den er unter seinem ehrlichen Kinn trug. Herzhaft griff das Dingelchen zu, kräftig hielt es fest. Da lachten beide hell auf.

Nachdem sie sich unter den lebhaftesten Beifallsbezeugungen des großen Weisen eine Weile also vergnügt, geschah das Unerhörte: Vater Milo hatte wieder einen Gedanken gefaßt. Gedacht, gethan. Er trug sein Göttergeschenk in die Gaststube der Herberge, ließ eine Schale frischer Milch kommen, brockte einen Oelkuchen hinein und sah schmunzelnd zu, wie prächtig es dem Dingelchen schmeckte. Dieses auf dem Schoß, saß er da und führte ernsthaft den großen Löffel in den kleinen Mund. Darüber bekam er selbst schrecklichen Hunger. Er bestellte sich ein tüchtiges Frühmahl, das er bis auf den letzten Bissen verzehrte. Das Dingelchen ließ er dabei nicht vom Arm.

Solches vollbracht, übergab er das Kind der Sorge der Wirtin und schickte sich an, nach den Eltern zu suchen. Er lief sich lahm, schrie sich heiser und kam spät

abends todmüde in die Herberge zurück. Als er vernahm, daß niemand nach dem Kinde gefragt, strahlte er über das ganze Gesicht. Die beiden Wandergefährten verbrachten eine zweite Nacht in Aricia. Das Dingelchen lag, bis zu dem Kinn in Milos festtägliche Toga eingewickelt, in dem Korbe, der zwischen dem Philosophen und dem andern Weisen stand. Vater Milo schlief unruhig; ihm träumte: die große Mutter hätte ihm zum Dank für die Eier den Korb mit Gold und Silber gefüllt. Um sich zu versichern, daß ihm sein Schatz nicht gestohlen sei, fuhr er alle Augenblicke auf, tastete hinüber und griff dem Dingelchen in die Locken.

Bereits vor Sonnenaufgang waren die beiden Romfahrer auf den Beinen; der Knabe schlief friedlich weiter. Vorsichtig wurde der Korb dem Rücken des Philosophen angeschnallt, Vater Milo stieg auf, und fort ging es in sanftem Trab. Als die Sonne aufgegangen und ihre Strahlen den Kleinen zu wecken drohten, hielt Vater Milo an und pflückte am Wege große Lattichblätter, die er über dem Korb befestigte, so daß das Dingelchen darin wie in einer Laube lag. Als sich die beiden dem Gebirge näherten, fühlte sich der eine von ihnen erleichtert und beschwert zugleich: er hatte seinen Schatz in Sicherheit gebracht, aber was würde Mutter Sora dazu sagen? Sie war eine wackere Frau, aber sie war auch eine gescheite Frau, und schwerlich würde sie ein zweites Mal für die große Mutter einen Korb voll Eier einpacken. Und es war doch ein Knabe!

In diesem zwischen Furcht und Hoffnung, Sorge und Freude, Angst und Stolz schwankenden Zustand gab die Meinung des überlegenen Freundes wieder einmal

den Ausschlag. Derselbe stieß nämlich beim Anblick des bunten Häuschens, dahinter sein Stall und seine Krippe sich befanden, ein gewaltiges Freuden- und Triumphgeschrei aus. Daß sich zuweilen sogar Stoiker von ihren Empfindungen hinreißen lassen!

4.

Mit Vater Milo war in seinen alten Tagen eine befremdliche und beängstigende Veränderung vorgegangen. Was hatte der Mann? Seitdem er von seiner großen Romreise zurückgekehrt, gab es kein Auskommen mehr mit ihm. Mutter Sora kam aus dem Kopfschütteln und dem „O Juno!"-Rufen gar nicht heraus. Dagegen schien es für ihren Gatten plötzlich weder irgend welches Staunen, noch irgend welchen Ausdruck dafür zu geben. Sein Haupt befand sich fortwährend in einer geradezu großartigen Ruhe; es war entschieden das Haupt eines Stoikers geworden.

Aber das war nicht alles. Seitdem Vater Milo mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört, wie Mutter Sora auch über das zweite Göttergeschenk ganz unverständig glückselig that, trat er im Häuschen mit der Forderung auf, als der eigentliche Begründer der Familie betrachtet und gefeiert zu werden — denn er hatte den Stammhalter ins Haus gebracht! Täglich bekam es Mutter Sora zu hören: er sei ein weitgereister Mann, ein Mann, der die Welt gesehen, ein Mann, der Weltkenntnis und Erfahrung gesammelt. Einmal auf dieses Thema gekommen, was er mit größter Regelmäßigkeit einigemal des Tages selbst besorgte,

nahm er sogleich eine großartige Miene an, mit der er zu verstehen gab, daß wer eine Reise thue, auch etwas erzählen könne. Er könne erzählen, aber er schweige; denn Bescheidenheit ziere den Mann, schwatzen sei Sache der Weiber. Indessen das müsse er sagen: das Mädchen, das Dingelchen, sei eines schönen Morgens auf der Schwelle gefunden und einfach aufgenommen worden; jedoch der Junge — —

Und nun begann in epischer Breite die Schilderung der Mühseligkeiten, Bedrängnisse, Gefahren und Leiden, die der Reisende bestanden, bis er es endlich zum Begründer einer Familie gebracht; Mutter Sora erfuhr zu ihrem Entsetzen, daß es der Listen des göttlichen Dulders Odysseus selbst bedurft, ehe der Stammhalter glücklich in den Korb gesteckt worden.

Großmütig teilte der greise Held den Ruhm seiner Thaten mit dem treuen Genossen. Das sei ein Geschöpf! Wie das zuerst geschlichen und darauf getrabt! Wie das die Ohren geschüttelt und schließlich durch sein Kriegsgeschrei die Verfolger siegreich zur Flucht gebracht. Mutter Sora schlug täglich im neuen Todesschreck die Hände über dem Kopf zusammen: ihr Alter hatte den Knaben wahr und wahrhaftig gestohlen! Und Vater Milo mußte täglich von neuem zugeben, daß er seine Thaten nach demselben Prinzip, demzufolge seine Gattin jeden Festtag den Mischkrug mit einer Ranke umwand, etwas blumig ausgeschmückt habe. Auch er wisse, was schicklich sei.

Trotz solcher Vorfälle befand sich die Familie, den Hausfreund nicht ausgenommen, in allerbester Stimmung. In dem bunten Häuschen wurde eine Reihe von Festen gefeiert, von denen die übrige Welt nichts wußte. Mutter

Sora hätte am liebsten jeden Tag ihre bunte wollene Staatstoga angelegt und die Amphora bekränzt; Vater Milo am liebsten jeden Tag frische Lorbeerkuchen gespeist und weniger reichlich gemischten Wein getrunken. Beide drückten ihre feiertägliche Gemütsstimmung besonders dadurch aus, daß sie viel opferten und wenig arbeiteten.

Aber obgleich Weberschifflein und Grabscheit für alle Zeit abgefunden zu sein schienen, gab es in dem bunten Häuschen zu thun, wie es darin noch niemals zu thun gegeben. Die beiden Dingelchen, davon das eine für Vater Milo längst der „Knirps" geworden, waren auch zwei Püppchen, mit denen es sich gar zu hübsch spielen ließ. Bald mußten sie gebadet, bald in winzige Tuniken gekleidet werden; soeben hatten sie verlangt, daß man sie auf den Arm nehme und mit ihnen im Zimmer umhertänzle, gleich darauf wollten sie niedergelegt und in Schlaf gesungen werden; jetzt mußte man ihnen Blumen zum Spielen bringen, jetzt zu essen geben. Mutter Sora versuchte sich demnach in allen erdenklichen Kindergerichten, die Vater Milo samt und sonders kostete und die ihm samt und sonders nicht süß genug waren. Am liebsten hätte er gesehen, wenn die Kinder mit Honig aufgepäppelt worden wären, und er konnte es seiner Alten nie verzeihen, daß diese halsstarrig und hartherzig bei ihrem Maisbrei blieb. Selbst wenn die beiden Göttergeschenke schliefen, gaben sie ihren Wärtern zu thun; denn dann mußte ihnen zugeschaut werden. Sie lagen beide auf Mutter Soras Speisebett, in Mutter Soras weichstes und leuchtendstes Linnen gewickelt, machten beide Fäustchen und schliefen beide mit einer Ausdauer und einem Eifer, als ob Schlafen ihre einstmalige Lebensbeschäftigung sein

solle. Die Alten wußten sich vor Freuden über den Anblick oft gar nicht zu fassen.

Kein Wunder also, daß Mutter Sora jetzt nie mehr in die Welt hinaus nach Norba in den Herkulestempel gelangte; dafür kam die Menschheit in Gestalt so und so viel ältlicher Norbanerinnen häufig in das bunte Häuschen, das über so viel Ehre von oben bis unten in Rosengluten errötete. Diese Menschheit ließ sich bei Sora, die sie mit ihren sechzig Jahren als junge Mutter betrachtete und behandelte, häuslich nieder, beschaute mit kritischen Mienen die beiden Kleinigkeiten, erteilte Orakel, prophezeite, ermahnte, warnte, tadelte, kopfschüttelte, vertilgte ungeheure Hügel von frischgebackenen Maiskuchen und ganze Obstgärten von Honigfrüchten, verjagte Vater Milo, der als Begründer der Familie zuerst nicht weichen wollte, bis in die tiefste Schlucht hinab, verursachte, daß Mutter Sora in strömenden Angstschweiß geriet und verhalf den beiden Kleinigkeiten zu einem Zetergeschrei. Erst nachdem sie das vollbracht, brach die Menschheit ihre Zelte ab und siedelte für einige Zeit wieder nach Norba über.

Uebrigens hatten sowohl das Dingelchen als auch der Knirps ihre ehrlichen Heidennamen erhalten. Der Stammhalter, der einiges in einem dem Alten völlig unverständlichen Dialekt stammelte, wurde Markus genannt; aber wie sollte das Dingelchen heißen? Nach vielem Kopfzerbrechen verfielen sie darauf, es Marka zu rufen. Vater Milo meinte: nun habe er bei der Sache das Seine gethan, weiter ginge ihn das Dingelchen nichts an. Trotzdem molk er jeden Morgen und Abend eigenhändig die Ziege, die ausersehen war, mit ihrer Milch die kleine Marka zu nähren. Nur bestand er darauf, daß

der Stammhalter seine eigene Ziege erhalte; eigentlich gebühre diesem die Milch von zwei Tieren.

Markus und Marka gediehen prächtig. Wenn sie nicht bei ihm waren, ließ Vater Milo bei seiner Feldarbeit oft alles stehen und liegen, behauptete, etwas vergessen zu haben, keuchte ins Häuschen zurück, durchkroch es von unten bis oben, schalt und polterte mit seiner Alten, um schließlich mit strahlendem Gesicht bei den Kindern sitzen zu bleiben. Natürlich rühmte er vor allem den Stammhalter; daraus würde einmal ein ganzer Kerl werden, ein Mann. Sehr bald mußte Markus mit dem Alten in den Oelberg hinab, und im ganzen Römerreich gab es keinen stolzeren und glückseligeren Mann, als Milo von Norba, wenn der kleine Markus dem Vater bei der Arbeit „ordentlich half". An manchem Mittag konnte man die beiden sehen, im Schatten des silberfarbigen Baumes der Athene lagernd und verzehrend, womit Vater Milos sorgliche Hausfrau ihnen den Speisekorb gefüllt. In der Ferne strahlte im Sonnenglanz das goldene Rom herauf, und der Alte erzählte dem Knaben von seiner großen Reise, was er da an Ungeheuerlichem erlebt und an Herrlichem geschaut. Staunend hörte Markus zu. Seine Augen blitzten, seine Wangen röteten sich — sehnsüchtig spähte er nach dem fernen Wunder hinüber. Nachts träumte er davon.

Was Marka anbetraf, so blieb sie für Vater Milo nach wie vor „das Dingelchen". Er sprach das Wort mit offenbarer Verachtung und zugleich mit heimlicher Zärtlichkeit aus. Wenn er nicht nach Herzenslust über das Dingelchen brummen konnte, war ihm nicht wohl, und wenn er zuweilen von der Arbeit fort lief, trug

hauptsächlich das Dingelchen daran schuld. Was schleppte er für das kleine, zierliche Wesen nicht alles zusammen: Blumen, Schmetterlinge, Leckerbissen, Bänder, Schmuck. Alle die schönen Dinge lagen gewöhnlich des Morgens auf Markas Bett, ein Ereignis, über das Vater Milo gewöhnlich grenzenloses Erstaunen bezeigte. Einmal erkrankte das Kind. Die ganze Zeit über wankte der Alte verstört umher, obgleich er sich den Anschein zu geben bemühte, als ginge ihn, da es nur das Dingelchen war, die Sache weiter nichts an. Als die Kleine sich verschlechterte, lief er in seiner Angst bis nach Setia, wo ein Arzt wohnte. Dieser gab ihm ein Mittel, das Marka bald besser machte. Mutter Sora mußte sogleich den großen Korb voll Eier packen, ihr fettestes Huhn schlachten, Vater Milo that noch ein Fäßchen seines besten Oels hinzu und trabte mit der Ladung glückselig zum Arzt.

Zwischen den Eheleuten war übrigens stillschweigend die Uebereinkunft getroffen worden, daß Marka ganz besonders Mutter Sora, Markus hingegen ganz besonders Vater Milo gehöre. Nun war es artig zu sehen, wie die beiden Leutchen sich einander fortwährend zu täuschen suchten; denn Mutter Soras Liebling war Markus. Natürlich merkten die Kinder bald, wie die Sachen standen. Der wilde, trotzige Markus steckte sich stets hinter die Mutter, und die sanfte, zarte, liebenswürdige Marka lächelte nie so holdselig, als wenn der Vater ihr ein grämliches Gesicht machte. Alle vier waren dabei so glücklich, wie man nur sein kann.

Aber der Mensch ist niemals zufrieden! Sogar die gutherzige Sora und der einfältige Milo tüftelten heraus, daß sie eigentlich viel glücklicher hätten sein können und sein

sollen. Warum hatten ihnen die Himmlischen ihre Spenden nicht früher geschickt?! Warum erst in ihren alten Tagen, wo sie bereits mit einem Fuße im Grabe standen?! Mutter Sora begann daher für sich und ihren Mann von den Göttern langes Leben zu erflehen, auf daß sie sich ihrer Kinder noch eine Weile erfreuen könnten. In ihrer frommen Einfalt glaubte sie, durch Verheißung eines Opfers die Unsterblichen bewegen zu können, auf ihre Bitten zu hören. Eine Norbanerin hatte ihr einmal vom Adonisfest erzählt, das alljährlich in Rom begangen werde. Fromme Eltern brachten ihre Söhne und Töchter hin, damit diese zu Ehren der großen Göttin Venus die Mysterien mitfeierten. Da beredete denn Mutter Sora ihren Mann zu geloben: wenn sie beide recht alt würden, der guten und großen Venus die Kinder, sobald sie achtzehn und sechzehn Jahre alt geworden, zu opfern und sie selber nach Rom zu führen. Im Herkulestempel legten die Eheleute das feierliche Gelübde ab, darauf wurde in der Hütte geopfert. Markus und Marka kauerten währenddessen vor dem Stein und beide jubelten über die schöne Flamme, die so bunt aufschlug und so lustig prasselte. Es war gerade Frühling, die Zeit des Adonisfestes.

5.

Markus und Marka wuchsen unter den Oleandern und Myrten auf, sorglos und heiter, wie ein junges Götterpaar. Sehr bald lehrte Mutter Sora sie für den Hausaltar und die Larenbilder Gewinde wickeln und beim Opfer ein Gebet sprechen. Da beide Kinder selbst zu einem Opfer ausersehen waren, hielt man sie frühzeitig

an, vor allen andern Himmlischen der „großen und guten“ Venus zu dienen. Unter den Spenden, die Vater Milo seiner Hauptgottheit darbrachte, befand sich auch ein Figürchen aus Terracotta, prächtig bunt bemalt, die Haare vergoldet, das um die Hüften zusammengeknotete Gewand azurblau mit purpurfarbigen Palmetten geschmückt. Es war ein Venusbild. Nachdem es feierlich in der Hütte aufgestellt war, versprach man den Kindern, wenn sie „erst groß“ geworden wären, mit den Eltern nach Rom wandern und dort an dem Frühlingsfest der Göttin teilnehmen zu dürfen.

Diese Verheißung ward den beiden zu dem Wunder, zu dem Märchen ihres Lebens. Jeden Abend rückten sie ein Schemelchen zu den Füßen der ausruhenden Alten, umschlangen sich und flehten inständigst, daß ihnen Mutter Sora die „wunderschöne“ Geschichte, von Venus und Adonis erzählen möge. Da sich Vater Milos Hausfrau bei dieser Gelegenheit mit großer Genugthuung ihrer Frömmigkeit und Gottesfurcht erinnern konnte, so that sie nichts lieber. Sie begann also.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die hieß Myrrha. Myrrha war so wunderschön, daß Sonne, Mond und Sterne darüber in Staunen gerieten und fast vom Himmel heruntergefallen wären. Alle Blumen wollten nur für sie blühen, alle Vögel nur für sie singen. Wo sie ging und stand, schossen Rosen und Veilchen auf, kamen Nachtigallen und Turteltauben geflogen. Es ist nicht zu sagen!

Ihrem Vater, dem König, prophezeite ein Orakel, daß seiner Tochter durch ihre Schönheit großes Unglück widerfahren würde. Da ließ er denn um sein Reich

herum eine goldene Mauer ziehen, so hoch, daß niemand darüber sehen und seine wunderschöne Tochter erblicken konnte und wäre er auch auf den allerhöchsten Berg gestiegen. Aber die Götter konnten hinabschauen, und als sie die schöne Myrrha sahen, da machten sie große Augen. Das verdroß die gute und große Göttin Venus, die so wunderschön ist, daß Diana, die Mondgöttin, die die Allerschönste sein will, ganz gelb wurde vor Neid. Doch Myrrha war hinter ihrer goldenen Mauer zehntausendmal schöner als sie.

Als es sich eines Tages ereignete, daß einer der Götter die wunderschöne Myrrha gar zu zärtlich ansah, ging die gute und große Göttin zum König und sagte es ihm. Da ward der König sehr zornig und wollte seine Tochter umbringen — bei der Venus, das wollte er! Aber der eine der Götter verwandelte Myrrha schnell in einen Myrtenbaum. Derselbe that sich plötzlich auf und plötzlich lag ein kleines Knäblein davor. Die Unsterblichen mögen wissen, wie das geschehen konnte, doch es geschah so.

Das Knäblein wurde Adonis genannt.

Unter dem mütterlichen Myrtenbaum wuchs Adonis auf. Alle Nymphchen des Waldes kamen und pflegten ihn. Sie melkten für ihn eine Ziege, webten ihm eine Tunika, bekränzten ihn und spielten mit ihm. Adonis wurde so wunderschön, wie seine Mutter gewesen, und als die gute und große Venus ihn einmal sah, da machte nun *sie* große Augen. Sie wollte sich allsogleich mit ihm vermählen, doch mußte sie leider unverzüglich nach der Insel Cypria, wo die Königstochter Psyche auch zehntausendmal schöner war, als sie. Sie nahm deshalb

Adonis geschwind den Nymphen weg und gab ihn der Göttin Proserpina, diese sollte ihn bis zur Rückkehr der guten und großen Göttin in ihrem dunklen Reich bewahren, damit nicht Sonne, Mond und Sterne den wunderschönen Jüngling beschienen und sähen.

Als nun Venus die Königstochter Psyche ob ihres Frevels gebührend bestraft, kam sie eilends von Cypria zurückgefahren, um mit Adonis Vermählung zu feiern. Proserpina wollte ihn jedoch für sich behalten. Die beiden großen und guten Göttinnen zankten sich, bis beide kein Wort mehr reden konnten. Venus ließ ihren Taubenwagen wieder anspannen und fuhr so schnell sie vermochte, zu Jupiter, bei dem sie so lange auf Proserpina schalt, bis dieser ärgerlich ward und bestimmte: die andre sollte den schönen Jüngling wieder hergeben. Weil ihn indessen die gute und große Göttin gerade im Mittagsschlaf gestört, so gebot er Venus zur Strafe, daß Adonis einen Teil des Jahres bei Proserpina in der Unterwelt zubringen sollte. Dagegen war nichts zu machen.

Als die ersten Blumen blühten, feierten der schöne Adonis und die schöne Venus in Lust und Freuden ihr Hochzeitsfest. Aber die eine gönnte der andern nicht den Mann und ließ ihn auf der Jagd von einem Eber umbringen. Da schrie die gute und große Göttin Venus gräßlich auf und ließ aus den Blutstropfen des armen Adonis die blutroten Anemonen erblühen. So war es.

Also erzählte Mutter Sora den atemlos Lauschenden. Obgleich auch Vater Milo wie ein Kind zuhörte, konnte er doch niemals geduldig den Schluß erwarten; und kaum hatte Mutter Sora das letzte Wort gesprochen, so fing er zu erzählen an: die wunderbare Geschichte seiner großen

Romreise. Zu seinem Schmerz mußte er gerade das Schönste und Seltsamste auslassen: den Fund des Knaben nämlich; denn es war zwischen den beiden Alten ausgemacht worden, daß Markus und Marka für ihre Kinder gelten sollten.

Diese erlebten bereits jetzt ihr zukünftiges Glück. Von ihrer Felsenhalde aus auf Latium und Rom herabschauend, machten sie zusammen wohl tausendmal den Weg von Norba nach der schimmernden Stadt. Sie dichteten ihre Ankunft im Venustempel, ließen sich in Gewänder kleiden „ganz aus Gold" und mit einem Kranz von blutigroten Anemonen schmücken. Was darauf folgte, war alles Mysterium.

Da es jedoch noch so lange dauerte, bis sie „groß" geworden, so spielten sie einstweilen „Adonis und Venus". Die notwendigen Kränze wurden gewunden, aufgesetzt und lange blühende Zweige abgebrochen; so geschmückt, faßten sie sich ehrbar bei der Hand und schritten feierlich zum Altar. Dort standen sie eine Weile schweigend, ernsthaft auf den Stein niederschauend, den sie voll Blumen gehäuft, gingen dann langsam fort, stiegen in die Schlucht hinunter, wo sie, am Rande des Beckens sitzend, geduldig das Eintreffen des Wunderbaren erwarteten. Wenn gar nichts kommen wollte, wurden sie zuerst sehr betrübt, trösteten sich indessen bald mit neuem Spiel. Sie nahmen die Kränze ab, zerrissen sie und warfen die Blumen in die Wellen. Diese sollten nach Rom fließen und die gute Göttin bitten, sie recht, recht bald groß werden zu lassen.

Vater Milo und Mutter Sora hüteten sie so, daß die Kaktushecke eine Mauer für sie bildete, die Schlucht ein Abgrund für sie war. Als Markus größer wurde

und bisweilen Lust bezeigte, aus dem Neste zu fliegen, standen die beiden guten Alten beständig Todesangst aus: konnten ihnen die Kinder nicht eines Tages wieder genommen werden? Oder sie konnten erfahren, daß sie nicht ihre wirklichen Kinder wären, woraufhin ihnen vielleicht in den Sinn kam, ihre wirklichen Eltern aufzusuchen.

6.

Markus und Marka liebten sich leidenschaftlich, und ihre Zärtlichkeit wuchs mit ihren Jahren. Sie waren unzertrennlich. Am liebsten durchstreiften sie Hand in Hand die schönen Haine, die rings das Häuschen umgaben. Oder sie ruhten auf der Wiese, wo sie unter Kräutern und Blumen wie versunken lagen, daß die Halme und Blüten hoch über ihnen zusammenschlugen und sie wie durch ein schimmerndes Gewebe in das dunkle leuchtende Blau des Himmels blickten. Ihre Unschuld war so groß, ihr Dasein so traumartig, daß sie noch nicht kannten, worin Himmlische sowohl wie Irdische solche Weisheit besaßen; zu den Mysterien ihres Lebens gehörte auch noch der Kuß.

Eines Abends begaben sie sich wieder in die Schlucht hinunter, deren jenseitige Felsenwand sie von der Welt abschloß. In dem Becken, darein sich der Wildbach ergoß, rauschte es heute, als ob die Wellen den beiden etwas ganz besonders Geheimnisvolles anzuvertrauen hätten. Sie setzten sich wie gewöhnlich auf das Gestein unter die schwankenden Blätter und begannen wie gewöhnlich von den Wundern ihrer Zukunft zu reden, deren Erfüllung sie immer näher kamen.

„Wir werden die Göttin gewiß sehen," meinte Markus.

„Die goldene Aphrodite!"

„Sie muß sehr schön sein."

„Sie hat die Menschen sehr lieb. Es ist ein großes Glück, daß wir ihr geopfert werden sollen."

„Wie es nur sein mag? Sie können uns doch nicht auf einen Opferstein legen."

„Sie feiert ihr Fest. Da sind wir eben um sie und bedienen sie."

Markus dachte nach.

„Ich denke mir, sie wird so aussehen, wie du."

Marka lachte auf, ein leises silberhelles, süßes Lachen.

„Sie ist ja eine Göttin."

„Die Götter sehen auch nicht anders aus, als die Menschen. Gibt es etwas Schöneres als du bist?!"

Er umschlang sie. Da fühlte er, daß sie zitterte. Plötzlich ward ihm sonderbar zu Mut; die Glieder wurden ihm schwer, heiße Schauer durchrieselten ihn, todesmatt sank er mit seinem Kopf an des Mädchens Schulter.

So saßen sie stumm und regungslos, lange, lange, bis es dunkel ward.

Marka zitterte heftiger, eine unendliche Angst überkam sie. Sie wollte fort und fliehen, aber sie konnte keine Bewegung machen.

Da hörten sie sich rufen: „He, Markus! Marka! Wo steckt ihr?"

Als wären sie über einem Verbrechen ertappt, fuhren sie auf und eilten nach Hause. In der Kammer, wo die Oellampe brannte, wagten sie nicht, sich anzusehen.

Nun kam für die beiden eine wundersame Zeit. Alles wurde anders, alle Spiele hörten auf. Sie mieden sich; beinahe, daß sie einander geflohen wären. Befanden-

sie sich einmal zusammen, so wußten sie sich nichts zu sagen und schlugen die Augen zu Boden. Wenn ihre Hände sich zufällig berührten oder sie sich so nahe kamen, daß eines den Hauch des andern fühlte, so war es ihnen, als stocke plötzlich ihr Atem.

Mutter Sora verwunderte sich, daß Marka ihr gar nicht von der Seite wollte; sie mußte sie den ganzen Tag über mit häuslichen Arbeiten beschäftigen und ihr Unterricht im Weben erteilen; aber sie ward oft gefunden, wie sie die Hände im Schoß hielt. Sie war blaß, rührte kaum Speise an und träumte lebhaft. Mutter Sora, mit der sie das Lager teilte, hörte sie in ihren langen schlaflosen Nächten flüstern und seufzen.

Markus trieb es noch ärger. Er war zu jeder Arbeit untüchtig, so daß Vater Milo schelten mußte und lieber alles selbst verrichtete. Stundenlang lag er im Sonnenschein, zu müde oder zu träge, eine Bewegung zu machen. Er sang schwermütige, sehnsuchtsvolle Lieder, die ihm von selbst kamen, und für die er sich eine eintönige traurige Weise erfand. Oft sprang er plötzlich auf und lief davon. Er stürzte in das Dickicht, brach sich durch das schier undurchdringliche Unterholz von Mastix und Myrten Bahn, klomm ungestüm die Felsen empor, da, wo sie am steilsten waren, sprang von Klippe zu Klippe, stieß einen wilden Jubelschrei aus.

Früh morgens pflegten die beiden in die Schlucht hinunterzusteigen, am Wasserbecken ihr Oberkleid abzulegen und sich zu waschen, kaum wissend, daß sie sich voreinander entblößten. Seit jenem Abend hatte auch das aufgehört.

Markus ertrug es nicht mehr, so in der Enge zu

bleiben. Eines Tages überschritt er das strenge Verbot, das einzige, das er jemals erhalten und das ihm die Welt, die hinter der Kaktushecke lag, eine Welt, die ihm weit schöner dünkte als die seine, gänzlich versagte. Mit unsicheren Schritten ging er den verwachsenen Pfad, von dem er wußte, daß er zur Stadt führte. Er kam an. Staunend sah er eine hohe Felswand aufsteigen, ein mächtiges Thor sich wölben. Davor lag eine weite schöne Flur, auf der eine Schar von Jünglingen ihre Rosse tummelte. Andre schleuderten nach einer schlanken, kranzumwundenen Stange lange Speere, deren Spitzen im Sonnenlicht funkelten, oder sie warfen kleine, schimmernde Scheiben, oder sie rangen miteinander. Markus stand da und schaute zu, wie in einem Traume befangen. Seine Augen leuchteten, seine Wangen röteten sich; aber zugleich fühlte er solches Weh, solche Sehnsucht. Bevor er recht begriffen, was er sah, fesselte bereits wieder etwas andres seine Aufmerksamkeit. Dieses war ein langer, seltsamer Zug. Bekränzte, flötenblasende Knaben schritten ihm voraus; darauf folgten festlich gekleidete Jungfrauen, in ihrer Mitte eine Verschleierte führend. Den Mädchen schlossen sich Jünglinge an, einen Gefährten geleitend, der die weiße Festtoga trug und dessen Stirn mit einer roten Tänie geschmückt war, Jünglinge und Jungfrauen sangen einen feierlichen Hymnus.

Markus folgte dem Zuge. Sie schritten durch das Thor und zwischen hohen Felsenhäusern dahin, kamen zu einem Platz, den Götterbilder zierten, zu einem Gebäude, das Säulen schmückten. Sie zogen hinein, Markus umfing geheimnisvolle Dämmerung. Er sah ein goldenes, schrecklich schönes Bildnis leuchten, sah Opferrauch auf-

wallen, sah die Verschleierte und den Jüngling in der Festtoga zum Altar treten, sah die Vermählung vollziehen.

Aber er wußte nicht, was sie feierten; er dachte an Marka und das Adonisfest.

Dann befand er sich wieder auf der Flur vor dem Thor. Die Jünglinge riefen den jungen schönen Fremdling an, mit ihnen Reit- und Kriegsspiele zu treiben. Mit laut klopfendem Herzen, über und über erglühend, nahm Markus die schwere Metallscheibe, die man ihm reichte. Als er sie so ungeschickt faßte und für den Wurf gar nicht die rechte Stellung finden konnte, ward er weidlich verhöhnt. Zornig schleuderte er den Diskus weit fort, so weit, daß alle in Jubelgeschrei ausbrachen. Man führte ihm ein junges wildes Pferd vor, das noch nie einen Reiter getragen; er schwang sich darauf und regierte es wie ein junger Halbgott. So fanden ihn am Abend des nächsten Tages Vater Milo und Mutter Sora, die ihn schon verloren gegeben und halb entgeistert angewankt kamen, um in der Stadt nach ihm zu suchen. Er wollte nicht wieder mit ihnen zurück; als er jedoch hörte, daß Marka weinend in der Hütte sitze, lief er den Alten voraus.

Sie feierten in der Hütte ein Fest, als sei Markus von den Toten auferstanden. Mutter Sora schleppte herbei, was es an Honigfrüchten und andern guten Dingen überhaupt herbeizuschleppen gab. Vater Milo befand sich vollends in einem Zustand höchsten Entzückens, darüber, daß der Familie der Stammhalter erhalten geblieben. Den Göttern wurden Dankopfer dargebracht.

Marka, nachdem sie Amphoren und Trinkschalen mit Kränzen umwunden und der Mutter emsig mit Herrichten

des Festmahls geholfen, saß in stiller Glückseligkeit da, so schön, daß Markus kein Auge von ihr abwenden konnte. Er sollte seine Abenteuer berichten; aber es war nicht viel aus ihm herauszubringen. Nur begehrte er zu wissen, was es bedeute, wenn eine Verschleierte und ein Jüngling so geführt würden, wie er es gesehen. Man sagte ihm, daß es ein Brautzug gewesen.

7.

In diesem Jahre erreichten Markus und Marka das Alter, in dem sie Venus geopfert werden sollten. Vater Milo und Mutter Sora hielten das Geschenk ihres langen Lebens für die Folge ihres Gelöbnisses und sehnten sich nach dessen Vollziehung. Ungeduldig wünschten sie für ihren Sohn die Vermählungsfeier der Göttin mit Adonis herbei. So sehr sie sich auch die Köpfe zerbrachen und so eifrig sie dieselben auch schüttelten, wollte ihnen nicht einfallen, was diesem fehlen könne. Er war jedoch krank und wurde immer kränker. Die gute und große Göttin würde ihn heilen.

Das ganze letzte Jahr hatte Mutter Sora am Webstuhl verbracht und mit bereits stark zitternden Händen für ihre Lieblinge die Festgewänder gewebt: Tuniken von weichster, weißester Wolle mit purpurfarbenem Saume.

Wie ein Triumphator zog der ewig junge Adonis, dieser blumenbekränzte Gatte der schönsten und seligsten Göttin aus dem dunklen Reich des Todes auf die Oberwelt. Sein leuchtendes Antlitz erhob sich wie eine zweite Sonne über das blütenlose Land. Er schüttelte seine strahlenden Locken, und Himmel und Erde glänzten auf;

sein sinniger Blick grüßte die Welt, und diese lag da, mit Blüten überschüttet; er lächelte, und die Menschen wurden froh und beglückt. Selbst die volskischen Felsenberge hüllten ihre nackten Leiber in Blumen, warfen sich schimmernde Mäntel über und umkränzten zum Vermählungsfest des großen Herzensbeglückers mit der Göttin der Liebe ihre kahlen Stirnen. Das graue Gemäuer der Städte verschwand unter Rosen und Kaprifolium, die Schluchten füllten Fluten goldgelben Ginsters, und von den Hügeln schienen die Narzissenfelder wie schimmernde Ströme niederzurinnen. Purpurn und blutrot leuchteten die Fluren von Veilchen und Anemonen.

Um das bunte Häuschen war wieder einmal ein Knospen und Blühen, ein Flöten und Girren, als ob Venus und Adonis willens wären, sich daselbst unter Oleander und Myrten das bräutliche Lager bereiten zu lassen. Am Abend vor dem Tag, der das große Ereignis der Abreise bringen sollte, saßen alle vier Reisenden vor der Thür ihrer lieben Hütte. Marka wand an einem Kranz, der am nächsten Morgen zum letzten Opfer dienen sollte, Markus lag zu ihren Füßen und reichte ihr Rosen und Anemonen — die Blumen von Venus und Adonis. Die Alten kauerten auf der Schwelle und schauten glückselig auf die beiden jungen schönen Menschen, von denen sie in ihrer Einfalt wollten, daß sie Geschwister bleiben sollten. Sie plauderten von dem, was der nächste Tag ihnen bringen würde; Mutter Sora war etwas beklommen zu Mut, Vater Milo jedoch gab sich den Anschein, als ob eine Wanderung nach Rom ein Spaziergang nach — Aricia wäre. Er gebärdete sich zum Erschrecken mutig und kühn: er kannte das alles!

Dann ging die Sonne unter. Hinter dem prächtigen Antium stürzte sie sich in voller Flammenherrlichkeit in das aufleuchtende Meer. Die fernste Bucht, der fernste Berg glänzte auf. Die weite Küste mit ihrem breiten Saume von Prachtbauten zog sich wie ein Strahlengürtel um das herrliche Land. Von dem entzündeten Himmel wälzten sich die Gluten des Abendrots auf die Erde hinunter. Purpurfarbige Dünste umqualmten den westlichen Horizont, und Rom schien zum zweiten Mal aufzulohen.

Bereits vor Tagesanbruch waren die Reisenden auf und gerüstet. Markus zäumte und bepackte das Maultier — ach, daß nicht auch für das lange Leben jenes andern großen Philosophen und treuen Hausfreundes Gelübde gethan worden waren! Vater Milo wankte umher, seinen Wanderstab suchend, Mutter Sora und Marka bereiteten das Frühmahl. Als hinter den Aecquerbergen die Sonne aufging, versammelten sie sich um den Altar, brachten das Opfer dar und nahmen schweigend den letzten Imbiß zu sich. Darauf traten alle ins Freie. Vater Milo verschloß mit zitternder Hand die Thür, Mutter Sora empfahl mit schluchzender Stimme das Häuschen dem Schutze der Himmlischen, wurde auf den Rücken des großen Philosophen und treuen Hausfreundes gehoben, der Alte griff in die Zügel, Markus und Marka schritten voraus — so zogen sie unter dem Jubel der Lerchen in den jungen Tag hinein, in die weite Welt hinaus.

Bei Lanuvium gelangten sie auf die Via Appia und mitten in den Völkerstrom, der aus Campanien nach Rom flutete. Als Mutter Sora sich auf einmal in solchem

Getümmel fand, entsank ihr aller Mut. Aber der große Reisende blickte thatendurstig auf das Gewühl, das ihm längst bekannt war. Trotzdem ließ er es ruhig geschehen, daß man von allen Seiten auf ihn eindrang und losschimpfte, weil er entweder den Fuhrwerken nicht auswich oder sein Tier mitten unter die Fußgänger trieb. Schnell entschlossen ergriff Markus die Herrschaft über das Langohr und damit die Leitung des Zuges, so daß sie unter fortwährenden Kämpfen mit dem Willen des Hausfreundes im Laufe des Vormittags glücklich um einige Miglien weiter kamen. Am Nachmittag lenkte der Jüngling von der Straße ab, auf eine Wiese, wo sie im Schatten eines Pinienwäldchens Rast machten. Mutter Sora wurde aus dem Sattel gehoben, man lagerte sich, trank den herben Roten ungemischt und verzehrte die heimatlichen Leckerbissen, von denen ein Vorrat mitgenommen worden war, der für einen Monat ausgereicht hätte. Nach Sonnenuntergang zogen sie in Aricia ein, wo Vater Milo sie triumphierend in die Herberge führte. Auf dem Wege dahin mußten sie an jenem Tempel vorbei, dessen Gottheit damals Mutter Soras fromme Spende empfangen; aber der Alte rühmte nicht, daß ihm der Tempel besonders bekannt sei.

Das Fremdenhaus war überfüllt; nur mit Mühe erhielt die kleine Gesellschaft Unterkunft. Aengstlich hielten sich die Alten zusammen, einem Pärlein erschreckter Vögel gleich. Marka drängte sich dicht an die Mutter, Markus mußte für alles sorgen. Vater Milo stand Todesangst aus, daß man ihn und den Stammhalter erkennen könne.

Als der Morgen graute, weckte Vater Milo die Seinen. Bald darauf brachen sie auf.

Während Mutter Sora über alles und jedes, was sie sah, in fast erschrockenes Erstaunen geriet, that Vater Milo, als ob ihm der Anblick so vieler Herrlichkeiten ein durchaus alltäglicher sei. Er sah kaum auf und äußerte sich über die staunende Bewunderung seiner alten Lebensgefährtin mit verächtlicher Geringschätzung. Markus schritt wie ein Verzückter neben dem Maultier her, Marka befand sich vollends wie in einem Traum.

Sie durchzogen eine Straße, zu beiden Seiten dicht mit Türmen, Tempeln und Portiken besetzt, von denen viele aus Marmor errichtet: Gräber, die die volskischen Reisenden für Tempel, Lusthäuser und Wachtürme ansahen. Unabsehbar erstreckten sich dahinter die Haine und Gartengefilde, zogen sich die goldigbraunen Mauermassen der Aquädukte durch die Rosenfelder dahin. Den tuskulanischen Höhenzug bedeckten bis zum Gipfel die üppigen Besitzungen der Römer, und von der glanzvollen Sabina lockte das schöne Tibur herüber.

Das Getreibe auf der Straße war womöglich noch ärger als am ersten Tage. Der Basalt des Pflasters dröhnte von Rädergepolter und Hufschlägen. Mit jeder Miglie vermehrten sich Fußgänger und Sänften. Am meisten bemerkbar machten sich die Priester. Viele davon schlugen große erzene Becken gegeneinander und verursachten damit einen Heidenlärm. Sie schrieen mit dünnen Eunuchenstimmen, sahen feist und fett aus; ihre weibischen Gewänder waren zerrissen und schmierig.

Einer dieser heiligen Männer gesellte sich zu den Reisenden. Er trug eine braune, faltige Tunika und eine hohe phrygische Mütze. In dem roten aufgedunsenen Gesicht blinzelten ein Paar verschmitzter, schlauer Aeuglein.

Während die Geschwister sofort einen starken Widerwillen gegen die Kutte empfanden und er sogar dem harmlosen Alten Mißtrauen einflößte, war Mutter Sora über ihre fromme Reisebegleitung höchlichst entzückt. Ehe fünf Minuten vergangen, wußte der würdige Mann alles, was es von den Leutchen überhaupt zu wissen gab. Er machte ein wichtiges Gesicht, verdrehte die Augen, begann im höchsten Diskant Zweck und Absicht zu loben und sich darauf über dergleichen erbauliche Vorhaben sowie über den Lohn der Himmlischen für solche Gottesfurcht ein weiteres zu verbreiten. Vater Milos Mißtrauen schwand, Sora aber, der guten einfältigen Sora, schlug das alte, thörichte Herz so warm und freudig, wie es seit jener Stunde nicht mehr geschehen, da sie ihrem Alten das Opfer für die große Mutter hatte aufpacken helfen. Beide baten nun den Priester inständig um Rat und Hilfe, die ihnen von dem Ehrwürdigen denn auch auf das bereitwilligste zugesagt wurde. Er versprach, sie nach dem Tempel zu führen, darin in drei Tagen die Festlichkeiten ihren Anfang nehmen sollten, und daselbst für alle Herberge zu schaffen. Wer war dankbarer als die beiden Alten! Besonders Vater Milo fühlte sich neu belebt: in Rom wäre es gewiß an den Tag gekommen, daß er niemals in Rom gewesen.

Am Nachmittag hielten sie durch die Porta Capena ihren Einzug in die große Stadt. Selbst Markus verlor seine Unerschrockenheit, als er sich von diesem Lebensocean umbraust sah.

Der Priester führte sie durch die elfte Region am großen Cirkus vorüber. Hier war wegen eines Sieges der Grünen über die Blauen ein Aufruhr, als sei eine

Empörung ausgebrochen. Die Leutchen aus Norba meinten nicht anders, als daß ihre letzte Stunde gekommen sei. Markus sah sich nach einer Waffe um, die Seinen zu verteidigen; und alle waren schließlich sehr erstaunt, daß man sie ruhig am Leben ließ. Ihr Führer bahnte sich mit der größten Gemütsruhe einen Weg durch das Gewühl, wobei er kräftig Mund und Ellenbogen gebrauchte; in Todesangst hielt sich Vater Milo an dem Gewande des heiligen Mannes fest, den Esel nachziehend; Mutter Sora murmelte alle frommen Sprüche, die ihr im Schreck einfallen wollten; Markus hatte Marka umfaßt, noch immer bereit, den Kampf aufzunehmen.

Rings um die Wände des Cirkus lehnten sich Speisehäuser und Verkaufshallen. Was die drei Weltteile an Seltsamem und Kostbarem boten, lag hier zusammengehäuft und wurde zum Kauf ausgeschrieen. Nicht nur die Schnur indischer Perlen gab es zu erhandeln, sondern auch die Mädchen, denen man den Schmuck um den Hals hängen konnte. Sie standen vor den Thüren der Freudenhäuser mit bemalten Wangen, bloßer Brust, mit falschem Geschmeide behängt, in feurigroter, lose gegürteter Tunika. Auch Markus wurde oftmals angerufen. Einmal drängte sich eine zu ihm, sah ihm frech ins Gesicht, faßte ihn am Arm und flüsterte ihm etwas zu. Der Jüngling verstand sie nicht, begriff auch nicht, was sie von ihm wollte; da er sah, daß Marka totenblaß geworden, stieß er die Dirne fort. Diese lachte laut auf.

Auch auf das schöne Mädchen fielen Blicke, die Marka nicht gewahrte, die aber ihrem Gefährten, ohne daß er ihre Meinung erfaßte, alles Blut in die Wangen trieben. Als sie beim Fortunatempel auf das Forum Bovarium

kamen, begegneten sie einer Sänfte, die von sechs riesigen Aethiopiern getragen wurde, denen eine Schar von Klienten folgte. Mit golddurchwirktem Baldachin über sich, ruhte auf schimmernden Teppichen ein vornehmer Römer in weißer Toga. Als er den Priester sah, winkte er den Trägern, stehen zu bleiben. Mit unterthänigem Grinsen trat der Diener der guten und großen Göttin zu dem mächtigen Manne. Die Alten glaubten, es sei Kaiser Domitian, und waren unschlüssig, ob sie sich auf die Kniee niederwerfen und um Gnade bitten sollten.

Der Senator unterhandelte mit dem Priester, wobei er einigemal wie prüfend nach dem jungen Mädchen herüberblickte. Seine dünnen, welken Lippen verzogen sich, was für diesen schlaffen Mund ein Lächeln bedeuten mochte. Er schien dem Priester einen Auftrag zu geben, den dieser mit gekrümmtem Rücken entgegennahm. Die weiße Hand, deren sämtliche Finger mit mächtigen Ringen belastet waren, erhob sich zu einem matten Gruße. Noch einmal fiel ein müder Blick auf das Mädchen, dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Auch die anderen gingen ihres Weges weiter. Vater Milo fand nicht den Mut, seinen Begleiter zu fragen, was der Cäsar mit ihm gesprochen habe.

An vielen Tempeln und Portiken vorbei, über viele kleine säulenumstandene Plätze hinüber, gelangten sie jenseits des Velabrum zwischen dem Marcellustheater und dem Tempel der Bellona in ein düsteres Gassengewirr. Wie Felsenwände stiegen zu beiden Seiten die fensterlosen Häusermauern in die Höhe, wie eine tiefe Schlucht, deren Grund die Flut des römischen Volkslebens füllte, engte sich dazwischen die Gasse. Vor einem großen, finsteren

Gebäude ward endlich Halt gemacht. Hier sei die Herberge des Tempels, bedeutete der Priester seinen Schützlingen, und hieß sie draußen auf ihn warten: er müsse erst nachfragen, ob für sie noch Unterkunft zu bekommen.

Damit verließ er sie. Während die beiden jungen Leute, jedes im geheimen, sehnlichst wünschten, daß sich für sie kein Platz finden möge, erwarteten die Alten voll Bangigkeit die Antwort. Was sollte aus ihnen werden, wenn das Heiligtum sie nicht in seinen Schutz nahm?! Sicherlich wären sie dann auch von der Gottheit verlassen gewesen.

Nach langer Abwesenheit kam der Priester zurück, von einem andern begleitet, der die Fremden — besonders den Jüngling und das Mädchen — aufmerksam musterte und dann allen ankündigte, daß der Tempel sie aufnehmen würde. Die Alten strahlten vor Freude. Mutter Sora ward herabgehoben, desgleichen der große Korb. Ganz schüchtern bat die Greisin, ob der Korb ins Haus getragen werden dürfe: er enthalte unter anderem auch einige ärmliche Spenden für die gute Göttin.

Nachdem zuerst der Hausfreund im Stalle des Tempels untergebracht und versorgt worden, begab sich die Familie in die Herberge, wo sie einen engen Raum angewiesen bekam, der sein spärliches Licht durch ein düsteres Atrium erhielt. Man brachte ihnen schlechtes Essen und Wein, der zu drei Vierteln gewässert war, so daß Vater Milo reichlichst Gelegenheit zu seiner beliebten Ausdrucksweise erhielt. Er brummte mit Mutter Sora, daß sie den Korb fortgegeben, und hätte den frischgeräucherten, fetttriefenden Schinken viel lieber sich selber als der Göttin gegönnt. Seine fromme Hausfrau, voll Sorge,

daß solche Anschauung die Himmlische erzürnen könne, mußte ihn ernstlich ermahnen, die Prüfung mit Geduld und Ergebung zu tragen.

Da geschah etwas Schreckliches.

Als Markus sich einmal um den Esel bekümmern wollte, ließ der Thürhüter ihn nicht zum Hause hinaus. Der Jüngling fuhr wild auf und versuchte mit Gewalt den Ausgang zu gewinnen. Auf das Geschrei des Mannes eilten Priester und Tempeldiener herbei; Markus wurde ergriffen und fortgebracht.

Die Alten und Marka waren Zeugen des Auftritts. Mutter Sora schrie laut auf, und Vater Milo versuchte mit schwachen, zitternden Armen, seinem Sohne zu helfen. Er ward beiseite gestoßen, daß er wankte und fiel. Marka stand blaß und stumm da und starrte auf die Thür, durch die sie den Bruder in das Innere des Hauses geschleppt. Erst der Jammer der Mutter brachte sie wieder zum Bewußtsein. Beide Frauen halfen dem Greis auf und führten ihn in die Zelle zurück. Er blutete an der Stirn und war so schwach wie ein Kind. Niemand kümmerte sich um sie, und sie verbrachten eine angstvolle Nacht. Mutter Sora kauerte während der ganzen Zeit neben ihrem Manne am Lager und vermochte nicht die Hand zu rühren. Marka sorgte für beide mit stiller Zärtlichkeit; aber auch sie fand kein Wort des Trostes.

Am anderen Morgen verlangten die Alten zu ihrem Sohne, was ihnen jedoch nicht gestattet wurde. Ihr Jammer verhallte ungehört. Da rafften sie sich auf: sie wollten zum Kaiser. Man ließ sie ungehindert hinaus, Marka ward zurückgehalten. Nun wollten die Armen wieder hinein, jedoch jetzt wehrte man ihnen den Ein=

tritt. Sie sahen ihre Tochter in der Mitte des Atriums stehen, um Hilfe flehend und die Arme nach ihnen ausstreckend. Priester kamen, das Mädchen ward in das Haus zurückgeschleppt. Eltern und Tochter schrieen schrecklich auf, dann ward das Atrium leer und die Thüre geschlossen. Die beiden Alten liefen die Straße auf und ab und schrieen alle Vorübergehenden um Hilfe an. Die Leute sammelten sich um sie, hörten ihnen zu, zuckten die Achseln, ginger weiter. Endlich sanken sie vor dem Hause in einem Winkel des Portikus nieder. Man ließ sie dort liegen.

8.

Am folgenden Morgen vor Tagesgrauen begannen sie ihr Jammern, Flehen und Anrufen von neuem. Sie konnten kaum ausdrücken, was sie wollten. Die Römer lachten über ihren volskischen Dialekt, hüllten sich in ihre Togen und überließen sie ihrer Verzweiflung. Vergebens frugen sie nach dem Priester, der sie hergeführt, vergebens suchten sie Eintritt, wenn auch nur bis ins Atrium, zu erlangen. Mutter Sora hing sich einem Priester, der hineinging, ans Gewand, wurde hart angefahren und abgeschüttelt. Auch im Tempel waren sie. In der dämmerigen Marmorhalle erstrahlte das Götterbild auf hohem Sockel, aus Gold und Elfenbein verfertigt, mit dunklen Edelsteinen in den weit offenen Augenhöhlen, rings von schimmernden Weihgeschenken umstellt.

Die Pracht ängstigte die beiden Alten, scheu schlichen sie wieder hinaus. Mutter Sora führte ihren Mann unter den Portikus, sie selbst ging, stellte sich an eine Ecke der Straße, so weit entfernt, daß ihr Mann sie weder sehen

noch hören konnte, und bettelte; denn auch ihr Geld war ihnen abgenommen worden. Als sie einige Kupferstücke erhalten, kaufte sie Brot, das sie ihrem Alten gab; sie selbst aß nichts davon.

Die Nacht verbrachten sie wie die vergangene; obgleich von Jammern und Klagen zu Tode erschöpft, schlossen sie kein Auge. Einmal war's Vater Milo, als höre er seinen Esel schreien; er brach in Thränen aus und wollte sich gar nicht trösten lassen. Zuletzt legte sich Mutter Sora seinen Kopf an ihre Brust und begann, da er immer noch schluchzte, mit zitternder Stimme leise zu singen. Dabei schlief er ein.

Am zweiten Tag, nachdem sie lange Zeit stumpf und starr, halb leblos im Tempelhause gekauert, taumelten sie auf und schwankten fort. Sie wollten zum Kaiser. Auf irgend eine Weise gelangten sie am späten Nachmittage zum Fuße des Palatin; kaum, daß sie sich noch aufrecht halten konnten. Nach allen Richtungen hin hatten sie die ungeheure Stadt durchwankt, immer nach dem Kaiser fragend. Man hielt sie für verrückt. Endlich waren sie von einem Knaben zum kaiserlichen Palast hingewiesen worden; aber hier wollten die Wachen sie nicht einlassen. Sie hockten in der Nähe des Eingangs nieder, geduldig wartend, bis der Kaiser herauskommen würde. Darüber ward es Nacht. Sie wurden fortgetrieben. Aber am andern Tag kauerten sie wieder vor dem Eingang. Endlich, in der Morgenstunde, kam der Kaiser. Er ließ sich in das flavische Amphitheater tragen und sah in seinem goldenen Mantel aus wie ein Gott. Die Alten hatten sich erhoben, hielten sich an der Hand gefaßt und standen zitternd da; er sah sie an, aber sie

wurden von des Cäsars Gefolge und dem Schwall der Römer weit fort und zurückgedrängt.

Den ganzen Tag warteten sie auf die Rückkehr des Kaisers. Vom Amphitheater herüber scholl der brausende Lärm des Spiels. Sie hörten das Geheul der Löwen und Tiger, die gräßlichen Rufe der Gefangenen, die in die Arena geführt wurden, die Sterbeschreie, den wütenden Jubel des Volkes. Beinahe wären beide vor Grausen umgekommen. Am Abend vernahmen sie, daß der Imperator durch ein andres Thor in den Palast zurückgekehrt sei.

In der größten Not fiel der Alten die große Mutter ein: Cybele würde den großen Korb voll Eier und das Gewand sicher nicht vergessen haben. Nun sollte Vater Milo sie zu dem Tempel der Göttin führen. Dieser machte Ausflüchte, aber Mutter Sora drängte immer heftiger in ihn. In seiner Angst gestand er, daß er zum erstenmal in Rom sei und daß er damals das Opfer in einem andern Tempel einer andern Gottheit dargebracht. Seinem Weibe fuhr der Schreck in die Glieder; Sora brach zusammen und lag leise wimmernd da. Mit ihrem Manne redete sie kein Wort: alle diese Jahre hatte er sie getäuscht und betrogen. Die alte Frau fühlte sich von Göttern und Menschen verlassen.

In dieser Gemütsverfassung sah sie ihre letzte Hoffnung in dem Opfer von Markus und Marka.

Aber gewiß würden sie auch der Göttin weggenommen werden, wie sie den Eltern entrissen worden waren. Wenn nun auch Venus um ihr Opfer kam, wie Cybele darum gekommen, dann würde — — sie konnte nicht ausdenken, was dann kommen würde, sicher war

es etwas Gräßliches. Das arme Weib wünschte sich den Tod.

Da sie jedoch leben blieb, regten sich die Triebe und Instinkte des Lebens von neuem in ihr. Sie wollte zum Tempel zurück, sich dort auf die Schwelle legen und so lange winseln, bis man sie zu den Kindern hineinließ, oder bis sie wenigstens erreicht, daß sie der Venus geopfert würden. Zusammen brachen sie auf, irrten und irrten; aber sie fanden die Straße nicht wieder, und keiner konnte sie zurechtweisen. Bei Anbruch der Dunkelheit kamen sie an den Fluß. Sie wankten am Ufer entlang, bis sie zu einer schönen blumigen Flur mit einem mächtigen Hain uralter Steineichen gelangten. Ein Bach durchströmte ihn, eine Schlucht bildend, die mit Myrten bewachsen war. Dahinter erhob sich ein Fels von rosendurchflochtenen Lorbeerdickichten umgeben, mit einem kleinen, nach allen Seiten offenen Rundtempel auf seinem Gipfel, vielen geheimnisvollen Grotten und Altaren. Sie verkrochen sich unter den Gebüschen, die über ihnen rauschten wie über dem Häuschen in Norba. Auch Nachtigallen schlugen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war eine leuchtende Mondnacht. Vom funkelnden Firmament herab ergoß sich's über die Erde und umflutete das fahle Antlitz der Schlummernden mit Strahlen. Mit verklärter Welle zog der gelbe Fluß dem Meere zu, einem Wanderer gleich, der unter dem Sternenhimmel todmüde dahinschleicht. Ernst und feierlich erhob sich in der Ferne das glanzvolle Gebirge.

Zu dem Mysterium der Nacht kam dasjenige der Götter.

Den Tiber hinab trieb lautlos eine geheimnisvolle Flotte. Sie landete. Scharen von Umhüllten, von Verschleierten stiegen ans Land. Weiße Gewänder schleppten dahin und streiften von den Blumen den Nachttau. Hain, Schlucht und Fels belebten sich. In den schwarzen Schatten flammte es auf. Fackeln wurden geschwungen.

In weitem Kreise umstellten Wachen die Flur, die mit gezücktem Schwert abhielten, was von Unberufenen eindringen wollte.

Dumpfe unirdische Musik ertönte, gedämpfter, feierlicher, schauerlicher Trauergesang. Schwarz verhüllte Jungfrauen führten Adonis in das Reich des Todes hinab.

Sie zogen mit ihm in die Grotten.

Der Gesang verhallte, die Fackeln erloschen. Alles war Schweigen und Einsamkeit.

Plötzlich glühte das Innere des Berges taghell auf. Kleine Sonnen kreisten. Unter bacchantischen Klängen erhellten sich die tiefsten Gewölbe, durchleuchtete es den ganzen Fels.

Aus den Wänden schienen Rosen aufzublühen, es regnete Narzissen und Veilchen.

Auf allen Altären brannten Opferfeuer. Es dampfte und erfüllte die Tiefen mit rosigem Nebel.

Wilde, verzückte bacchische Rufe ertönten, Schreie: „Adonis! Adonis!"

Jünglinge und Jungfrauen erschienen und führten ihn der Göttin entgegen — der Gattin.

Der Kultus begann.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Alten erwachten, aber sie glaubten zu schlafen und zu träumen. Durch die Zweige glühte roter Feuer-

schein. Flur und Hain wurden von wilden Gestalten durchschwärmt. Sie waren bekränzt, warfen die Arme empor, rasselten mit erzenen Schellen und stießen wirre, gellende Laute aus, die Sprache einer mänadischen Lust.

Sie glichen Berauschten, es waren Verzückte.

Durch die myrtenbewachsene Schlucht bewegte sich ein langer Zug langsam hinunter, dem Bache zu. Sie trugen ein Götterbild.

Den Fels erfüllte ein Gewimmel von Gestalten. Alle hielten blühende Zweige, die sie über sich schwenkten; alle drängten ungestüm zum Gipfel hinauf.

Von diesem ergoß sich ein silberheller Glanz in die Tiefe; er entströmte dem Tempel, an dessen Altar der Gott mit der Göttin stand.

Da erblickten, von Strahlen umflossen, die Alten die Geister ihrer verstorbenen Lieblinge. Sie standen mitten im Gewühl halbnackter Leiber und hielten sich umfaßt. Ein Priester wollte sie trennen, aber Markus schlug ihn nieder.

Welch Wirrwarr! Welch Tumult!

Den Alten schwanden die Sinne.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr war vergangen. Wieder feierte Rom das Adonisfest, feierte die Erde den Frühling. Um das bunte Häuschen blühten Veilchen und Anemonen, Krokus und Narzissen, und die Nachtigallen konnten kein Ende finden mit ihren Liebesgesängen.

Vater Milo und Mutter Sora lebten noch. Sie schienen uralt zu sein, waren stumpf und kindisch geworden. So kamen sie damals von ihrer großen Reise

zurück, wo sie sich in ihre Hütte geschlichen, die sie seither nicht verlassen. Sie thaten nichts und redeten kaum. Keine Blumen schmückten die heiligen Larenbilder, mit keinem Opfer dankten sie den Himmlischen für ihr langes, langes Leben. Von früh bis spät kauerten sie vor ihrer Hütte und starrten mit halbblinden Augen hinüber, wo das goldene Rom zu den Göttern aufstrahlte.

So saßen sie auch jenes Frühlingsabends, an welchem auf dem Pfad, der von der römischen Straße zu dem Häuschen führte', ein junges Paar gegangen kam. Vorsichtig bog der Gatte, ein schöner, blühender Jüngling, die Ginster- und Haselnußzweige zurück, damit sie der jungen Mutter, die ihren Säugling an der Brust trug, nicht ins Gesicht schlugen. Sie sprachen kein Wort, befanden sich in angstvoller Erwartung und kamen sich, nachdem sie sich schon entsündigt geglaubt, von neuem wie Schuldige vor, die jetzt vor ihre Richter treten sollten.

Und nicht einmal, daß sie ihre Sünde hätten bereuen können! War es doch eine so schöne, eine so heilige Sünde.

Hatte die große und gute Göttin nicht selbst sie zusammengeführt? Du, o Venus, Göttin der Liebe!

Waren am Vermählungsfeste der Himmlischen mit dem bekränzten Adonis nicht sie selbst die Vermählten gewesen? Hatte, als die Braut in eines andern Arme sinken sollte, nicht die Schaumgeborene sie beschützt und in die seinen geführt? Und was dann geschehen — — War das nicht alles, alles ein unbegreifliches, ein unaussprechliches Wunder, ein göttliches Mysterium gewesen?!

Nachdem die schwesterliche Geliebte gerettet, die Vermählung geschlossen worden, überfielen die beiden jungen

Gatten Zweifel und Angst. Sie fühlten sich strafbar, versteckten sich, lebten in tiefster Verborgenheit, wagten sich nicht wieder zurück. Doch da geschah zum zweitenmal ein Wunder. Dieses wollten sie nun zu dem bunten Häuschen, unter die Oleander und Myrten tragen, es an der Schwelle hoch emporhalten und dazu sagen: „So hat uns die gute und große Göttin gesegnet! Thut ihr das gleiche an uns. Wir sind schuldlos, schuldlos müssen wir sein; denn: sehet her!“

Und jetzt waren sie da. Die junge Mutter, über und über erglühend, ganz Scham und zugleich ganz Stolz, ganz Flehen und zugleich ganz Zärtlichkeit, stand vor den beiden Alten und streckte ihnen stumm ihr Kind entgegen. Auch Markus sprach nicht, sondern ließ den Säugling, ließ die Götter für sich bitten.

Vater Milo und Mutter Sora waren aufgetaumelt und starrten mit wilden Blicken auf die Erscheinungen. Sie stammelten, lallten; sie stießen wirre Laute aus, murmelten die Namen ihrer Gestorbenen, deren Lebendigsein sie nicht fassen konnten.

Doch dann — — daß sie dann die Freude nicht tötete.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie lagen alle auf der Wiese, in der Mitte das kleine, schwarzäugige, schwarzhaarige — denn es hatte schon förmliche Löckchen, pausbäckige, rosige Wunder, ganz in blutroten Anemonen: in Adonisblumen begraben. Geduldig ließ es sich anstarren und anstaunen, hätscheln und tätscheln. Als ihm aber Vater Milo mit seinem langen struppigen Bart zu nahe um das Gesichtchen herumfuchtelte, da griff das Dingelchen, von der Hand der

Mutter geführt, mit seinem Patschchen ganz herzhaft zu, hielt es ganz kräftig fest; und erst jetzt war Vater Milo vollkommen davon überzeugt, daß es ein wirkliches und lebendes Wunderkind sei. Nur eines quälte ihn: es war gewiß nur solch Dingelchen.

Doch damit kam er beim Vater schön an: ein Stammhalter war's!

Dann erfuhren die beiden Kinder — denn das waren sie trotz ihres Kindes noch immer, daß sie keine Geschwister wären. Und das hatte die gute und große Göttin, der sie geopfert worden, die sie vermählt hatte, natürlich gewußt.

Der Sohn des Kalifen.

Dramatisches Märchen in vier Aufzügen

von

Ludwig Fulda.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Der Vicomte.

Komödie in drei Akten

von

Rudolf Presber.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Das Kreuz am Ferner.

Ein hypnotisch-spiritistischer Roman

von

Karl du Prel.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark.

Die Osterinsel.

Roman

von

Adolf Wilbrandt.

Dritte Auflage.

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Voss, Richard,

Römische Dorfgeschichten Inhalt: Maria Botti. - Die Ikariden. - Der Mönch von Palazzuola. - Der Sibylle von Tivoli. - Das Venusopfer

Stuttgart 1897